

Hymen

Oskar von Redwitz

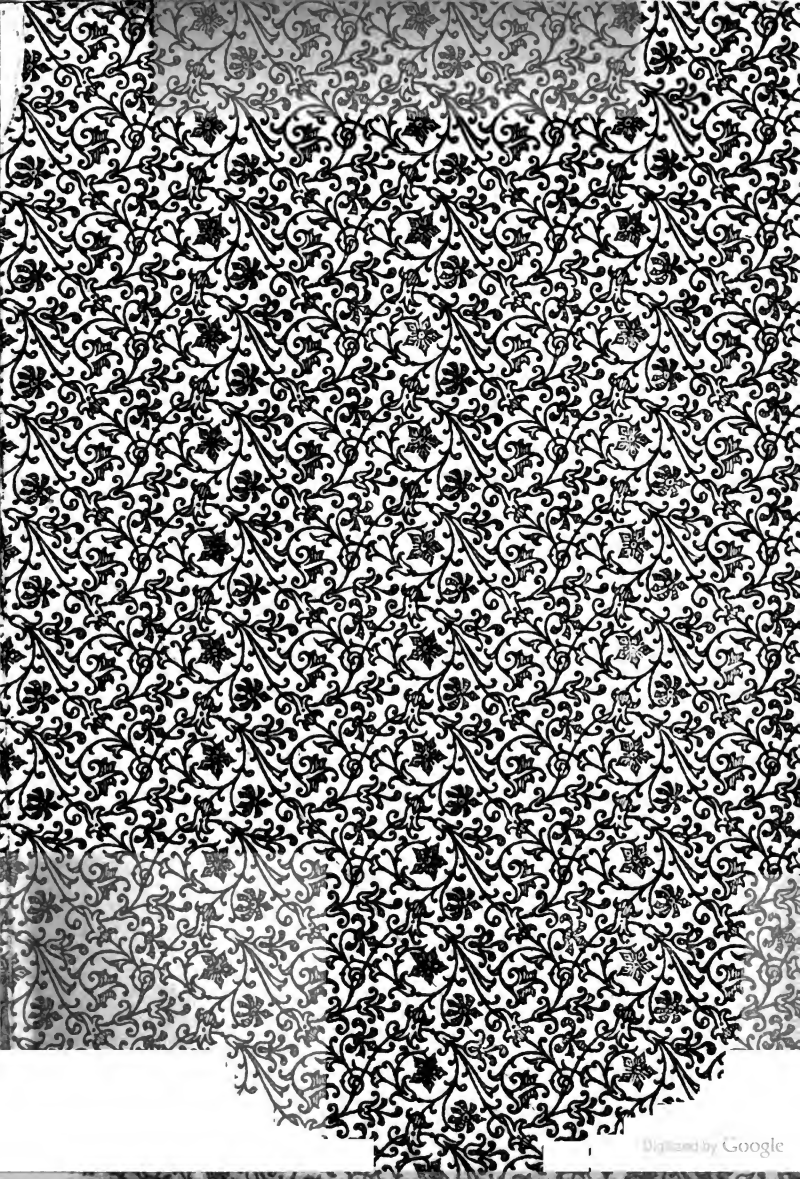
348

Library of



Princeton University.

BLAU MEMORIAL COLLECTION



in 7.00

1/25/12

440

4

1/25/12

Oscar von Redwitz. Das Lied vom neuen deutschen Reich.
Eines ehemaligen Lütkow'schen Jägers Vermächtniß an's
Vaterland. Elfte Auflage. Geheftet 4 M., gebunden 5 M.

Oscar von Redwitz. Haus Wartenberg. Ein Roman.
Sechste Auflage. Geheftet 5 M., gebunden 6 M.



Hymen.

Ein Roman

von

Oscar von Redwitz.



Berlin.

Verlag von Wilhelm Herz.

(Desslersche Buchhandlung.)

1887.

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Wilhelm Cronau's Buchdruckerei in Berlin.

Erstes Buch.

(RECAP)

3481
1423
348

D. von Hedwig, Hymen.

1

549055



Erstes Kapitel.

Fruchtbares Flachland mit hie und da eingestreutem Gehölz und Haidegrund dehnte sich unabsehbar aus. Zahlreiche Kirchtürme ragten daraus empor, als Wahrzeichen einer dichten Bevölkerung, über deren Dörfern manch' stattlicher Edelsitz bemerkbar auftauchte. Die ganze Fernsicht aber weithin beherrschend, thronte auf einem Hügelkamme, dem letzten Ausläufer des westlichen Waldgebirgs, das vieltürmige Schloß Soos, in seinem schnörkelreichen Zopfstyl mit lichtfarbigem Anstrich dem heiteren, wohlgepflegten Gesicht eines Lebemannes aus der Rococozeit vergleichbar. Und wollte man in diesen physiognomischen Vergleich auch das, eine Meile weit entfernte Herrenhaus des Rittergutes Welley miteinbeziehen, so sah dieses der behaglichen Miene eines, mit seinem Schicksal zufriedenen Mannes ähnlich: so wohnlich traut lag dieser maßige, prunklose Bau in der Umfriedung eines kleinen Parks, seitab vom Dorfe, zu dem eine dickstämmige Lindenallee sich hinüberzog.

Auf diesem alten Familiensitze geboren und erzogen, hauste zu Anfang der fünfziger Jahre Herr Otto von Klinger-Welley, ein schlichter, ferniger Landedelmann, der, jahraus

jahrein, musterhaft in Fleiß und Ordnung, seine Gutswirthschaft betrieb, außerhalb seines Besitzes kein Vergnügen aufsuchte und selbst in der Provinzhauptstadt nur Geschäfte halber einkehrte. Sein Vermögen war ein sehr ansehnliches, aber niemals that er groß damit. Er zählte vielmehr zu den sogenannten stillreichen Leuten, war sparsam, ohne knauserig zu sein, führte mit gebiegenem Anstand seinen Haushalt, übte gerne die Gastfreundschaft und hatte noch obendrein allzeit, und ohne sich viel darum bitten zu lassen, eine offene Hand, wenn er nur zuvor wußte, daß mit seiner Freigebigkeit auch wirklich etwas auszurichten war.

Seine Ehehälfte, Frau Friederike, eine geborne von Muffow, gleichfalls auf ihrem elterlichen Gute groß geworden und von Kind auf mit allen ländlichen Interessen zusammengewachsen, hatte den gleichen patriarchalischen Zug in ihrem Denken und Gebahren. Kerngesund, wie ihre stattliche Leiblichkeit, war auch ihr Kopf, wie Herz, und Ueberspanntheit des Geistes oder blasirte Empfindung, diese modernen geistigen Krankheitsbilder, waren ihr so wenig bekannt, wie die anderen leiblichen der Blutarmuth und Nervenschwäche. Um so rüstiger und regelmäßiger vollzog sie seit jeher ihre Pflichten als Gattin, Mutter und Hausfrau. Sie war ihrem Manne sogar eine recht umsichtige Stütze in der Führung seiner Gutswirthschaft, soweit dies in ihren Frauenberuf sich schicklich einfügte. Und so hatten beide Ehegatten, in stets gemeinsamem Einverständniß ihrer beiderseitigen Pflichten und Bestrebungen, jenes häusliche Glück einander begründen helfen, das zwar der Ueberschwänglichkeit entbehrte, deßhalb aber auch um so sicherer ausgedauert hatte.

Freilich war ihnen das Leben bisher auch nicht allzu schwer gemacht worden. So oft auch früher ihre Kinderstube

in ein Lazareth verwandelt und ihre Berechnungen durch Mißernten und andere wirthschaftliche Unfälle gekreuzt worden: sie hatten doch noch an keinem einzigen Grabe eines ihrer Lieben stehen müssen, und ihre drei Kinder waren an Leib und Seele gleich gut gerathen.

Der älteste Sohn, Fritz, schon selber Ehemann und junger Vater, verwaltete bereits sein eigenes Gut in der Nähe des elterlichen; und der zweite, Wilhelm, hatte sich zur Würde eines Referendars hinaufgeschwungen, zwei gleich tüchtige, nach den Eltern geartete, junge Männer, die gleichfalls mit ihren Ansichten und Bestrebungen auf durchaus realem Boden festen Fuß gefaßt.

Die einzige Tochter, Irene, hingegen, die ihren etwas fremdartigen Namen einer Tante in Berlin zu verdanken hatte, war mit ihren nun bald neunzehn Jahren so gar nicht das mütterliche Ebenbild, daß sich die Eltern oft selber darüber verwunderten, wie dieses zartgliederige, goldblonde Mädchen in ihrem Hause zur Welt gekommen sein konnte. Auch deren Gemüthsart, im Gegensatz zu den praktischen Brüdern, war eine so ideale, und sie neigte so überwiegend zu poetischer Schwärmerei, daß Irenen's Elternhaus unmöglich als der Boden gelten konnte, auf dem diese Anlagen ursprünglich entstanden sein mochten. Wer hätte jedoch lange darnach gefragt, von wem sie diese Eigenschaften vielleicht geerbt haben könnte? — Man freute sich dieser schönen, sinnigen Tochter, die sie eben war, und beide Eltern betrachteten sie gleichmäßig als ihren Augapfel und Hauschatz, den ihre Liebe fast zu sehr verhätschelte. Keine Ausgabe hatte dem Vater für deren geistige Ausbildung daheim je zu groß gedünkt, und die Mutter war ihre vorbildliche Lehrerin in der Ausübung aller häuslichen Pflichten. Als man dann

auch später entdeckte, welch' schöne Stimme sie habe, scheuten die Eltern sogar das für ihr Herz größte Opfer nicht: sie für ein ganzes Jahr lang ihrer Berliner Tante und Taufpathin, der Geheimrätthin Frau Irene von Mussow, zu überlassen, damit dort durch den allerersten Gesanglehrer kunstvoll geschult werde, was sie einst schon als kleines Mädchen den Volksweisen daheim in naivem Liebesdrange nachgesungen hatte.

Im letzten Spätherbst war sie nun mit bestem Erfolge wieder heimgekehrt, und noch poetischer angehaucht, als vorher. Im intimsten Verkehr mit der ebenso ästhetisch gebildeten, wie sehr empfindsamen Tante, die einen kleinen, gleich gestimmten Damenkreis um sich gehabt, war Irenen's Anlage zur Schwärmerei für alles Ideale nicht nur nicht abgeschwächt, sondern vielmehr noch gepflegt und erhöht worden. So war bei ihrer Heimkehr der frühere praktische Einfluß der Mutter leider ziemlich abgestreift. Als Irene jedoch ihr erstes Lied daheim gesungen, da waren die Eltern so sehr davon entzückt, daß sie's nicht länger mehr ruhen ließ, den Genuß ihres kunstgerechten Gesanges nun auch einem größeren Kreise zugänglich zu machen.

So war denn in diesem Winter an jedem Mittwoch, als dem hierzu festgesetzten Gesellschaftstage, das Klinger'sche Herrenhaus von Woche zu Woche immer voller geworden, erst von Freunden aus der nächsten und dann auch von Gästen aus der fernsten Nachbarschaft. Wußte doch jeder Standesgenosse, daß er auch ohne besondere Einladung eines freundlichen Willkommens sicher sei! Freilich hatten auch die Rosen auf Irenen's Wangen, die Weilchen in ihren Augen und das Gold in ihrem Haar nicht minder, als jenes in ihrer Kehle, manch' jungen Gast herbeigelockt. Wenn aber

die Eltern auch diese Anziehungskraft ihrer Tochter gewahrten und sich darüber freuten, so fühlten sie sich doch völlig frei von jedem Gedanken: ihr Kind möglichst bald an den Mann zu bringen. Nur zu gut wußten sie ja, daß der Myrthenkranz für Irene nichts weniger, als ein unerfüllbarer Mädchentraum, verbleiben würde.

Sie sang auch wirklich bezaubernd schön. Denn neben aller erlernten Kunst klang in gleich ungekünstelter Anmuth ihre ganze Seele mit aus. Niemand hatte drum auch die Fahrt zum Welleker Herrenhause jemals zu bereuen gehabt, nicht beim weitesten Weg und auch beim schlechtesten Wetter nicht. Alle Gäste fühlten sich wohl in der reinen Luft dieses Hauses, darin nur Ehrlichkeit und Wohlwollen das Wort führte. Zur anspruchslosen Stimmung dieser Gesellschaftstage paßte auch die ganze Einfachheit des Haushaltes und der Bedienung. Schon die bloße Unterhaltung mit Irene in ihrer echten Herzensbildung fesselte ungemein; den feinsten Genuß jedoch boten ihre Lieder, die sie als Tochter des Hauses ungeziert kredenzte, wie einen gastfreundlichen Labetrunk aus goldenem Gefäß.

Nicht alle Gäste freilich fuhren dann immer in gleich stimmungsvollem Behagen durch die Nacht zurück, Ohr und Herz noch voll vom Frühlingsklange Mendelssohn- und Schubert'scher Weisen. Bei dem und jenem jungen Bewunderer war wohl oft auch ungestilltes Liebessehnen oder Eifersucht das nächtliche Geleit bei der Heimkehr. Denn, so seelenvoll auch Irenen's Gesang war, und der Beifall sie ihrer- und der Eltern willen freute: ihr innerstes Herz blieb dennoch unberührt von all der lauten und stillen Schwärmerei ihrer Verehrer. Deshalb übertrat sie auch bei keinem die Schranke jener liebenswürdigen Freundlichkeit,

die sie jedem Gast ihres Hauses glaubte gleichmäßig schuldig zu sein. — Der Rechte war eben noch nicht gekommen! . . .

Da, mitten im tiefsten Winter, kam zum allerersten Male der junge Herr Werner von Goos wie vom Himmel hereingeschneit, einer der vornehmsten, reichsten Erben im Lande. Erst vor kurzer Zeit von einem längeren Aufenthalt in Paris zurückgekehrt, hatte er daheim und in der nächsten Nachbarschaft von Irenen's Schönheit und Gesang schon so viel Ruhmens gehört und daneben auch so manches Gerede über ihre heimlichen Umwerber, daß es ihn ordentlich prickelte, sogleich mitten unter sie hineinzuplazen und sein schon so oft erprobtes Glück in der Liebe auch dort herauszufordern. Zudem sehnte sich zuletzt auch seine bessere Natur, anstatt der mitunter ziemlich dunstigen Atmosphäre seines Pariser Garçonlebens, wieder einmal darnach: in deutschen Gesellschaftskreisen reinere Luft zu athmen und die gesunde Kost deutscher Lieder sich aufzufrischen zu lassen. Fühlte er sich doch auch bis zum Ekel übersättigt vom Chansonetten-Ragout seiner letzten französischen Freundin!

Sein unverhoffter Besuch versetzte die ganze Gesellschaft in eine eigenthümliche Erregung. Irene selber überkam auch noch die höchste Befangenheit. Und dies bewirkte nicht nur die ungewöhnlich vornehme, elegante Erscheinung dieses neuen Gastes, sondern noch mehr der gleichsam mythenhafte musikalische Nimbus, der ihn schon von jeher umgab, so scheinbar bescheiden er diesen auch vor der Außenwelt zu verbergen schien. Sollte er doch ein Wundergenie sein im Komponiren und ein ebenso feiner Musikkenner!

Und kaum eine Stunde lang hatte Werner von Goos an diesem Mittwoch die Gastfreundschaft des Herrenhauses verspürt, da geschah es auch schon seinem guten Geist: als

sei er nach seiner Pariser Hezjagd auf bald sonnverbrannter, bald sumpfiger Haide, plötzlich in trauteſtes Waldesdunkel verſetzt worden. Wie im Anſchauen einer wunderthätigen Blume war er gebannt von Irene's jungfräulicher Lieblichkeit, und gleichwie erquickenden Wein ſchlürfte ſein verödetes Herz ihre Lieder ein.

Er machte nicht viel Gerede dabei, was überhaupt nicht ſeine Gewohnheit war. Nur die wenigen Worte ſprach er zuerſt, die der höfliche Anſtand von ihm verlangte. Als Irene ſang, lehnte er ſich im Stuhl zurück, ſo ſtumm in ſich verſunken, als ob er ſelber der Mindeste ſei unter all' ihren Zuhörern. Und doch verſtand er es meiſterhaft, mit Blick und Miene nach dem Verklingen jedes Liedes ſein verſtohlenes Lob zu beſorgen, viel beredter und auch viel einſchmeichelnder für die Bewunderte, als all' die andern, noch ſo lauten Ausrufe der Begeiſterung.

Auch Irene merkte dies ſtumme Lob Werner's gar wohl. Zum Ueberſehen war dieſer neue Gaſt viel zu bedeutend. Und in dieſem ſtummen Entzücken kam er ihr noch viel ſchöner, viel anziehender vor, als bei der erſten Begrüßung. Dieſe hohe, von dunklem Haar umſchattete Stirn, dies bleiche, faſt wie leidende Geſicht mit dem noch halb flaumigen Vollbart! Und gar dieſe großen, tiefblickenden, etwas müden Augen — welch' eine geheime Anziehungskraft lag für ſie in dieſem ſo ganz eigenartig vornehmen jungen Edelmann! Bis in den tiefſten Grund ihres Herzens drang die Augensprache ſeines ſchweigſamen Beiſalls.

Jetzt ſang ſie eben das Mendelsſohn'sche Lied: „Suleika.“ — Mitten darin, wie aus ſeellichem Zwang, that ſie einen verſtohlenen, zaghaften Blick nach Werner herüber. Da

schlug auch er gegen sie die dunklen Träumeraugen sehnsuchtsvoll auf. Und als sie eben die Goethe'schen Verse sang:

„Sag's ihm, aber sag's bescheiden:
Seine Liebe sei mein Leben!
Selbiges Gefühl von beiden
Wird mir seine Nähe geben“ —

begann da ihre Stimme nicht leise zu zittern? Und immer höher, immer banger, hob sich ihre jungfräuliche Brust, wie in jäher, heimlicher Angst. — Wovor doch nur?

Mit Mühe und Noth sang sie ihr Lied zu Ende, und doch von einer Gluth durchzittert, wie noch keines zuvor. Alle drängten sich um sie und versicherten, daß sie noch nie so ergreifend schön gesungen habe.

Werner ließ sie erst Alle ruhig gewähren. Als sie dann wieder allein stand, da erhob auch er sich vom Stuhl und trat mit feierlicher Miene zu ihr hin. Seine noch herabhängende Hand streifte die ihrige ganz sacht, sein Odem wehte sie an, und mit verstohlener Tynigkeit flüsterte er ihr zu: „Wie dank' ich Ihnen für ihren wunderbaren Gesang!“ — Dann noch zwei rasche Blicke, ein kühner aus seinen dunklen Augen, ein angstvoller aus ihren lichten; das war Alles, aber genug. Irene zitterte in Mark und Bein, und eine leise, all' ihre Sinne befangende mystische Gewalt war von ihm in sie hinübergeströmt.

Was merkten die zahlreichen Gäste von diesen flüchtigen Augenblicken, in denen Irene erst blutroth, dann bleich geworden war, und rasch sich mit erzwungenem Frohsinn wieder unter die plaudernden Gäste gemengt? — Selbst den Eltern war's entgangen.

Nur zwei junge Männer, Irene's treueste Verehrer, der Eine ein junger Gutsherr, der Andere in Dragoneruniform, beide die Söhne hochangesehener Abels Häuser, hatten mit dem gleichen Scharfblick der Eifersucht auch gleiche Verstimmung davongetragen. Keiner aber hatte dies dem Andern erst zu sagen und den Grund hierfür zu erklären brauchen.

Wiederum drängte man Irene zu neuem Gesang, denn es war Zeit zum Abschied, und Alle wollten noch eine recht warme Erinnerung auf den kalten Heimweg mitnehmen.

Nicht um Alles hätte sie jetzt aber noch einmal ein elegisches Lied singen können. Sie besorgte zu sehr, daß das Zittern ihrer Stimme dabei sie verrathen könnte. Darum erwählte sie ein recht heiteres, sonniges, vom erwachenden Frühling. Aber auch dieses, ob sie's wußte und wollte, oder nicht, gleichviel: sie mußte es so singen, als ob sie selber nun in eine Lerche verzaubert sei, die an einem Lenzmorgen ihre Hymnen herunterjubelt über keimende Saaten und springende Knospen.

Herren, wie Damen, erhoben sich, um der anmuthigen Sängerin zu danken. Nur er, der Eine, blieb wieder sitzen. Neben ihm aber saß noch eine Andere, die schon mit ihm hergekommen, wenn auch kein Auge sie gesehen, die schon von Kind auf seine unzertrennliche, vertrauteste Gefährtin war, die ihn zu Allem antrieb, ihm zu Allem rieth und jeden Genuß erst werthvoll machte: seine, all' sein Denken und Empfinden maßlos beherrschende Eitelkeit.

Und zudringlich flüsterte sie jetzt in ihn hinein: „Sie ist Dein, wenn Du sie nur willst! Denn alle Gluth ihres Gesanges kam heute nur von Dir und galt nur Dir!“ — Und da es so in ihm sprach, funkelte sein Auge im spöttischen

Triumph über die andern zaghafsten Bewerber. Es war gut, daß Irene diesen bösen, höhnischen Blick nicht sah. Als jetzt aber ihr Auge das feinige suchte und fand, da war dessen feuriger Glanz wieder nur Liebe, so heiß begehrende, verzehrende Liebe, daß sie ihr eigenes davor erschrocken niederschlug.

Jetzt war er seines Sieges ganz gewiß. Er stand auf und mischte sich unter die Gäste, die Irene's Hände zum Abschied herzlich schüttelten. Auch er gab ihr die feinige, und äußerlich so harmlos und unbefangen, daß auch der schärfste Blick dabei nichts Besonderes argwöhnen konnte. Wäre Irene jetzt aber auch blind gewesen, sie hätte doch den Druck von Werner's Hand aus allen heraus gespürt. Ihr war's dabei, als ob ihr ein Messer mitten durch's Herz ginge, und doch überkam sie eine so schauerfüße Wonne nach diesem jähen, seltsamen Schmerz, daß jeder, der ihn einmal verspürt, nach dessen Wiederholung sich sehnen muß.

Endlich hatten alle Gäste sich verabschiedet, vom heutigen Abend über die Maßen entzückt. Ein Wagen nach dem andern fuhr am Herrenhause vor; der des jungen Goos war unter den allerersten. In der Winternacht draußen erhob sich jetzt plötzlich ein Schneesturm, aber im Innern der zurückgebliebenen Tochter des Hauses fing ein anderer immer mächtiger zu brausen an: der Frühlingssturm der ersten Liebe.

Der „Rechte“ für Irene war in Werner von Goos heut Abend gekommen. Und warum gerade in ihm? Hätten nicht schon lange zuvor viel reinere junge Manneshände die ihrigen herzlich gedrückt und auch andere Augen, als viel ungetrübtere Seelen Spiegel, liebehehnfüchtig in die ihrigen hineingeschaut? — Und doch hatte sie nicht davon den

gleichen allmächtigen Zauber der Liebe verspürt, sie, deren Herz doch makelrein war, wie der frischerschlossene Kelch einer Waldblume? — Warum nur bei diesem einen Mann und nicht bei den andern? — Ein räthselhaftes Geheimniß! — Kein Seelenkenner hat es noch jemals erklären können, aber es ist zweifellos vorhanden, und das Fräulein von Klinger war jetzt nicht das erste unschuldige Mädchen, dessen Herz diesem uralten, dunkeln Zauber ahnungslos verfallen war.





Zweites Kapitel.

Am nächsten Freitagmorgen saß Herr Otto von Klinger in seiner einfachen, aber behaglichen Wohnstube. Nachdenklich im ledergepolsterten Armstuhl zurückgelehnt, hielt er einen Brief in der Hand, dessen Inhalt ihn sichtlich in tiefsten Ernst versetzte. Und war es denn eine so traurige oder wenigstens so peinliche Nachricht, daß er sie seit einer halben Stunde nun schon zum dritten Male durchlas, und sein gewohnter freundlicher Gesichtsausdruck noch immer nicht wiederkehren wollte? Gott bewahre! Diese Zeilen enthielten eine so freudige Botschaft, daß ein anderer Vater wohl schon bei deren erstem Ueberfliegen aufgesprungen wäre, um sie zugleich auch der Frau, der Tochter, und dem ganzen Hause jubelnd zu verkünden. Denn der Schreiber dieses Briefes war der junge Herr Werner von Goos, und der Inhalt die, in seinem und auch schon seines Vaters Namen, förmliche Werbung bei den Eltern um die Hand ihrer Tochter Irene.

Nun, diese war wohl ein begehrenswerther Hauschatz für jeden jungen Mann, aber auch der Freier, als einziger Sohn einer der reichsten, altadeligen Gutsherren der Provinz,

hätte wohl selbst an den vornehmsten Schloßthüren des Landes getrost anklopfen dürfen und wäre mit offenen Armen überall als Schwiegersohn willkommen geheißen worden. So durfte er's wohl auch bei diesem Landedelmann wagen, sich dessen Tochter zur Braut zu erbitten, denn er stieg mit seinen Ansprüchen eher herunter, als hinauf.

Und trotzdem brauchte dieser Vater jetzt so langes, düsteres Nachdenken zu seinem Bescheid? — Warum? — Zweifelte er vielleicht an der Wahrhaftigkeit und Ausdauer der so jählings entflammten Neigung Werner's, mit so heißem Herzblut sie auch hier niedergeschrieben schien?

Aber seine Tochter selber, war sie nicht schon seit dem letzten Mittwochabend so seltsam bleich und schweigsam geworden? Und ihr angebliches Unwohlsein! Pah, wer viel drauf geben mochte! Am besten war's, man sprach mit ihr gar nichts darüber. Doch, wenn es nur etwas geholfen hätte! Denn erst vor einer halben Stunde, als Irene vom Fenster dieser selben Stube den Goos'schen Reitknecht durch die Lindenallee hertraben sah, war sie da nicht leise zusammengefahren, wie vor freudigem Schreck? Als sie dann aber wieder hinausgegangen und, nach einer Viertelstunde wieder eintretend, verzagt fragenden Blickes zum Vater hingeschaut, der noch immer in den Brief hineingebrütet — da war sie, wie an Leib und Seele zusammengebrochen, plötzlich wieder hinausgeschwankt. Von der Mutter hatte sie ja den Inhalt dieses Briefes schon draußen erfahren und an ihrem Herzen laut schluchzend das Geständniß ihrer Liebe hinausgeweint.

Solche jäh verzehrende Neigung war aber für Herrn von Klinger's viel kräftiger besaitetes Herz ein unerklärliches, phantastisches Räthsel.

„Ach!“ seufzte er jetzt vor sich hin, „können Einem doch oft die besten Kinder Sorgen und Schmerz bereiten, auch wenn sie selber noch so unschuldig daran sind!“ —

In solchem Hinstarren traf ihn jetzt seine Frau, die eben eintrat und noch unter der Thür ihn wehmüthig betrachtete. Da er ihrer nicht sogleich achtsam ward, ging sie zu ihm hin, legte die Hand ihm auf die Schulter und sagte: „Bist Du noch immer nicht mit Dir in's Reine gekommen, guter Alter?“

„Bist Du's denn schon, Mutter?“ fragte er zurück und sah bekümmerten Auges zu ihr hinauf.

„Ja, Otto, ich bin's,“ erwiderte sie sehr bestimmt, und man sah's ihren klaren, ruhigen Blicken an, daß auch ihr Herz dieser Versicherung zustimmte. Dann setzte sie sich neben ihn hin und fuhr fort: „Und, daß Du's nur sogleich weißt: es hilft uns Alles nichts. Ob wir's nun willig thun oder ungern, ganz einerlei: wir müssen einmal unser Kind ihm geben, sonst wird es uns dennoch genommen, aber ach, wie ganz anders, als durch ihn!“

Vater Klinger erschrak völlig, als er nun auch von seiner Frau denselben tragischen Zukunftsgedanken aussprechen hörte, der ihm schon vorhin Kopf und Herz verwirrte. Und sie hatte doch so gar nichts Sentimentales in ihrer Gemüthsart.

Sie aber ließ ihn nicht länger in dieser unfruchtbaren Stimmung, nahm ihn kurzgefaßt bei der Hand und sagte:

„Geh', Lieber, nicht so allein für Dich grübeln! Das taugt nichts, und bringt Dich nicht vorwärts. Komm, sprechen wir uns gegen einander aus, offen und ehrlich, wie schon so oft in schwierigen Lebenslagen, und dann werden wir auch jetzt wieder mit unserem Entschlusse zusammenkommen. Und so sag' mir denn jetzt ganz unver-

hohlen: was hast Du am jungen Goos so gar viel auszusetzen?"

"Auszusetzen?" erwiderte Herr von Klinger, hoch erregt sich aufrichtend, „und Du kannst mich noch darnach fragen? Du hast doch sonst einen so richtigen Blick für die Menschen, und so sag' denn jetzt Du mir: diese müden, verschleierte Augen des jungen Goos, deuten diese nicht auch Dir auf einen ganz zerfahrenen, ja, sogar unheimlichen Charakter und ein — der Himmel mag's wissen, wovon? — ein so recht überfülltes, gottverlassenes Herz? Und solche Männer sind mir nun einmal unsympathisch bis in den Grund meiner Seele, und ich kann kein Vertrauen zu ihnen fassen.“

„Aber lieber Otto“ fiel Frau Friederike ihm jetzt mit allem Nachdruck in's Wort, „wenn Irene selber ihn doch lieb hat und ihm vertrauen kann? Und überhaupt, das darfst Du mir glauben: die Männer können niemals Ihresgleichen ganz richtig beurtheilen, so wenig als wir Frauen Unseresgleichen. Doch, ganz abgesehen von unserer Tochter selber, haben nicht alle anderen Damen am letzten Mittwoch für den Goos wahrhaft geschwärmt, und ist er denn nicht wirklich ein hochinteressanter junger Mann aus einem unserer vornehmsten Häuser? Auch ein großes Musikgenie soll er sein! Der Geist sieht ihm ja schon aus den Augen. Ich selber habe gar nicht von ihm wegschauen können. Ja, und erst gestern bei meinem Besuch der Gräfin Rottberg, hat diese mir auch gesagt, daß sie seine Augen, die Dir so unheimlich sind, außerordentlich geistvoll findet und — geradezu fascinirend.“

„Pah, diese eitle Kokette! — Zum Teufel mit ihr und ihrem Geschwätz!“ polterte Herr von Klinger. „Wenn man einen fremden jungen Mann richtig taxiren will, so muß

man seine Altersgenossen darnach fragen. Das ist die richtige Praxis. Unser Fritz aber hat mit dem Goos auf einer Schulbank gefessen und im selben Regiment gestanden, da hat er ihn wohl gründlich kennen gelernt. Und was Alles hat er mir über ihn gesagt! Na, ich danke dafür. Ich aber mit meiner gottlob noch gesunden Natur, ich möchte nun einmal für Irene nur einen Mann mit recht frischen, klaren Augen, durch die man bis in's tiefste Herz hineinsehen kann, wie in ein durchsichtiges Wasser."

"Wo giebt's denn aber heutzutage solche junge Männer?" wendete die Mutter hastig ein.

"Wo?" fuhr er erregt sie an, "und da fragst Du noch? Für einen sind gleich zwei schon da! Du kennst sie so gut, wie ich selber."

"Ach, Du mein Gott!" erwiederte dessen Frau, "und wenn sie auch noch so durchsichtig wären, wie Du meinst, und wirklich noch gar kein Wässerlein getrübt haben sollten, was übrigens, vorab von dem Lieutenant, doch noch zu beweisen wäre: weißt Du denn auch, ob sie für Irene nicht zu hausbacken sind, und ohne den geistigen Schwung, den sie doch auch zu ihrem Glück beim Manne nöthig hat? Und werden nicht oft gerade solche junge Leute, die schon etwas, wie man sagt, die Hörner abgestoßen haben, die besten und zärtlichsten Ehemänner? Du freilich, guter Alter, warst auch schon ledig so brav und gut, wie auch heute noch im Ehestand! Aber wo giebt's denn noch viel solche Muster-männer, wie Du?"

Sie streichelte ihm dabei mit ihrer runden Hand die Backen. Aber was half es ihr viel? Sie konnte doch nicht verhindern, daß ihn jetzt ein erbarmungswürdiger Schmerz

padte und, als habe er keines all' ihrer besänftigenden Worte gehört, fuhr er in seinem früheren Gedankengange fort:

„O, ist das eine verkehrte, nichtsnutzige Welt! Da hat uns unser Herrgott nun dieses Prachtmädel zur Tochter gegeben, bildschön an Leib und Seele, das immer unser liebevolles, gehorsames Kind gewesen, und uns nichts als Freude gemacht! Was man heutzutage von Bildung nur verlangen kann, haben wir sie lernen lassen. Kein Geld war uns dafür zu viel, sogar auch den Haushalt versteht sie aus dem Fundament, und sie singt noch obendrein, daß Allen, die sie gehört, das Herz dabei aufgegangen ist. Nicht einmal auf viel Vermögen braucht sie bei einem Manne zu sehen, denn auch wir brauchen sie, Gott sei Dank, nicht knauserig auszusteuern. Kurz, Alles steht höchst glorios für ihre Zukunft! — Aber nein, noch lange nicht genug! Auch zwei gleich hübsche, grundbrave junge Männer, außen und innen Edelleute vom reinsten Wasser, mühen sich nun schon seit drei Monaten um ihre Liebe, und sie weiß auch ganz gut, wie's uns glücklich machen würde, wenn sie den einen oder den andern nach freier Wahl zum Manne nehmen wollte. Doch nein! Nicht den Wittwiz, und nicht den Ripperg' kann sie lieb bekommen! Nein,“ schloß er jetzt mit geballter Hand und heiser gewordener Stimme, „nun muß gerade dieser junge Goos, den ich tausend Meilen weit weggewünscht hätte, direkt aus diesem französischen Babel in unser reines deutsches Haus hereingeplatzt kommen, und an einem einzigen Abend verheert er mir förmlich mein unschuldiges Kind durch seine mir so unheimlichen Augen! — O, es ist ja rein, um selber darüber närrisch zu werden!“

„Ach, Du armer Mann!“ rief Frau von Klinger, die Hände zusammenschlagend. „In welchen Zorn hast Du

Dich jetzt hineingeredet! Aber vielleicht ist es besser, daß Alles auf einmal herausgekommen ist. Dann wirst Du auch mich viel ruhiger anhören! Willst Du das, Alter, und auch wissen, was ich nun zu Allem sage?"

„Na ja, so rede!“ erwiderte er tonlos, als hielte er sich schon jetzt von ihr besiegt und müßte doch seinen Vater-schmerz bei sich behalten.

Und sie fuhr fort: „Sieh', lieber Otto, ich habe, weiß Gott, unser Kind gerade so lieb, wie Du selber, und Alles, was für und gegen den jungen Goos zu sagen ist, hab' ich gleich gewissenhaft durchdacht in meinem Mutterherzen sowohl, als auch vor unserem Herrgott. Darum scheu' ich mich auch gar nicht, Dir rundweg zu erklären: hast Du die Courage, ein für allemal nein zu sagen, so thu's! Ich, als Mutter, bin zu feig dazu. Und weißt Du auch, warum? Einfach deshalb, weil ich unserem Kind nun doch einmal diese Liebe nicht aus dem Herzen herausreißen und, wenn ich das auch vermöchte, ihr ebensowenig eine andere gewalt-sam hineindrücken kann. Was wird aber dann das Ende vom Liede sein, wenn Du ihr jetzt den Goos nicht bewilligen willst? Entweder — darüber hab' ich gar keinen Zweifel — geht unser Kind an gebrochenem Herzen langsam zu Grund und unser Hausglück dazu, oder, was noch immer besser wäre, und meistens so kommt: der ganze trau-rige Streit von jetzt endet später mit einer komischen Liebes-geschichte. Wir Zwei aber können dann nicht einmal herzlich mitlachen, werden vielmehr von den Andern ausgelacht trotz all' unserer früheren Kümmernisse, und selbst von den zwei glücklichen Brautleuten haben wir dann nur halben Dank zu erwarten. Siehst Du, guter Mann, drum bitt' ich Dich vom ganzen Herzen: gieb jetzt schon nach und sag'

in Gottes-Namen: Ja! Dann wird Dir's auch dein ganzes Leben lang freudig vergolten werden. Du bist ja doch auch nicht allwissend und auch kein untrüglicher Prophet für die Zukunft! Hast Du's denn nicht auch schon erlebt, daß alle Prophezeiungen über Glück und Unglück einer Ehe, auch wenn sie noch so glaubwürdig schienen, dennoch zuletzt im Leben nicht eingetroffen sind, die guten so wenig, wie die schlimmen? Und, daß ich Dir's nur ganz ehrlich heraus sage: nach meiner Lebenserfahrung ist überhaupt jede Heirath ein — ja, wie sag' ich's doch nur? — nun ja, ich weiß gerade kein anderes Wort dafür — jede Heirath ist gewissermaßen ein — Verhängniß!“

„Oho, jede?“ trumpfte der Mann mit großen Augen sie ab, „das nenn' ich doch eine starke Behauptung.“

„Na ja, man muß es nur recht auffassen“, verbesserte sich Frau von Klinger, fast ein wenig verschüchtert über ihren Ausdruck, da sie jetzt auch an ihre eigene Ehe dachte. Schnell aber fuhr sie mit voller Geistesklarheit wieder fort:

„Ei, so sag' doch nur selber als ein so geschiedter Mann: bringt denn jedes von den zwei Brautleuten nur seine eigene Person mit in den Ehestand, die vielleicht Eines vom Andern schon ganz genau vorher kennen kann? Nein, sag' ich: auch noch sein eigenes, ganz besonderes Schicksal, das über Jedes von Beiden verhängt, und dem Einen, wie dem Andern, noch gleich unbekannt ist, das bringt der Bräutigam so gut, wie die Braut, auch noch in die Ehe mit und Beide zusammen müssen es gleichmäßig dann tragen. Was kann aber das Alles für ein ganz unverschuldetes, unvorhergesehenes und auch unabwendbares besonderes Schicksal sein? — Kinderlosigkeit, Krankheit, frühzeitiger Tod, traurige

Erbchaften der Voreltern, oder auch umgekehrt ebensoviele Gutes und Freudiges, was alle Liebe, Sorge und Klugheit allein doch nie und nimmer hervorzaubern kann. Und weißt Du denn, wer von den Zweien mehr solches Glück, oder mehr solches Unglück, in den Ehestand mit einbringen wird, der junge Goos oder Irene? Siehst Du, Vater, so hab' ich vorhin das Wort „Verhängniß“ gemeint, und, solange dieses Einer nicht genau vorher zu sagen weiß, soll er auch alles Prophezeien lassen vom zukünftigen Glück eines Ehestandes. Und drum bleib' ich dabei: jede Heirath ist gewissermaßen — ein Verhängniß!“

„Ja, ein Verhängniß!“ sprach Herr von Klinger düsteren Klanges ihr nach. „Du hast Recht, Frau, diese Heirath wird gewiß eines sein.“

Dann fuhr er plötzlich wieder hochehregt in die Höhe: „Aber nein! muß ich Dir auch leibergottes in der Hauptsache Recht lassen, so über Hals und Kopf sag' ich deshalb noch lange nicht ja dazu. Erst soll Irene ganz genau wissen, welchem Manne sie ihr Herz verschenken und ihr Lebensglück anvertrauen will, und jeden Fehler, den ich von unserem Fritz über den Goos erfahren habe, soll sie vorher kennen lernen. Ich bin das ihr und uns schuldig, damit, wenn sie sich dennoch für ihn entscheidet, und wenn ihr Unglück vielleicht einst reif geworden ist, wir Eltern wenigstens unsere Hände als rein und schuldlos zum Himmel aufheben können. Und drum ruf' mir Irene jetzt herein! Auch Du kannst und sollst dabei sein! Ich bin eben ganz in der richtigen Stimmung zu diesem schweren, traurigen Akt.“

Frau Friederike stand nun wohl auf, aber sie zögerte doch noch, ihres Mannes Weisung sogleich zu befolgen. Sie

vor ihn hinstellend, sah sie ihm mit durchforschendem Blick in's Gesicht und fragte:

„Alles willst Du ihr sagen? Jeden Fehler, den unser Fritz am jungen Goos zu finden glaubt? Und weißt Du denn auch so ganz bestimmt, daß unser, wenn auch sonst so wahrheitsliebender Sohn sich am Ende doch nicht täuscht? Oder, was doch auch möglich wäre, kann nicht vielleicht der Aerger darüber, daß sein Freund Wittwig nicht auch sein Schwager werden soll, auch etwas bei seinen Beschuldigungen mitgeredet haben?“

„Ja, Alles werd' ich ihr vorhalten“, bekräftigte Herr von Klinger sehr entschieden, „denn unser Fritz ist ein viel zu ernster, gerechter junger Mann, als daß nicht allein die Wahrheit, nebst der besorgten Liebe zu seiner Schwester, ihn zu seiner Aussage bewogen hätte. Und noch einmal sag' ich Dir: betrachte diese Augen des Werner Goos, und Du kannst nicht länger daran zweifeln, daß dessen Charakterbild, wie es unser Fritz gezeichnet, auch ein richtiges sei!“

„Nun, in Gottes Namen, so thu's! Du bist der Herr im Hause, drum muß ich als Frau mich zufrieden geben“, erwiderte sie voll Behmuth. „Nur Eines, lieber Otto, leg' ich Dir jetzt noch an's Herz“, fuhr sie mit erhobenem Zeigefinger fort: „Sag' ihr Alles, was ein unschuldiges Mädchen hören und wissen darf, aber rede vor ihr nicht auch von Verhältnissen und Schwächen, von denen ihre, Gott sei Dank, noch jungfräulich reine Seele nicht die mindeste Ahnung hat! Und vor Allem laß in unserem deutschen Hause den Pariser Schmutz aus dem Spiel!“

„Nur' sie mir herein! Es wird Alles so kommen, wie ich's vor meinem väterlichen Gewissen verantworten kann.“

Das war Herrn von Klinger's ganze Antwort. Schweren

Ganges schritt die Mutter hinaus; der Vater verfiel wieder in düsternes Hinbrüten.

Mit bleichem Gesicht und niedergeschlagenen Augen, gleich einer Angeklagten vor dem Richterstuhle, stand Irene bald darauf vor den Eltern, aus deren Herzen ihr bisher nur wärmste Liebe zugeströmt war, und die auch sie selber stets nur mit kindlichem Danke vergolten hatte. Und was war denn jetzt auch ihre Schuld, daß sie am ganzen Leibe zitterte, und der Vater, mit dem Goos'schen Brief in der Hand, nur flüchtig und gramvoll zu ihr aufblickte?

Die Mutter blieb neben ihm stehen, und nun begann er mit einer feierlichen Gemessenheit, die seine sonst so wohl-lautende Stimme ganz gepreßt erklingen ließ:

„Irene, liebes Kind! Sieh' diesen Brief hier an! Der junge Herr von Goos bittet uns Eltern darin, ihm deine Hand zu bewilligen. Wußtest Du schon von dieser Absicht?“

„Nein, lieber Vater“, erwiderte sie zwar verzagt, doch mit jetzt erhobenem ruhigen Blick, wie er der Wahrhaftigkeit eigen ist. „Er selber hat noch kein Wort darüber mit mir gesprochen und mir auch keines geschrieben. Aber dennoch, als ich den Goos'schen Diener bei uns anreiten sah, da — ich weiß selber nicht, warum? — da kam mir plötzlich die Ahnung, daß er Dir eine ähnliche Botschaft bringen könnte.“

„Und da dieses nun wirklich geschehen ist“, fragte der Vater noch immer sehr gedrückten Tones weiter, „so sag' mir, mein Kind: ist es Dir lieb und macht es Dich glücklich?“

„Gewiß, lieber Vater“, hauchte sie vor sich hin und schlug das Auge wieder nieder. Ihr vorhin noch so bleiches

Gesicht überflog eine zarte Röthe; noch düsterer aber ward der Blick des Vaters. Voll stummer Sorge sah bald die Frau auf den Mann, bald die Mutter auf die Tochter.

„Glaubst Du aber auch, liebe Irene“, fuhr er mit forschenden Blicken fort, „daß diese Neigung des jungen Goos wirklich schon die echte, heilige, bis zum Tod ausdauernde Liebe sei, ja, auch nur sein könne, nur vom einmaligen Sehen und Hören?“

Voll milder Ruhe erwiderte sie: „Ja, lieber Vater, ich glaube das, denn auch meinem Herzen ist es mit der Liebe zu ihm nicht anders ergangen. Seht, liebe Eltern, schon monatelang wart' ich auf sie für die Andern, und sie ist doch nicht gekommen, wie sehr erwünscht sie mir auch gewesen wäre, schon um Euretwillen. Nun aber kam sie über mich an diesem einzigen Abend für diesen Einen, und, so fremd er mir auch noch ist: ich könnte doch schon jetzt die ganze Welt mit ihm durchreisen und wüßte dabei, daß mir an seiner Seite nur Liebes, doch nie und nimmer ein Leid geschähe. — Warum ich diesen Glauben in mir habe und wie er so schnell über mich gekommen ist? Das kann ich mir selber nicht erklären. Ich weiß nur das Eine: aus seinen Augen hab' ich ihn empfangen!“

Mit großen Blicken des Staunens schauten Vater und Mutter ihre Tochter an, wie sie erhobenen Hauptes vor ihnen dastand, und mit einem Ausdruck, wie eine verzückte Schwärmerin für eine neue Religion. Noch nie zuvor war ihrer elterlichen, viel schlichteren Denk- und Empfindungsart ein ähnlicher Ton und Blick vorgekommen, wie jetzt bei ihrer eigenen Tochter, deren Natur sie so genau zu kennen glaubten, und die jetzt dennoch wie ein Räthsel vor ihnen dastand.

Der Mutter war es vorhin eiskalt über den Rücken

gelaufen. Auch der Vater mußte sich erst aus einer gewissen Betäubung aufraffen. Dann aber drängte ihn sein Gewissen zu neuen Fragen und Warnungen.

„Du bist noch sehr jung, mein liebes Kind, und kennst deshalb auch die Menschen und das Leben noch sehr wenig! Glaub' mir nur: so ist es nicht, wie Du Dir's in deiner Phantasie vorstellst und all' diese Poeten sich's ausmalen, die Dir bei Tante Mussow deinen früher so klaren Verstand umnebelt haben. Nein, so phantastisch und ideal ist das wirkliche Leben auch im Ehestande nicht! Wir Eltern aber kennen es und sind mit unserer viel reicheren Erfahrung von Gott zu Deinen Vätern bestellt. Und, so wehe Dir's nun auch thun mag — als treuer Vater muß ich Dich dennoch bekümmert fragen: wie aber, wenn diese Augen, denen Du nun glaubst, wie einem Evangelium der Liebe, so seltsam glanzlos und müde, wie sie sind, Dir dennoch viel mehr Böses als Gutes verhüllen und deinen Glauben einst betrügen würden?“

Behmüthig lächelnd erwiderte sie: „Ach nein, lieber Vater, besorge das nicht! Nicht glanzlos und müde, nur sehr ernst und geheimnißvoll verschleiert ist der Blick seiner Augen, weil seine Seele viel zu vornehm ist, um sich so gleich vor aller Welt darin beschauen zu lassen. Ich aber habe sie schon völlig schleierlos gesehen, wenn auch nur in ein paar Sekunden, und glaubt mir's, liebe Eltern: seine Seele ist rein und edel, und tief und klar ist der Grund seines Herzens. Drum laßt mich ihn lieben, laßt mich ihm vertrauen! Denn ich glaub' an ihn.“

„Laß es jetzt gut sein!“ flüsterte Frau Friederike, zu ihrem Manne niedergebeugt, ihm in's Ohr.

Er aber machte eine abwehrende Bewegung, denn sein

Herz war noch zu voll von schweren Gedanken, und wieder raffte er sich auf und sagte:

„O mein Kind, wie herzlich gern möcht' ich Dir deinen Glauben ungetrübt lassen! Aber sieh': gute, ehrliche und auch sehr glaubwürdige Menschen, die es mit deinem Glücke so wohl meinen, wie wir selber, sie sagten uns warnend: der junge Soos sei maßlos eitel, herzlos egoistisch und auch so jähzornig —“

„Ach, lieber Vater“, fuhr Irene ihm jetzt erregt in's Wort, aus Angst, er könne noch mehr zum Nachtheil des Geliebten sagen, „wie arg hat man doch den Aermsten bei Dir verleumdet! O diese guten, ehrlichen Menschen! Und von ihrem Nächsten reden sie hinterrücks so schlimm! Aber hätten sie auch wirklich die Wahrheit gesagt — haben denn die Andern, die mich zur Frau möchten, nicht wohl auch ihre Fehler und Schwächen, oder bin ich selber ganz frei davon? Maßlos eitel und egoistisch soll er sein? Und er will doch mit mir fürlieb nehmen? Herzlos aber, das ist er gewiß nicht! Mit diesen Augen kann er es gar nicht sein! Und jähzornig? Lieber Gott, schnell erregte Menschen sind ja gewöhnlich auch seelengut. Dann will ich eben um so sanfter mit ihm sein. Gewiß wird er sich's dann abgewöhnen. Und vertraut nur darauf, liebe Eltern! Wie ich's von Kind auf bei Euch selber gelernt, so will ich's einst im eigenen Hause halten, dann müssen wir ja zusammen glücklich werden, so wie ihr selber es immer gewesen! — Könnt Ihr jetzt um mich ruhig sein? — Aus ganzer Seele bitt' ich Euch: seid es doch!“

Der Frau von Klingler liefen die hellen Thränen über das Gesicht und nur auf ihr Kind hielt sie jetzt noch den Blick gerichtet, drum überjah sie es auch, wie ihr Mann

sich jetzt, gleichsam zum letzten Ringen mit der Tochter, erst krampfhaft aufrichtete, und dann mit schmerzlichster Miene seinem, noch immer von Zweifeln gequälten Vaterherzen Luft machte.

„Ach, ach, mein Kind, Du unser Liebling! Wenn Du nun aber wüßtest, daß dieser Goos, den Du so hoch verehrst, auf den Du so felsensfest bauen willst, daß er auch — Gott, wie sag' ich Dir's nur?“ —

„Noch etwas, Vater? Noch etwas Schlimmeres?“ unterbrach ihn angstvoll hinhorchend Irene.

„Nein, nein, mein Kind! Nichts mehr!“ stieß Herr von Klinger erst athemlos hervor, dann zwang er sich zu gefaßterem Wort: „Nein, sieh', ich meinte nur: wenn der junge Goos einst doch nicht so gegen Dich wäre, wie Du nun so vertrauensvoll glaubst — ja wohl! — so wollt' ich Dich denn nur noch das Eine fragen, Irene: würdest Du dann niemals später zu uns Eltern sagen: „„Ich hatte zwar damals Eure Warnungen überhört, ich war aber auch noch zu jung und unerfahren, und deshalb hättet Ihr mich unverständiges Kind auch mit aller Gewalt von dieser traurigen Ehe zurückhalten sollen! Warum jedoch habt Ihr's nicht gethan, was doch die wahre Elternliebe von Euch gefordert hätte, und wovon nur die elterliche Schwäche Euch zurückgehalten?““ — O Du unser heißgeliebtes Kind! Im Angesichte Gottes frag' ich Dich darum jetzt: wirst Du nie und nimmer einst einen solchen Vorwurf gegen uns erheben, nicht laut und auch nicht heimlich?“

„Nein, Vater!“ betheuerte Irene mit steigender Innigkeit: „Nicht zu Dir und nicht zur Mutter werd' ich jemals solche Worte reden, nicht einmal denken werd' ich sie. Nur von ganzem Herzen werd' ich Euch zeitlebens dankbar sein,

wenn Ihr meine Liebe zu diesem Einen segnen wollt. An allen Freuden meines künftigen häuslichen Glückes sollt Ihr den verdienten Antheil haben, alle Trübsal und Täuschung aber sei meine eigene Schuld, die ich deshalb auch allein für mich tragen werde!"

Dann schloß sie in wieder tief traurigem Ton: „Gebietet Euch aber Eure elterliche Pflicht um jeden Preis, meine Hand ihm zu verweigern, dann werd' ich mein Haupt unter euren Willen gehorsam in Liebe beugen und mich darein fügen, wie in ein bitteres, unabwendbares Schicksal. Wie ich dann aber auch noch künftig glücklich sein sollte — wahrhaftig, liebe Eltern, das wüßt' ich nicht.“

Die Mutter wischte sich die Augen, um ihres Mannes Gesicht recht klar beschauen zu können. Dieser aber rief nun mit einer, so vor Angst bebenden Stimme, als gälte es schon jetzt, sein Kind von langsamem Hinsterben zu erretten: „Nein, nein, Du sollst Dich auch in Zukunft deines jungen Lebens noch freuen und deine alten Lieder frohen Herzens weiter singen! Ach, wär' ich unser Herrgott: ich ließe Dich immer gleich jung und schön bleiben! Nie mehr dürftest dein Gesang verstummen und Du müßtest mir mit diesem Manne glücklich werden, wie nur irgend eine Frau auf der weiten Welt!“

Gewaltjam sich dann vom Stuhl aufraffend, trat er zu ihr hin, legte seine zitternden Hände auf ihr lichtblondes Haar und sprach mit von Thränen erstückter Stimme: „Und so segn' ich Dich, mein Kind, sammt deiner Liebe! In Gottes Namen segn' ich sie!“

Unwillkürlich hatte Irene bei diesen Worten den Kopf herabgeneigt. Dann ergriff sie die Vaterhand, die sie eben gesegnet, und drückte sie voll Inbrunst an ihre Lippen. In

heftiges Weinen ausbrechend fiel sie darauf an den Hals der Mutter.

Diese sprach, wie erlöst, vor sich hin: „Gott sei gelobt! Unser Kind ist gerettet!“

Der Vater aber, da er wieder in den Lehnstuhl zurücksaß, murmelte in sich hinein: „Ein Verhängniß!“ . . .





Drittes Kapitel.

Ob das Charakterbild, das Treenen's Bruder Fritz von seinem Jugendgenossen gemalt, wohl auch ein vollkommen richtiges gewesen, und ob er doch nicht zu düstere Farben aufgetragen, ohne auch die lichten zur Geltung kommen zu lassen? Oder war er überhaupt nicht allzu oberflächlich eingeweiht in das verworrene Räthsel dieser jungen Mannesnatur? —

Erst nach einem Jahrzehnt immer wieder getäuschter elterlicher Sehnsucht war Werner von Goos als schwächliches Kind zur Welt gekommen und, da überdies keine Geschwister mehr ihm nachfolgten, schon von Geburt an zum verhätschelten, verwöhnten Mutterköhnen gleichsam vorherbestimmt.

„Nur um Alles nicht die ohnehin schon so zarten Nerven dieses Kindes durch Widerspruch noch mehr reizen!“ Unter dem Deckmantel dieser Besorgniß lag jede strengere Zucht in Erstarrung, alle Launen und Unarten hingegen wucherten darunter um so kräftiger. Aber auch dann noch, als wider alles Erwarten aus dem einst so bleichen, schwächtigen Kinde sich allmählig ein ganz normal blühender, schöner Junge

entwickelt und eine verständige Pädagogik nun ohne jedes gesundheitliche Bedenken ihren wohlthätigen Ernst hätte praktisch ausüben können, wollte die elterliche Verzärtelungstheorie noch immer nicht ihrer pädagogischen Pfuscheri entsagen.

Im Laufe der Zeit schossen Unbändigkeit und Ungehorsam jedoch gar zu üppig in's Kraut und der achtjährige Liebling wurde aus der Obhut der Mutter und der gleich sentimental französischen Bonne einem sehr verständigen Hofmeister übergeben, in der Person des Theologie- und Philologiekandidaten Wilhelm Theodor Emanuel Krüger. All' dessen noch so eifrigen Bemühungen: aus dem zerfahrenen, eigensinnigen Wesen seines Zöglings nach und nach den Charakterkern des Gehorsams und der Pflichttreue herauszubilden, hatten sich aber stets nur eines sehr vorübergehenden Erfolges zu rühmen. Die von dem Erzieher straff angezogenen Zügel wurden durch die Hand der Mutter, einer geborenen von Bettenberg, immer wieder im Geheimen gelockert, und eine einzige Liebkosung von Seite des sehr schmeicheltundigen Söhnchens verflüchtigte jedesmal in ihr den ganzen Ernst der hofmeisterlichen Vorstellungen.

Mit dem Vater, dem Majorats Herrn Wolf Emmerich von Goos, stand es nicht viel besser. Er wollte in seinen unfruchtbaren, dilettantischen Geschichtsstudien niemals gestört werden, sah das Leben überhaupt nur als theoretischer Träumer an und weilte viel lieber in seinem dumpfigen Bibliotheksaal, als in der frischen Luft seiner Felder und Forste, deren Verwaltung er ausschließlich seinem, zum Glück sehr treuen, Gutsdirektor überließ. So war auch seine Vaterhand, wenn sie je einmal in der Zucht des Sohnes mitwirken sollte, gewöhnlich viel mehr zum nachsichtigen Streicheln, als zum strengen Eingreifen geneigt, und seine

Frau lohnte ihm jede solche Verzeihungsscene mit dem Ausdrucke mütterlicher Nüßrung.

Doch auch dem gleich geduldigen, wie beharrlichen Hofmeister ward es nicht allzu leicht, mit durchgreifender Strenge an seinem pädagogischen Programme festzuhalten. Denn bei allem Mangel an Ausdauer und Fleiß war sein Zögling doch auch wieder ein so bezaubernd liebenswürdiger Knabe, wenn er es gerade sein wollte, daß es unmöglich war, ihm längere Zeit ernstlich böse zu bleiben. Für sein Alter wußte er selten klug und anziehend zu plaudern, und aus dem Glanze seiner Augen strahlte das Traumreich einer überschwenglichen Phantasie.

Alles Streben, was zum Erfolge fleißiger Ausdauer und gesetzmäßigen Aufbaues bedurfte, stand jedoch dem Knaben Werner schon während der ersten Lernzeit als feindseliges Element gegenüber. Mit vollster Sympathie hingegen gab er sich allem Geheimnißvollen und Wunderbaren hin, dessen Genuß ihm keinen Zwang anthat und noch dazu seinem phantastischen Gange bereichernd entgegen kam. So konnte er in schwärmerisches Entzücken gerathen über den rauschenden, blühenden Hochwald, wie über das weite, sonnenumglänzte oder nebelumschleierte Flachland, über Blumenduft, sowie Sternenschimmer. Das Märchen galt ihm als das Buch aller Bücher, und für Feen und Nixen, Wald- und Berggeister, betrieb er einen schwärmerischen Kultus auch dann noch, als er die Kinderschuhe schon längst ausgetreten hatte.

Nur auf einem einzigen Gebiete hatte er schon als Knabe Drang und Lust zum Lernen verspürt: das war das Reich der Musik.

Seine nicht gewöhnliche Begabung dafür war zweifellos. Schon als Achtjähriger verstand er's, wenn auch noch ganz

ohne Regel, so doch mit einem solchen Wunderkindgenie, der Mama auf dem Klavier vorzuphantastieren, daß diese voll Bewunderung schon jetzt den Künstlernamen ihres Sohnes als Stern erster Größe leuchten sah. Auch der Vater, dessen beginnende Sicht ihm manche Qualen bereitete, vergaß sie im Lehnstuhl sitzend bei Werner's einschmeichelndem Spiel. Als dann aber der Kandidat Krüger, ein tüchtiger und im Kontrapunkt geschulter Klavierspieler, auch die erste Musiklehrerin ersetzte, da wurden die guten Eltern sammt dem genialen Söhnchen freilich wieder etwas grausam aus ihren Illusionen herausgerissen. Nicht, als ob der Hofmeister Werner's musikalische Begabung etwa verkannte, aber er hielt es doch für rathsam, das völlig willkürliche Phantastieren seines Zöglings zu beschränken und dessen Spiel vorerst in festere Kunstregeln zu bannen. Und diese erforderten dann natürlich auch viel strengere Schulung, sowie größeren Fleiß, als der kleine Werner bisher gewohnt gewesen.

Eine Zeit lang ließ er sich diesen Zwang auch ganz gern gefallen, und freute sich sogar seiner, auch ihm wohl bewußten gründlichen Fortschritte. Aber diese Ausdauer hatte nicht allzulange Bestand. Als er später auch in's Geheimniß der alten Sprachen eingeweiht, und seine ausschweifende Phantasie durch die Schrauben mathematischer Formeln beengt ward, da hätte er am liebsten all' diese pedantischen Bücher für immer unter das Klavier geworfen.

Armer Junge! Wie grausam ist es doch und wie unvernünftig, das Bleigewicht todtler Sprachen und unnützer Zahlenformeln an die Flügel eines solchen Genie's zu hängen, das sie doch nur wieder als Ketten von sich werfen muß!

Diese genialen Seufzer auch vor dem Söhnchen auszustoßen, davor hinderte die Mutter zwar stets ein gewisser Scheuer

Respekt vor dem, auch gegen sie selber ziemlich energischen Hofmeister. Aber ihr Herz vor dem gleich schwachen Gemahl auszuschütten, konnte sie doch oft nicht unterlassen. Es that ihr dann schon wohl, wenn dieser wenigstens mit stummem Bedauern die Achsel zuckte oder sie theilnahmsvoll bat, das eben Unvermeidliche auch in Geduld zu ertragen. Um so zärtlicher liebte sie dann jedes Mal das so hart tyrannisirte Söhnchen, und dieses wußte es nur zu gut für seine Wünsche aller Art auszunützen.

So hatte die verweichliche Lust der Elternliebe, und dazu die kräftige des Erziehers, den immer stärker aufstrebenden Sprößling umweht, ohne daß man recht sagen konnte, welcher Einfluß den andern überwältigt hätte. So viel nur lag offen zu Tage: der einst befürchtete gesundheitliche Nachtheil war durch die blühenden Wangen und frischen Augen des nun schon sechzehnjährigen Jünglings Lügen gestraft, aber der vom Hofmeister gehoffte pädagogische Gesamterfolg ebensowenig an ihm zur Wahrheit geworden. Der Aufbau seines Wissens blieb ein lockeres Gefüge. Auch Werner's Charakter war immer nur so lange scheinbar gefestigt, bis ein jählings ausbrechender Sturm des Eigenwillens wieder alle guten Grund- und Vorsätze über den Haufen warf und das Flügelroß der Phantasie mit trotziger Selbstverherrlichung über die Trümmer dahin jagte. In solchen kritischen Momenten erschien er dann den verblendeten Eltern eine ganz besonders groß angelegte Natur zu sein. Voll zaghafter Bewunderung schauten sie zu ihm hinan und träumten schon von all' den großen Thaten, die ihr genialer Sohn einst verrichten würde.

Herr Kandidat Krüger hingegen war dieses gleich mühseligen, wie erfolglosen Lehrerberufs endlich übersatt

geworden. Und da gerade die Goofer Patronatspfarre erledigt war, und er seine, ihm schon auf der Universität Halle verlobte Braut endlich heimführen wollte, so erbat er sich diese Stelle von seinem gnädigen Herrn und erhielt sie auch. Die Eltern waren gewissermaßen froh, des für ihr Gefühl allzustrengen Hofmeisters auf schickliche Art ledig zu werden, befolgten aber doch seinen dringenden Rath, Werner auf einem öffentlichen Gymnasium weiterstudieren zu lassen.

Trotz all' seines vermeintlichen schwungvollen Genie's blieb er jedoch schon nach dem ersten Jahre in der Untersekunda „sitzen“, wie der technische Schulausdruck lautet. Und obendrein hatte der Rektor ihm mehrfach Gelegenheit gegeben, über die zopfige Verkennung seines hohen Geistes in der Einsamkeit des Karzers bald grollende, bald schwermüthige Meditationen anzustellen. Auch die erwartete Wirkung des Wettstreites und Umganges mit gleichberechtigten Schulkameraden war ausgeblieben.

Freilich war dann in den Ferien die erste elterliche Begrüßung des ziemlich kleinlaut Heimgekehrten nicht eben besonders stürmisch gewesen, jeder Ton von Verstimmung aber schon nach wenigen Tagen wieder verklungen. Was dem kurzsichtigen Blick pedantischer Professoren an Werner allenfalls bemäkelnswerth erschienen, wurde im Hochgefühl der Eltern wieder völlig aufgehoben durch den erquickenden Anblick seiner poetischen Jünglingserscheinung. Und als Werner nur einmal wieder seine schwärmerische Seele in den Klängen des Flügels vor den entzückten Eltern ergoß — die einzige Kunst, in der er wirklich fortgeschritten — da zerrannen in dem, zu seinen Ehren angestimmten Lobhymnus auch die letzten Seufzer, die das Sitzenbleiben des Sohnes dem Vater- und Mutterherzen anfangs abgepreßt

hatte. Ob das junge Musikgenie auch eine Sonate von Mozart und Beethoven schulgerecht zu spielen vermochte, darnach wurde nicht gefragt.

Auch die nächsten zwei Gymnasialjahre warfen viel mehr Schatten, als Licht, in's Goos'sche Haus. Unmuth und Verjöhnung lösten sich darin in schon normal gewordener Regelmäßigkeit ab. Das wurde doch zuletzt als überaus langweilig befunden, und in heroisch vornehmem Entschluß rief man den, sich immer anormaler entwickelnden großen Geist des Sohnes aus der unwürdigen Bevormundung nach Hause zurück. Von nun an sollte er aus dem väterlichen Wald- und Feldeboden all' die viel naturgemäheren Elemente in sich aufnehmen, die zur geistigen Fortentwicklung dieses Ausnahmsmenschen viel wirksamer erschienen, als jene andern in dumpfer, staubiger Schulluft. Diesem neuen schwacherzigen Plan wurde dann das Mäntelchen der Beruhigung umgehängt, daß Werner erst noch zwei Jahre lang, gleichsam wie spielend, in's Getriebe der Gutsverwaltung daheim eingeweiht, und um so befähigter würde, auf dieser praktischen Grundlage seine späteren theoretischen Studien aufzubauen.

Unter belehrender Begleitung des Gutsdirektors durchstreifte Werner nun zwar unzählige Male sein künftiges Erbtheil in Wald und Feld, aber es dünkte ihm viel genußreicher, darauf das Noß seiner Phantasie zügellos sich tummeln zu lassen, als den Wirthschaftsboden des Gutes näher kennen zu lernen. Elegantes Reiten und Kutschiren erachtete er als die weitaus würdigste Kunst für einen künftigen Gutsherrn. Ging er aber zu Fuß, so erschien er in stets koketter landjunkertlicher Toilette, die sich bis auf die zierlichen Stulpsstiefel erstreckte, und er tänzelte zur Saat- und Erntezeit zimpferlich und zerstreut auf der schmutzigen Aderscholle

einher, so daß alle Knechte und Mägde sich heimlich über ihn lustig machten. Nicht einmal die Jagdlust wollte ihn anmuthen, so wenig wie seinen Vater. Aber stundenlang konnte er im Hochwald sich hinlagern und den Wolkengebilden träumend zuschauen, um dabei eigene phantastische Geschichten auszufinnen. Diese Schwärmerei schien ihm ein viel romantischeres Waldvergnügen, als das grausame Hinmorden unschuldiger Thiere. Vater und Mutter stimmten gerührt ihm bei und bestärkten ihn noch in diesem Gemüthszug, den der gleich weichherzige Sohn mit ihnen gemein hatte.

Diese Zeit von Werner's praktischen ökonomischen Vorstudien war unterdessen, mehr, als unpraktisch, verstrichen und er bezog auf weitere zwei Jahre zuerst das landwirthschaftliche Institut zu Hohenheim. Dann kam ein für den jungen Einjährigfreiwilligen mehr anstrengendes, als genußreiches, für die Eltern aber höchst kostspieliges Dienstjahr bei den Berliner Garbedragonern, und zuletzt besuchte er auf ebensolange Zeit die Forstakademie zu Tharand.

Auch während dieser vier, mehr theoretischen, Vorbildungsjahre war Werner der alte Charakter geblieben. Wenn er eben in der guten Laune dazu war, nippte er wohl auch dann und wann am Borne land- und forstwirthschaftlicher Weisheit. Weitauß die meiste Zeit jedoch ließ er die Professorenkathedern als bedeutungslose Bretterkasten hinter sich stehen und ganze Wochen lang kümmerte er sich in Stuttgart und Dresden nur um die Opernbühne, damit er, wie die Mutter ihm schrieb, „am Götterquell der Musik seinen Genius immer wieder auf's Neue erfrischen lasse nach der Trockenheit seines Fachstudiums.“ In der Schule leichtfertiger Schmarotzer gab er sich noch obendrein mit stets offenem, mißbrauchtem Geldbeutel als gelehriger

junger Lebemann allen, oft sehr bedenklichen Lebensgenüssen hin, wie sie die größere Stadt gelangweilten Nichtsthuern zur Zerstreuung bietet.

So hatte Werner nach dieser vergeudeten kostbaren Zeit natürlich keine allzureichen Wissensschätze mit heimgebracht, aber alle feinen Manieren eines eleganten jungen Edelmannes sammt überschwänglichem Selbstbewußtsein auf seinem Lieblingsgebiet der Musik. Mit fabelhaftem Gedächtniß spielte er jetzt alle erdenklichen Opernarien auf dem Klavier der Mutter vor und paraphrasirte dieselben sogar noch in freiem Phantasieren. Gedruckte Notenbücher waren aber längst schon von ihm in die Kumpelkammer pedantischer Langweile verwiesen worden. Nur eigene Kompositionen konnten ihn noch befriedigen. Ja, der einstige Märchen- und Sagenschwärmer fühlte nun sogar Drang und Beruf in sich, Romanzen und Lieder nicht nur zu dichten, sondern auch zu komponiren, und er war mit seinem nicht üblen, wenn auch ungeschulden, Tenor noch obendrein deren eigener Sänger. Er verstand es auch, seine Dichterkompositionen für das unkritische Ohr so sympathisch und seelenvoll vorzutragen, daß der Traum der Mutter von seinem Komponistenlorbeer nun wieder völlig ihren Geist umfing, und auch mehrere intime Freundinnen des Hauses sich dem Glauben an Werner's künstlerischen Beruf nicht mehr entziehen konnten. Als ihn aber einmal ein streng musikalisch gebildeter Gast seines Hauses auf manchen, sehr schülerhaften Verstoß gegen Sprache, Versmaß und Harmonielehre, wohlmeinend aufmerksam machte und zu strengeren Studien mahnte, zeigte sich das naturwüchsige Genie Werner's durch diese Zumuthung tief beleidigt. Die Mutter bekräftigte natürlich noch seinen Widerwillen gegen jede fremde Einmischung, da jede kunst-

gerechte Schulung die gottbegnadigte Originalität ihres Sohnes nur beeinträchtigen könnte, und gleich unverständige Damen stimmten wohlgefällig bei. Vor keinem größeren Kreise jedoch wollte Werner sich jemals hören lassen. Ihm genügte dieser ausschließliche Hauskultus vollkommen, da er wohl wußte, daß dieser vor dem Lichte der Oeffentlichkeit nicht mehr mit der früheren Andacht fortbestehen könnte. So verbreitete sich denn der Ruf von seinem Genie in der Nachbarschaft gleich einem Mythos, dessen geheimnißvolles Halbdunkel noch um so wunderbarer wirkte, als das edle, schöne Mannesbild des jungen Helden in Verklärung daraus hervortrat.

Seltzam, nur dessen eigener Mutter fiel bei zunehmender Kränklichkeit mehr und immer mehr der Schleier von ihren einst so verblendeten Augen. Nicht nur, daß Werner durch die beständige Unlust für eigentliche Berufsarbeit ihr seine vierjährige Zeit- und Geldvergeudung zu stets schmerzlicherem Bewußtsein brachte: auch seine Lust zum Dichten und Komponiren, die sie sonst über Alles leicht getröstet hätte, schien mit einem Mal wieder erloschen zu sein. Die gediegenen Werke der klassischen Meister wollte er nicht spielen, weil er's nicht konnte, und das zuletzt langweilende musikalische Getändel mit Opernarien war der Mutter kein Ersatz mehr für ihre getäuschten früheren Hoffnungen. Seine äußere Erscheinung, seine feinen Formen, waren zwar auch jetzt noch ihre Augenweide und er wußte durch Schmeichelreden und Liebkosungen die Erfüllung jedes Wunsches von ihr abzurufen. Sobald sie ihm aber nur die zartesten Vorwürfe über seine Unthätigkeit machte, konnte seine Liebe zu ihr in solch' jähzornigen Mißmuth umschlagen, daß ihr manchmal vor dem eigenen Sohne

bange ward. Ihr Gewissen ward jetzt immer quälender von Reue beschlichen über ihre langjährige mütterliche Mithelferschaft an der Zerfahrenheit seines Charakters. Doch kein fremdes Auge sollte von ihrem wachsenden heimlichen Kummer etwas gewahren. Zu gut wußte sie, daß sie von der Außenwelt doch kein aufrichtiges Mitleid dafür zu erwarten hatte. Erschloß sie ihr schmerzvolles Herz aber dann und wann dem Vater, so beruhigte sie dieser schwache Mann mit dem oberflächlichen Trost, daß Werner es eben so wenig, wie er selber, im Grunde nöthig habe, sich persönlich um die Gutswirthschaft kümmern zu müssen, zudem, wie die Erfahrung ihn längst gelehrt, diese von Beamten viel besser und einträglicher geführt würde. Drang zur Poesie und Musik würde bei Werner dann schon wiederkehren und ihn gewiß sein Leben lang ebenso befriedigen, wie ihn selber sein geschichtliches Studium. Und käme nur erst die richtige Frau für den Sohn, dann würde sich mit ihr auch sein dauerndes Glück ganz von selber einstellen. Durch solche Trostreden wurden die mütterlichen Sorgen zwar immer für kurze Zeit eingeschläfert, aber, um deren Wiedererwachen gründlich zu verhindern, war doch noch ein Anderer nothwendig, der stärker war, als der schwache Gemahl. Dieser erschien dann auch wirklich als mächtiger Helfer und ließ nach ganz kurzer Lungenentzündung seinen schwarzen Schleier beschwichtigend über ihr, im Grunde nicht unedles Herz sinken, darin das Unkraut weichlich eitler Verzärtelung den geweihten Trieb der Mutterliebe schmarotzerhaft umwuchert hatte.

Nach diesem Todesfall vergrub sich der völlig gebrochene Vater noch tiefer in seine Bücher. Auch Werner's Geist umfing eine bedenkliche Schwermuth. Daß ernste Arbeit

das beste Heilmittel sei für sein krankhaft gestimmtes Herz, daran dachte er nicht.

Da kam eines Tages ein Brief aus Paris, den ein dort als Legationssekretär lebender Nefte, Herbert von Pettenberg, an den Wittwer gerichtet hatte. Um ein Jahrzehnt älter, als Werner, war er seinem Oheim von jeher sehr ergeben und lud ihn deshalb dringend ein, zu ihm zu kommen, um dort seine tiefe Trauer ein wenig vergessen zu lernen. Das Schreiben schloß mit den Sätzen: „Hättest Du selbst, lieber Onkel, aber gar keine Lust dazu, möchtest Du dann nicht wenigstens den lieben Werner mir schicken? Er schreibt mir immer die lamentabelsten Briefe. Wie würden ihm drum ein paar Monate hier wohl thun! Auch seine französische Konversation könnte er hier noch seiner ausbilden, und welch' süperbe Gelegenheit böten unsere Opern und Konzerte für sein Musikgenie! Bitte, lieber Onkel, überlege Dir doch meinen gutgemeinten Vorschlag, wenn auch nicht für Dich, so doch wenigstens für Werner, und schicke ihn mir baldigst hieher!“ —

Herr von Goos fühlte sich zu dieser Reise zu kränklich und wollte sich auch von seinen wichtigen Geschichtstudien nicht losreißen, obgleich Niemand auf deren schließliches Ergebniß gewartet haben mochte. Seinen Sohn aber ohne allen Verzug nach der französischen Weltstadt fortzudrängen, erschien ihm als eine heilige Vaterpflicht für Werner's geistige Genesung, sowie für dessen weitere weltmännische Ausbildung auf der ersten Hochschule seiner Manieren. Endlich verließ dieser die Stätte seiner krankhaften Trauer und der einsame, historische Grübler war froh, in seinen weiteren Forschungen nicht mehr gestört zu werden.

Er fand dann auch reichlichen Lohn für seine Selbst-

lofigkeit in Werner's Briefen, in denen nach und nach die frühere Todtenklage um die Mutter immer lauter überflungen ward von seiner Schwärmerei für die Wunder der glänzenden Weltstadt. Was er aber in Paris Alles gesehen, gethan und genossen, an welchen Quellen und unter welchen Nebenumständen er echten französischen Wohl laut schöpft, und wie er nach der Opernmusik auch das leichtere Genre des Vaudeville und der Chansonette zu kultiviren verstand — das Alles bleibe hier besser ungesagt. —

Nach halbjähriger Abwesenheit kehrte Werner zu Wintersonfang wieder zurück. Seine abgesspannten Züge und noch müderen Augen ließen für einen erfahrenen Kenner der Pariser Welt gar Manches errathen. Der Vater hingegen fand vielmehr, daß gerade dieser gewisse leidende Ausdruck dem Aussehen seines Sohnes ein noch viel vornehmeres, geistvolleres Gepräge verliehen habe. Auch seine vollkommene weltmännische Tournüre entzückte ihn völlig, und schon jetzt hielt er ängstlich Ausschau nach einer, seinem vollendeten Sohne leiblich, wie geistig, ebenbürtigen Schwiegertochter.

Da kam jener Mittwoch im Klinger'schen Herrenhause. Trotz seiner Abgeschlossenheit von der Welt hatte auch der alte Herr von Goos von der schönen Tochter des Welleger Herrenhauses gehört, und das Entzücken über deren Gesang sogar sein einsames Arbeitszimmer erreicht. Daß aber sein Sohn gerade dort, und überdies so schnell, sein Herz verlieren würde, wäre bei dessen sonstigen maßlosen Ansprüchen dem Vater doch nie und nimmer in den Sinn gekommen. Als Werner indessen ihn schon am andern Morgen mit seinem feurigen Liebesgeständniß überraschte, da fand der weiche, kränkliche Mann kaum die rechten Worte für seine

freudige Nührung und unter stürzenden Thränen schloß er den Sohn in die Arme. An gleicher Gegenliebe Irene's und dem Einverständniß ihrer Eltern konnte Herr von Goos, als Vater eines solch' auserlesenen Sohnes, nicht wohl zweifeln. Und schon jetzt reifte in ihm der selbstlose Entschluß, sogleich nach der Hochzeit im Frühjahr Schloß Goos zu verlassen und sich zu seiner einzigen, gleichfalls verwittweten, Schwester nach Berlin zurückzuziehen.

Noch an jenem Freitag, an dem die tragische Familienszene im Welleger Herrenhause sich zugetragen, hatte dann auch Werner Herrn von Klinger's zusagenden, wenn auch ernstgemessenen, Brief empfangen. Trotz später Stunde und tiefem Schnee jagte er am selben Abend voll leidenschaftlicher Gluth zum Wohnorte seiner Braut, schloß sie zitternd dort an Herz und Lippen und umarmte in stürmischem Dank deren Eltern. Schon des Morgens darauf holte er dann die Drei nach Schloß Goos ab, damit auch sein Vater keinen Tag länger des Labials entbehre, sich am holden Bilde seiner künftigen Schwiegertochter erquicken zu dürfen.

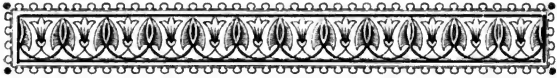
Als sich dieser dann in Irene's reines, liebliches Gesicht versenkte, da dachte der arglose Mann: Was muß sich mein Sohn in Paris für ein unverdorbenes Herz bewahrt haben, um gerade zu diesem Mädchen so schnell in Liebe erglüht zu sein! Und laut sagte er: „Ach, Werner, hätte doch Deine selige Mutter dieses Glück noch erlebt und das Bewußtsein hievon als ewigen Dank für ihre grenzenlose Liebe mit sich hinüber nehmen können!“ —

Raum war Irene mit den Eltern wieder heimgekehrt, da trieb Werner's neuerwachter guter Geist ihn zum Pfarrhause, um sogleich auch seinem einstigen Hofmeister, den er seit vielen Jahren bisher in seltsamer Scheu gemieden, das

Glück seiner jungen Liebe zu verkünden. Und er that's mit einer so stürmischen Innigkeit, daß der erschütterte Prediger am liebsten sogleich alle Glocken der Patronatskirche hätte zusammenläuten lassen mögen, um die ganze Goofer Gemeinde zu einem feierlichen Dankgottesdienst zusammen zu rufen, weil, wie sein Glaube ihm sagte, „der Herr das Leben seines einstigen Zöglings nun so gnadenreich auf die besten Wege des Heiles gelenkt habe.“

Als Pastor Krüger dann aber wieder allein in seinem Studierzimmer gedankenvoll auf- und niederging, da sprach er vor sich hin: „Daß unser junger Herr gerade dieses schlichte, gebiegene Mädchen erwählt, aus solch' patriarchalisch einfachem Elternhause! — Ich stehe vor einem psychologischen Räthsel, das all' meiner bisherigen pädagogischen Erfahrung spottet. Und doch! Was kann die Liebe einer solchen Frau, wie diese sicherlich eine werden wird, später an Werner für unbegreifliche Wunder wirken? Ja, schon seine Verlobung mit Fräulein von Klinger scheint mir dieser Wunder Anfang zu sein.“





Viertes Kapitel.

Die Nachricht von der Verlobung des jungen Werner von Goos mit Irene von Klinger-Wellez flog als eine hochbedeutende von einem Edelsitze zum andern, und die hohe Gesellschaft benutzte diesen ihr so erwünscht gebotenen Neuigkeitstoff zu geistreicher Vertiefung ihrer Gespräche.

Aber wie seltsam und welch' greller Abstand gegen den vorausgegangenen schweren Seelenkampf im Klinger'schen Herrenhause! In dieser sogenannten „Welt“ der adeligen Nachbarschaft, vorab in den Gliedern des schöneren, oder, wie man auch sagt, schwächeren Geschlechtes, verwunderte man sich über die bescheidenen Ansprüche des jungen Goos, dieses, seit langer Zeit „brillantesten Epouseurs“, viel lebhafter und schmerzlicher, als man die Braut um seinetwillen bedauerte.

Nun, dann nahm man wohl gerade deshalb recht freudigen Antheil an ihrem so neidenswerthen Glück, schon aus Dank für den früheren Genuß ihres Gesanges? Ja, hätte dieser nur nicht auch diesen reichen, vornehmen Freier allen andern Müttern und Töchtern jetzt mit hinweggezaubert! Die zwei anderen Bewerber wären doch übergenuß gut für

sie gewesen! — Doch auch die einzelnen Stimmen aufrichtiger, neidloser Freude über Treenen's Verlobung wurden übertäubt vom Chorus nörgelnder Mißgunst, in den auch die beiden schwergekränkten Mütter der unerhörten Söhne schüchtern mit einfielen. Die hohe Dame jedoch, die, als längst geschulte Kapellmeisterin, auch bei diesem Verblüffungs- und Neidkonzert den Ton angab und den Takt dazu schlug, *sempre con fuoco*, war wieder dieselbe, aus ungarischem Adel stammende Gräfin Rottberg, die schon vor der Verlobung bei Treenen's Mutter für die Goos'schen Augen und deren fascinirenden Zauber so begeistert geschwärmt hatte. Jetzt haderte sie schier mit dem Schicksal wegen des rücksichtslosen Versehens, daß es ihr eigenes vierjähriges Töchterlein Ellinor zu spät hatte zur Welt kommen, und ihm diese „gloriose Partie“ somit entwischen lassen. O wäre das für diesen hochinteressanten Mann eine ganz andere „brillante Frau“ geworden! Und wie hätte dann die Gräfin selbst mit den bescheidensten Brosamen der Liebe sich begnügt, die von der reichbesetzten Tafel dieses Paares für ihr schwiegermütterliches Herz abgefallen wären! Sie war ja beim eigenen Manne so bettelarm an Liebe und doch deren so bedürftig.

Diese fast allgemeine Verstimmung hinderte jedoch die privilegierten Vertreterinnen der „Welt“ nicht im mindesten, daß schon in den nächsten Tagen ein Herrschaftswagen nach dem andern am Klinger'schen Herrenhause vorfuhr. Die rührendsten Gratulationshymnen erklangen darin, falsch und richtig gesungen, und Johannes- wie auch Judasküsse wurden ausgetauscht.

Die Braut war zuletzt überfro, als alle Sturzwellen der Glückwünsche sich endlich wieder verlaufen hatten. Nun

erst konnte sie in ihrem Elternhause von all' diesen freudigen Aufregungen ausruhen, um sich von dem reinen, süßen Odem ihres Glückes erquicken zu lassen, wie in einem frühlingsduftigen Wald, dem nach ihrer jungfräulichen Empfindung ihre Brautzeit gleichen mußte.

Den Eltern Klinger bangte zwar etwas vor diesen stillen Stunden, in denen Werner nun gar oft ihr Hausgenosse sein würde. Denn, fürchtete zumal der Vater: wenn dann so Tag für Tag der Schleier immer tiefer vom Charakterbilde des Bräutigams niederfiel, würde sein argwohnscharfes Auge nicht noch neue Makel daran entdecken oder doch wenigstens die daran schon bekannten Fehler in noch grellerem Lichte zu schauen bekommen? Und schon darauf war er neugierig, wie oft Werner wohl seine Braut besuchen und welches Opfer er sich sein Kommen kosten lassen würde. Denn mitten im Winter dieser nordisch rauhen Gegend war's eben nicht immer ein Kinderpiel, sich von dem ziemlich fernen Schloß Goos hierher durchzumühen auf mitunter ganz unwegsamer Straße. — Aber, es mochte nun stürmen, schneien oder regnen, Tag um Tag, und immer zu gleicher Stunde, kam Werner auf schweißtriefendem Gaul durch die Lindenallee einhergesprengt. Ein pünktlicherer Bräutigam war nicht mehr zu denken.

Und auch er selber war nun ganz anders geworden! Seitdem Irene's himmelblaue Augen in die seinigen gesehen, hatten auch diese die frühere glanzlose Müdigkeit völlig verloren, und lauter und vornehm sah jetzt jene Seele daraus hervor, wie Irene sie einst mit dem Blick ahnungsvoller Liebe an ihm schon damals geschaut, als sie noch dem Auge des Vaters so unheimlich verschleiert schien.

Das Alles war auch weder Schein noch Verstellung.

Und auch schon früher hatte Werner nicht geheuchelt, als er bei Treenen's erstem Anblick und Gesang sich aus Sumpf und Haide in duftigen Waldesschatten versetzt glaubte. Damals jedoch hatte das Licht ihrer Seele die seinige nur flüchtig gestreift. Jetzt aber war sie davon so über und über getränkt, daß die Erinnerung an sein ganzes Vorleben wie ein wüster, ihn jetzt anekelnder Traum in ihm zerrennen war.

Sogar seine frühere Eitelkeit schien völlig verschwunden zu sein. Statt mit ihrem Gesang noch ferner zu prunken, bat jetzt Werner selber, daß der gewohnte Gesellschaftstag ganz eingestellt werden möchte. Ihm dünkten in diesen bräutlichen Tagen Treenen's Lieder viel zu weihervoll für fremde Ohren. Die wirklichen Hausfreunde, von ihrem Herzen hergedrängt, konnten deshalb ja doch gleich freundlich hier willkommen sein und im engeren Familienkreis an Treenen's Gesang, wie ihrer Beider Brautglück, um so aufrichtigeren Antheil nehmen. Und er kam mit dieser zarten Empfindung nur dem Herzenswunsch Treenen's und der Eltern wider ihr Erwarten zuvor.

Der früher so räthselhaft verschlossene Mann wurde jetzt gesprächig, schwärmerisch und zärtlich, sogar mitunter recht kindisch in seinen Scherzen und Neckereien, wie sie einem nur guten und reinen Gemüth entquellen können. Dabei blieben all' seine Formen immer gleich vornehm. Und auch über der glühendsten Liebe zur Tochter vergaß er nie die aufmerksamste Rücksicht gegen deren Vater, über den feurigsten Küssen nie den ehrerbietigen Handkuß für die Mutter.

Sogar eine gewisse Befangenheit trat an ihm manchmal zu Tage. Trene durfte ihn noch so dringend bitten, ihr auf dem Klaviere doch einmal vorzuphantasieren: er lehnte

stets es ab mit der Bemerkung, daß sein regelloses Geklimper ja gar nicht würdig sei, sich neben ihrem kunstvollen Gesänge hören zu lassen. Lauschte er dann aber ihren eigenen Liedern, so konnte man im Zweifel sein, worin eine tiefere Poesie geborgen läge: im Klang ihrer Stimme, oder im Glanz seines Auges, daraus ein ganzer Himmel voll Glückseligkeit hervorglänzte.

So brachte jeder Tag nur neue Vorzüge bei Werner an's Licht, und hätte Vater Klinger zum allerersten Mal in seinem Leben einen winterlichen Baum allmählig wieder Knospen treiben sehen: er wäre von der Zaubermacht der Frühlingssonne wohl nicht mehr erstaunt gewesen, als jetzt von all' diesen geheimnißvollen Wundern der Liebe. Endlich mußte er als ehrlicher Mann sich selber eingestehen, daß sein psychologisches Urtheil über Werner doch nicht mehr haltbar sei. Gutmüthig, wie er war, verbesserte er jetzt dieses vielleicht allzu gründlich, sah, anstatt der früheren nachtschwarzen Schatten, nur noch das fleckenloseste Licht, und auch er gab sich dem vollen vertrauungswürdigen Zauber in Werner's Augen hin, aus denen schon beim ersten Blick Irene ihren Glauben der Liebe empfangen hatte.

Ueber einen einzigen Mangel konnte jedoch Herr von Klinger auch jetzt noch sich nicht ganz beruhigen. So oft er nämlich auch über sein Lieblingsthema, die Landwirthschaft, mit seinem zukünftigen Schwiegersohn sprechen wollte, immer wich dieser der ihm unsympathischen Unterhaltung aus und lenkte sie auf andere Dinge, die weitab davon lagen. Klagte dann der Gutsherr von Welck die Bedenken darüber seiner Frau, so tröstete diese ihn damit, daß solche profaische Gespräche doch auch gar nicht zur poetischen Schwärmerei eines Bräutigams paßten. Trotzdem

aber wollten diese väterlichen Skrupel nicht gründlich zur Ruhe kommen, und er hielt sich nicht länger zurück, auch seiner Tochter eines Morgens förmlich auf's Gewissen zu binden, daß sie mit ihrem viel mächtigeren Wort auch ihrerseits dem Bräutigam darüber ernstliche Vorstellung machen sollte. „Denn, glaube mir, liebes Kind!“ schloß er seine Ermahnungsrede „Müßiggang ist nicht nur, wie man sagt, aller Laster Anfang, sondern auch alles Glückes Ende.“

„Nur jetzt noch nicht in meiner Brautzeit verlange das von mir!“ bat Irene den besorgten Vater. „Bin ich einmal seine Frau, dann will ich gern Deinen Wunsch erfüllen und ich weiß auch von Werner, daß er später Alles thun wird, um mich und sich völlig glücklich zu machen. Wer so innig liebt, wie er, kann ja gar nichts Anderes wollen.“ Sie sagte das mit einer solch' kindlichen Zuversicht, daß der Vater nun auch in dieser Richtung nur mit freudigstem Vertrauen der Zukunft entgegen blickte.

Frau von Klinger konnte ihren Mann darin um so glaubwürdiger bestärken, als auch Irene seit ihrer Verlobung sich unter der mütterlichen Lehre eifrig bemühte, in die Praxis des Haushalts sich einzuschulen. So ward jede allzu ideale Lebensauffassung zurückgedrängt und nur das blieb davon in ihrem Wesen übrig, was im Leben befähigt ist, dessen Wirklichkeit verschönern und veredeln zu helfen.

Ein einziges Glied der Familie hielt sich jedoch auch jetzt noch rückhaltsvoll bei Seite. Das war Irene's ältester Bruder Fritz, und er grollte insgeheim seinen Eltern, wie seiner Schwester. Wäre sie jählings gestorben, er hätte sich mit diesem Schmerze eher wieder versöhnt, als mit dem Gedanken, daß gerade dieser Goos, den er so tief verachtete, nun für immer sie heimführen sollte. Er kam ohnedem nur

dann und wann von seinem benachbarten Gut in sein Elternheim. Nun aber ward sein Besuch noch viel seltener, und meist nur dann, wenn er seinen künftigen Schwager dort nicht vermuthen durfte. Traf er aber dennoch einmal mit ihm unerwartet zusammen, dann standen sie, wie durch eine unsichtbare Schranke getrennt, in frostiger Höflichkeit einander gegenüber.

Und doch sagten sich die beiden Brautleute zum Trost: ist dieser Bruder denn nicht ein, auch sonst für sein Alter ungewöhnlich verschlossener Mann, so ganz der Gegensatz des meist nur freundlichen Vaters? Und war auch zwischen beiden jungen Männern von ihren Studien- und Regimentszeiten her keine besondere Sympathie wahrzunehmen: was sollte dies den Himmel ihrer Brauttschaft trüben, der am Tage voll des frohesten Sonnenglanzes und in der Nacht voll sternenlichter Traumbilder war? —

So verlebten Werner und Irene eine vierteljährige, von Liebes- und Frühlingsliedern durchklingene Brautzeit, wie sie die Dichter als Ideal besingen, und sie nur wenigen Auserwählten zur Wirklichkeit wird. Auch die Eltern waren dabei wieder ganz jung geworden und erquickten sich am bräutlichen Glück ihrer Tochter, wie an einem späten Widerscheine jener Liebessonne, die einst auch ihre eigene erste Minnezeit beleuchtet hatte.

* * *

Die Linden der Allee belaubten sich wieder und dieser bräutliche Frühling sollte sich nun in den anderen des Ehestandes verwandeln. Ob dieser aber besonders lange dauern, und ihm nicht sehr bald der Spätherbst allmählichen Hinwelfens oder gar der Winter völliger Erstarrung nachfolgen

würde: über all' diese Möglichkeiten wurden jetzt wieder von den modernen, zumeist mütterlichen, Pythia's der Nachbarschaft die widersprechendsten Orakelsprüche verkündet. Merkwürdig war nur dabei, daß weitaus die Mehrzahl für das künftige Glück Werner's viel ängstlicher in Sorge war, als wie für jenes Treenen's, die diesem, geistig viel höher stehenden Manne gegenüber ja überhaupt keine allzugroßen Ansprüche zu machen habe.

Der Welleker Ortspfarrer hätte nun nach Brauch und Vorschrift das junge Paar trauen sollen. Doch er war erst vor kurzer Zeit in's hiesige Pfarrhaus eingezogen und stand der Klinger'schen Familie noch ziemlich fern. Deshalb übernahm, auf Werner's zart empfundene Bitte, dessen einstiger Hofmeister und nunmehriger Patronatspfarrer von Goos gerne die kirchliche Einsegnung seines früheren Zöglings.

Die Freundinnen Treenen's hatten dann auch noch den sinnigen Gedanken ausgedacht, daß kleine Mädchen aus befreundeten Familien Blumen auf dem Hochzeitweg ausstreuen sollten. Kaum aber dies bekannt geworden, war auch schon wieder dieselbe Gräfin Kottberg die allererste Mutter, die ihr Töchterlein zu diesem Ehrendienst aufdrängte. Ueberall mit vorne dran sein, war ihr nun einmal Lebensbedürfniß, sogar, wenn sie, wie besonders in diesem Fall, ihre ganze theatralische Kunst der Verstellung mit aufwenden mußte. —

Nach einem, von Scherz und Jubel übersprudelnden Polterabend war auch dieser Hochzeitstag endlich herangekommen. Und es bot ein erhebendes Schauspiel dar, als heut an einem Frühlingmorgen der Festzug durch die, im zartesten Grün prangende Lindenallee vom Herrenhause zur Welleker Dorfkirche sich hinüber bewegte.

Voran gingen vier weißgekleidete Mädchen. An himmelblauen Seidenbändern trugen sie zierliche Körbchen, darin allerhand Blumen lagen. Das kleine Grafentöchterlein Ellinor mit den schwarzen Augen und Locken war die Schönste unter den Vierem, und sie betrieb ihr liebliches Geschäft des Blumenstreuens so verschwenderisch, daß ihr Vorrath nur allzubald erschöpft gewesen.

In der Mitte der zwei Brautführer schritt dann Irene von Klinger einher in weißem Atlaskleid, auf dessen schwere Falten vom Myrthenkranz im Goldhaar der Brautschleier niederwallte. Als wandelte sie jetzt geraden Weges in eine überirdische Welt voll Seligkeit: in solch' feierlicher Freude strahlten ihre himmelblauen Augen in die sonnige Welt hinein, und die Verchen hoch am wolkenlosen Azur jubilirten so laut, als ob auch sie ihr herzliches Brautlied auf sie nieder singen wollten.

Von zwei Kranzjungfrauen rechts und links geleitet, folgte Werner von Goos in der Uniform eines Reserve-Offiziers der Garde-Drägoner. Seine dunklen Augen schlug er nur dann und wann in die Höhe und seine kräftige Mannesgestalt mit dem vollbärtigen Gesicht bildete eine harmonische Ergänzung zu Irenen's duftigzarter Erscheinung.

Mit glückstrahlendem Antlitz schritt Vater Klinger, mit Mutter Friederike Arm in Arm, dicht hinter dem Brautpaar. Auch der alte Herr von Goos, neben ihnen von einem der Trauzeugen geführt, hatte heute sein krankes Gesicht mit einem fröhlichen vertauscht. Um so düsterer aber sah Irenen's älterer Bruder vor sich hin. Und wieder ganz vorne in der Schaar der geladenen Gäste stolzirte die Gräfin von Kottberg einher und fühlte sich so vornehm er-

haben in ihrem rauschenden Brotkleid, als wäre sie die allerwichtigste Person von der ganzen Gesellschaft. —

Hätte jetzt der Schatten eines antiken Hellenen diesem christlichen Hochzeitszuge zuschauen können: ihm wäre dabei wohl eine feinsinnige heimathliche Erinnerung gekommen an seinen Ehegott „Hymen“, den schönen, ernsten Jüngling, der bald mit Brautfackel und Brautschleier in der Rechten, bald, von Gros und Psyche an einem Perlenbande geführt, auf den antiken Kunstwerken dargestellt wurde. Verlieh dieser selbe Gott doch auch seinen Namen den Braut- und Hochzeitsgesängen, die einst von Jünglings- und Jungfrauenhören beim festlichen Zuge der Braut aus dem Hause der Eltern in das des Bräutigams gesungen wurden! Und ist nicht auch die christliche Sitte der Brautführer und Kranzjungfern aus jenen hellenischen Hochzeitsgebräuchen auf die unserigen vererbt worden? Hat sich das Myrthenreis unserer Bräute nicht als Ueberbleibsel von der einstigen Doppelbekränzung des altgriechischen Brautpaares erhalten? — Und auch heute noch giebt die Dichtersprache der christlichen Ehe den einstigen Götternamen „Hymen“. . —

Schon stand jetzt der Zug droben im Chor der Dorfkirche rechts und links in den Stühlen und das Brautpaar am Altar. Die Gemeinde sang ein altes Kirchenlied, die Orgel brauste. Pfarrer Krüger trat im Amtskleid aus der Sakristei hervor, stellte sich gegen die Gemeinde gewendet auf die Altarstufen und sprach mit seiner sonoren Stimme: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!“

Hierauf redete er in geistvoller Ansprache an die Versammelten vom Geheimniß der Ehe, dieser, wie er sagte, „heiligsten, wichtigsten und folgenreichsten aller Lebens-

gemeinschaften, sowie auch der geweihten Grundlage alles Familien- und Völkermohles.“ Allen Anwesenden sah man die tiefe Erbauung an.

Dann wandte er sich erst gegen den Bräutigam, Herrn Werner von Goos, und sprach: „Sie stehen hier vor Gottes Angesicht und vor dieser christlichen Versammlung und begehren, mit dieser Ihrer Braut ehelich getraut zu sein! Demnach frag' ich Sie, ob es Ihr Wille sei: Fräulein Irene von Klinger-Welleß als Ehegattin mit unverbrüchlicher Treue zu lieben und zu ehren, mit ihr zu theilen Glück und Unglück, Freud' und Leid, wie es Ihnen Gott nach seinem väterlichen Willen zu Ihrer Seligkeit schicken wird, und sie in keinem Wege zu verlassen, sich auch nicht von ihr zu scheiden, es scheidet Euch denn der allmächtige Gott durch den Tod von einander. So Sie das in Ihrem Herzen beschloffen haben, wollen Sie es mit einem Ja bekräftigen!“

Während all' dieser so inhaltsreichen Fragen war Herr Werner von Goos ganz seltsam zu Muthe geworden. Er hatte noch nie zuvor einer kirchlichen Trauung beigewohnt, und wenn er sich auch des ernstesten Schrittes, den er that, im Allgemeinen bewußt gewesen, so war ihm doch erst jetzt aus jedem einzelnen, so bestimmt lautenden Gelöbnißsage der volle Umfang seiner ehelichen Verpflichtungen klar geworden, die er jetzt vor dieser feierlichen Versammlung hoch und heilig beschwören sollte. Es war unstreitig der ernsteste Augenblick in seinem bisher so schrankenlosen Dasein. Und so tief war er erschüttert, daß er erst noch einen heimlichen Blick auf seine, in verklärtem Liebreiz neben ihm stehende Braut werfen mußte, um dann mit männlich festem Jawort der Aufforderung des Pastors entsprechen zu können.

In viel milderem Ton erklang hierauf Irenen's „Ja“

nach den gleichen Fragen. Die Trauringe wurden gewechselt, die rechten Hände zusammengelegt und während dessen rief Pfarrer Krüger mit hoch erhobener Betonung: „Was Gott zusammenfügt, soll der Mensch nicht scheiden!“

Zahlreiche Thränen der Eltern Klinger begleiteten diesen feierlichen Ausspruch, und kein Hochzeitsgast blieb davon völlig unbewegt. Ernst sinnend sah der nunmehrige junge Ehemann drein. Auch er mochte wohl jetzt die ganze Wucht dieses Ausspruches empfunden haben. Nur die junge Frau Irene von Goos schien in ihrem vertrauensvoll hinsinnenden Blick himmelweit entfernt von jedem Gedanken an die Möglichkeit, daß jemals ein irdisches Gesetz, außer dem des leiblichen Todes, diesen ehelichen Bund in der Zeit wieder auflösen könnte. Ihr geschah dabei nicht anders, als hätte jener kirchliche Spruch von dem Zusammenfügen Gottes und der möglichen Scheidung durch den Menschen vorhin ungefähr gelautet: „Hat Gott des Morgens die Sonne aufgehen lassen, dann soll des Menschen Hand deren Tageslicht nicht vor Sonnenuntergang wieder auslöschen.“

Hatte sich Pfarrer Krüger in seiner ersten Ansprache als Diener der Kirche an die Versammelten gewendet, jetzt, nach geschlossenem Ehebunde, sprach er mehr als der Hausfreund der Familie. Mit freudigem Danke pries er's als ein besonderes Glück in seinem Leben, daß er nun denselben ritterlichen Mann, dessen Jugenderziehung ihm einst anvertraut gewesen, nun auch zum heiligen Ehestand einsegnen dürfte. Die christlichen Tugenden der Eltern von Mann und Frau hob er rühmend hervor, und stellte nun auch deren Kindern die Gottesfurcht und Menschenliebe als die zwei festesten Säulen dar für ihr eigenes neues Haus. Zu Werner sprach er dann das Psalmwort: „Die Arbeit Deiner

Hände sei es, die Du genießest! Selig Du! und wohl ist Dir!“ Der jungen Frau sagte er: „Ein fruchtbarer Weinstock siehst Du im Innern des Hauses und gleich Pflänzlingen des Albaumes stehen die Söhne um den Tisch deines Hauses!“ — Und als er zum Schluß auch noch den seligen Geist von Werner's Mutter zum Segen des Sohnes und der neuen Tochter herabrief, da war es wieder eine tiefere Rührung geworden. Auch aus Werner's dunklen Augen rangen sich jetzt zwei lichte Perlen los, zum dankbaren Liebeszoll für die heimgegangene Mutter, die in ihrem Leben ihn einst so überschwenglich geliebt und zuletzt so schwer sich um ihn gesorgt hatte.

* * *

Noch lange Zeit saßen die Hochzeitsgäste im Herrenhause beisammen, und die Wehmuth des Abschiednehmens war im allgemeinen Frohsinn schon wieder zerronnen. Das neuvermählte Paar aber flog auf der Hochzeitsreise dem Süden zu.

Bis hinunter nach Rom und Neapel, dann über die Riviera zurück und sogar auch Paris noch auf der Heimkehr besucht — so hatte Werner selber das Reiseprogramm festgestellt.

„Etwas gar zu viel auf einmal,“ meinten zwar schon früher die guten Eltern Klinger, die über die preussischen Grenzpfähle noch nicht hinausgekommen waren.

„Ach, was! man muß die Gelegenheit gründlich ausnützen, denn wer weiß, was Alles uns später am Zusammenreisen verhindern kann.“ Mit dieser energischen Einwendung Werner's waren alle Bedenken bei Seite geschoben, und die Eltern ergaben sich beruhigt in ihres Schwiegersohnes Willen.

Wäre es nach Treenen's heimlichem Herzenswunsch gegangen, so hätte sie ihr junger Ehemann am Tage der Hochzeit sogleich in ihr neues Heim geführt, damit sie darin ohne Verzug all' seine häuslichen Gewohnheiten und Bedürfnisse belauschen könnte, um in jene verständnißvoll sich einleben, diese liebeich befriedigen zu lernen. Konnte sie doch einen seltsamen, unruhigen Drang nicht los werden: schon in den ersten Tagen ihres leiblichen und seelischen Zusammenlebens ganz unbemerkt, aber um so sicherer, mit dem Aufrichten all' jener Grundpfeiler zu beginnen, von denen der Aufbau ihres künftigen Hausglückes unerschütterlich getragen werden sollte. Und ganz besonders war ihr's auch am Herzen gelegen, so bald als nur möglich ihren Eltern beweisen zu können, in welch' beglückender Eintracht sie mit ihrem jungen Manne zusammen lebe.

Mit der holden Schüchternheit der Braut, die zu Werner, wie zu einem Halbgott, hinausschaute, hatte sie's denn auch gewagt, erst noch gestern, am letzten Tage ihrer Brautzeit, dieser Sehnsucht, mit ihm sogleich nach Schloß Goos heimzufahren, Ausdruck zu geben. Und auch da nur in der halb scherzhaften Frage, ob nicht ihm auch selber der Honigmonat im eigenen Neste noch viel süßer munden würde, als draußen, in, wenn auch noch so schönen, fremden Landen?

Aber ein Frühlingslüftchen konnte nicht rauher von einem jähen Sturmwind verschlungen werden, als ihre bescheidene Frage von seiner barsch verneinenden Antwort.

„Was fällt Dir ein? Ich will mit Dir in der weiten Welt umherfahren, um Dir alle Herrlichkeiten darin zu zeigen, und Dich freut's nicht einmal? Ich dächte doch, wir könnten noch lange genug diese ländliche Einsamkeit genießen, die ich

schon früher oft bis zum Hals satt bekommen habe.“ Und finsternen Auges stand er von ihr abgekehrt.

Heiliger Gott, war das schon jetzt das Wiedererwachen seines früheren Zähornes, vor dem der Vater sie so ernstlich gewarnt und der an ihrem bräutlichen Herzen nur trügerisch eingeschlafen schien?

Srene war erst so tief von diesem ihr völlig fremden Ton und Blick Werner's erschrocken, daß ihr zu weiterer Ermiederung der Odem ausgegangen. Hatte sie aber nicht darauf gefaßt sein müssen? Und mit welcher Zuversicht rühmte sie sich einst vor den Eltern ihrer heilkräftigen Sanftmuth! Nun wollte sie deren wunderthätige Macht auch sogleich beweisen. Und war ihre Frage vorhin nicht auch recht kindisch gewesen, ja sogar undankbar? Einen Hochgenuß, den hundert andere junge Frauen von ihren Männern vergeblich ersehnen, den bot ihr der ihrige nun mit vollen Händen dar, sie aber mäkelte noch daran und trübte ihm die eigene Reiselust, statt sie freudig und dankbar mit ihm zu theilen? Ja, sie war im Unrecht gegen diesen hochherzigen Mann! Drum ja kein unzeitiges Schmollen, sondern die Albernheit in ehrlicher Demuth eingestanden und abgeben! — Und überreich war ihre einsichtige Milde auch sogleich belohnt worden. Wie zum weichen Kinde wurde der erst so ungestüme Mann plötzlich umgewandelt; auch seine Augen bekamen wieder ihren alten Zauberschein. In scherzhafter Reue schlang er den Arm um ihren Hals und unter den zärtlichsten Küffen nannte er sie „sein kleines herziges Weibchen.“ Da war ihr hinterher sein Zähorn fast wieder lieb geworden, da er nach so flüchtiger Verdunklung ihr sein Bild in nur noch wärmerem Licht erscheinen ließ.

Am Hochzeitstage selber war freilich ihr Herz dann so

hoch feierlich gestimmt von all' den ernstern Eindrücken und feierlichen Gelöbnißn vor dem Traualtar, daß sie, wenn auch nur flüchtig, wiederum die heimliche Sehnsucht überkam nach sofortiger Einkehr in's neue Haus ihres Glückes. Doch mit keinem Worte verrieth sie dieses Verlangen mehr, und als sie nur einmal mit Werner Hand in Hand im elterlichen Wagen fortfuhr, und ihr Auge von den letzten Abschiedsthänen getrocknet war, da fühlte sie ihr junges Herz gleichfalls von dem verlockenden Reiz befangen: mit ihrem Lebensgefährten erst noch ein Land zu durchwandern, darin der Himmel viel tiefer blaut, als hier, und Wunder der Natur, wie Kunst, sie entzücken sollten, wie sie die Heimath ihr nicht zu bieten vermochte. Und schon jetzt beglückte sie das Vorgefühl, daß das Anschauen all' dieser Herrlichkeiten mit dem Auge der Liebe für sie ja doppelt genussreich sein und mit geweihter Erinnerung ihr Hausglück daheim bereichern müßte. —

Und nicht eine Stunde war diese Flitterwochenreise getrübt worden. Eine sonnige Fluth von gemeinsamem Natur- und Kunstgenuß umschwoll ihrer Weider Herz. Alle fremden Augen mußten dem schönen jungen Paar das Glück ihres neuen Ehestandes auch sogleich angesehen haben: solch heimliches Lächeln und Flüstern in allen möglichen Sprachen begleiteten ihre Schritte und Treenen war es oft lästig geworden, sich so beobachtet zu sehen. Werner jedoch schwelgte förmlich darin und während der Fahrt, in den Gallerien, auf den Promenaden oder an der Wirthstafel, überall schien er den unbekanntem Bewunderern seiner schönen Frau frohlockend zu sagen: „Ja, nicht wahr, wie reizend sie ist, und wie bin ich um sie zu beneiden!“

Errieth dann mitunter Irene diese Augensprache Werner's,

dann freute es doch auch sie selber, daß er ein solches Wohlgefallen an ihr zur Schau trug, und sie sah nicht minder entzückt zu dem männlichen Idealbild ihrer Liebe hinan.

Sechs Wochen darauf war der Zauberbecher des Südens ausgetrunken. Fast berauschte dessen köstlicher Inhalt allzusehr, und auf der Heimreise über Paris mußte Irene erst wieder ein wenig zu sich kommen, um auch für die dortigen Weltstadtwunder Aug' und Ohr empfänglich zu erhalten. . . .

Das junge Ehepaar fuhr eben an einem milden Maiabend im wunderschönen Bois de Boulogne spazieren. Die Allee des Acacias wimmelte von sich drängenden Reitern und Wagen, und man konnte nur langsam vorwärts kommen. Da, wie es der böse Zufall so wollte, stieß eine, in elegantem Coupé üppig hingegoffene Dame plötzlich einen Schrei höchster Vermunderung aus. Jählings reckte sie sich zu Werner's Wagen hinüber; nicht minder erschrocken starrte dieser in das ihm gar wohl bekannte, feck lachende, geschminkte Gesicht, und vorüber war die flüchtige Begegnung. Irene hätte kaum darauf gemerkt, wäre nicht Werner's Gesicht blutroth geworden, und seine hohe Gestalt voll angstvoller Scheu in sich zusammengesunken.

„Was ist Dir geschehen, mein Lieber? Ist Dir plötzlich unwohl geworden?“ fragte die arglose Frau und sah ihn mit sorglichen Blicken an.

„N nichts, gar nichts! Nur eine plötzliche Congestion! Und sie ist auch schon vorüber,“ gab er ihr tief aufathmend zur beruhigenden Antwort, nahm den Hut ab und strich sich über die Stirn, um eine wüste Erinnerung davon hinweg zu streifen. Irene freute sich mit neuer Heiterkeit der wonnigen Spazierfahrt. Auch er gab sich alle Mühe, mit

Mienen und Worten äußerlich ihr gleich zu thun, aber sein Herz lag in einer beengenden Schraube.

Sie hatten dann noch, wie schon in den vorigen Tagen, die große Oper besuchen und in einem der glänzenden Boulevard=Café's soupiren wollen. Doch, könnte jenes lecke Weib aus früheren unseligen Tagen nicht auch im Opernhaus ihm wieder erscheinen, vielleicht gar sich erdreisten, eingedenk der früheren Beziehungen, ihn hier auffuchen zu wollen? Denn schon gestern Abend in der Vorstellung des Trovatore — jene Halbweltdame, die seiner Loge gegenüber-saß, und die ihm bald hohnlachend zugewandt, bald ihn herausfordernd mit dem Operngucker fixirt und dann ihn fichernd ihrer frivolen Nachbarin gezeigt — war das gestern am Ende dieselbe, die heute Nachmittag mit ihrem Aufschrei ihn aus seinem Liebesfrieden aufgeschreckt? Oder war's eine andere? Hatte er doch früher gar manche ihres Gleichen gekannt! Wie froh war er deshalb gewesen, daß diese von gestern in so weiter Entfernung von ihm saß und seine ahnungslose Frau immer nur auf die Bühne hinüber gesehen! — Nein! — nur heute nicht mehr in's Theater! Nicht einmal auf die lichtfunkelnden, menschen durchwogten Boulevards konnte er mehr sich wagen, denn überall fürchtete er sich jetzt vor neuen Gespenster=Erscheinungen aus den früheren Tagen seines Hierseins. Drum zog er sich scheuen Blickes mit Irene in sein Hôtelzimmer zurück, um sich, wie er vorgab, von einer unüberwindlichen geistigen Müdigkeit auszuruhen.

Ganz allein mit seiner jungen Frau ließ er sich dort das Abendessen auftragen. Doch auch dieses ward ihm vergällt. Umsonst mühte er sich ab, mit erzwungenem, frohem Geplauder seine Unruhe zu verschweigen. Und mit immer

wachsender Besorgniß ihn betrachtend, fragte ihn jetzt wieder Irene: „Du bist noch immer so traurig? o warum? Um Alles, Werner, bitt' ich Dich: sag' mir: was hast Du, und bin ich etwa Schuld an Deiner Verstimmung? Was hab' ich gethan und wie kann ich's wieder gut machen? Ich weiß ja von Nichts und will nur thun, was Dir recht ist.“

„Du mich verstimmen?“ rief jetzt Werner, von ihrem bittenden Blick überwältigt. Und mit einem Mal umschlang er sie voll tiefster Inbrunst und rief: „Nein, nein! Alles machst Du mir recht! Und wie dank' ich dem Himmel, daß er mir einen so reinen Engel, wie Dich, für mein ganzes Leben mitgegeben hat! Du kannst es ja nicht glauben, nicht fassen, was Du mir bist! Und nicht wahr, nie, niemehr willst Du mich verlassen! Denn ohne Dich, ich fühl' es nur allzutief, müßt' ich elend zu Grunde gehen.“

„Um Gotteswillen, Werner, was redest Du?“ fiel Irene bestürzt ihm in's Wort und stand ihm zum ersten Mal, wie einem Räthsel, gegenüber. „Ich, Dich jemals verlassen können, die ich bis in den Tod Dir Treue geschworen und auch ohne jeden Schwur in alle Ewigkeit Dich lieben würde? Komm, fahren wir doch sogleich morgen früh nach Hause! Deine Nerven brauchen Ruhe. Gewiß, Du bist krank, sonst könntest Du nicht so zu mir reden.“

„Nein, nicht jetzt mehr bin ich krank“, erwiderte er, sich gewaltsam aus seiner Abspannung aufraffend, „aber mein Herz war's einmal, bis Du, mein guter Geist, es wieder gesund gemacht hast! Und jetzt kein Wort mehr darüber! Aber Du hast Recht! Fort, fort aus dieser Stadt! Trotz allem Frühlingschein ekelt es mich vor der dunstigen Luft darin. Ja, Irene, schon morgen früh fahren wir heim. Du hast Recht! Ich bedarf der Ruhe.“

Kein Wort ward jetzt mehr über diesen so befremdenden Zustand Werner's gesprochen. Ob Trenen's reines Frauenherz wohl schon eine klare Ahnung davon überkommen, was er ihr eigentlich mit seinen Worten hatte sagen wollen? Gewiß nicht! Es war ihr dies eine zu unbekannte, nächtliche Welt.

Und dennoch, ob sie's wollte oder nicht: jener gresse Aufschrei im Bois de Boulogne schlug wieder an ihr Ohr, jenes geschminkte Gesicht starrte sie höhnisch an. Und mitten durch den Dunst ihrer Angst um die Gesundheit ihres geliebten Mannes war ihr auf einmal das Bild des Vaters sichtbar geworden, wie er einst mit gramvollem Antlitz ihr noch etwas über Werner sagen wollte, so ganz Unsägliches, daß er es nicht über die Lippen brachte.

„Nein, nein!“ rief sie jetzt insgeheim aus ihrer umdüsterten, nach Licht ringenden Seele. „Hinweg mit diesem erschreckenden Bild am Schluß unserer bisher so glücklichen Hochzeitsreise! In's Nichts soll es für immer zerrinnen! Sein guter Engel aber will ich ihm bleiben und sein Herz ihm gesund erhalten, so lange mich Gott als seine Frau für ihn leben läßt.“ —

Schon am andern Morgen verließen die Beiden denn auch wirklich die, gerade jetzt, Ende Mai, in ihrem vollsten Glanze prangende Weltstadt, die im grellsten Widerspruche zu ihrer eigenen tiefgedrückten Stimmung stand. Auf der Heimfahrt aber war ihrer Beider Herz dennoch wieder übergelb von den sonnigsten Erinnerungen an die wunderreiche Hochzeitsfahrt, und das geheimnißvolle Duster jenes Abends in Paris bis auf den letzten Schatten zerronnen.

Drei Tage darauf flatterten daheim riesige Flaggen mit den gestickten Goos'schen Wappenschildern von den

Schloßthürmen hinaus in's frühlingsgrüne Flachland. Im Sonntagskleid war die ganze Bevölkerung des Gooser Gutbezirktes herbeigeströmt. Am Bahnhof von Trenen's Eltern, den Beamten und dem Pastor empfangen, wurde das junge Paar allseitig herzlich begrüßt. Dem mit Blumen geschmückten Wagen voran schritten festlich gekleidete Kinder, die Dorfmusik spielte einen fröhlichen Marsch, die alten Schloßkanonen verkündeten von der Terrasse, und Trompetenfanfaren von den Thürmen, weithin den feierlichen Einzug der neuen jungen Gutsherrschaft.



fünftes Kapitel.

Am andern Morgen saß das junge Ehepaar auf der Gooser Schloßterrasse beim ersten heimischen Frühstück. Tulpen und Narzissen in fein gepflegten Beeten umblühten den Tisch. Jasminsträucher spendeten ihren Duft dazu. Ueber dem weiten Flachland zu ihren Füßen lag noch ein zarter Schleier. Ein leiser Flor umwob auch Werner's Augen, die bald vor sich hinstarrten, bald verloren in's bläuliche Duftmeer hinausschweiften. Kaum, daß sie dann und wann an Treenen's lieblichem Hausfrauenbild sich gelabt und von dem frohen Licht ihres eigenen Blickes einen flüchtigen Schimmer für sich geborgt. Und doch stand ihr die sommerliche Morgentoilette so reizend. Und mit welch' liebem Gesicht und zarter Hand hatte sie ihm das Frühstück kredenzt!

Schon von vielen Nachmittagen der Brautzeit her wußte sie's ja, wie besonders gut ihm immer gemundet, was sie selber ihm bereitet und dargeboten. Und heute, wo sie am ersten Morgen ihres nun wirklichen hausfräulichen Amtes waltete, war er da nicht der gleich traulichen Empfindung inne geworden, daß er ihren Liebesdienst kaum beachtet

hatte? Doch nicht, weil er in diesen seligen Flitterwochen den Honigbecher des ehelichen Glückes schon völlig ausgekostet, oder sein Geschmacd dafür schon etwas stumpf geworden war?

„Fühlst Du Dich noch immer so abgesspannt von der Reise, lieber Werner?“ In dieser so harmlosen Frage klang all' ihre Sorge jetzt aus, und noch vor seiner Antwort suchte sie diese von seinen Augen abzulesen.

„Ich weiß selber nicht, liebes Kind, wie mir ist“, erwiderte er und strich dabei über die Stirn. „Es wäre jedoch gar zu schwächlich, wollt' ich als Mann von unserer Reise noch leiblich müde sein, wo Du Dich schon völlig ausgeruht hast. Nein, nein! Das ist es nicht. Aber, daß ich's Dir nur ganz offen gestehe: nach Luft, Himmel und Farbenpracht des Südens muß ich mich hier in unserer einförmigen nordischen Heimath erst wieder etwas eingewöhnen. Ach, es war ja draußen zu wunderschön! Wer das auch so schnell verschmerzen und vergessen könnte! — Kannst Du's denn, Irene?“

Er gab ihr die Hand, die er krampfhaft drückte und sein erst glanzloser Blick leuchtete vom Widerschein der Erinnerung flüchtig auf.

„Unsere Hochzeitsreise so schnell vergessen, meinst Du?“ fiel sie ihm in's Wort. „Nein, gewiß nicht, und all mein Lebtag nicht mehr. Immer werd' ich Dir darum dankbar sein, daß Du mir all' diese Herrlichkeiten draußen gezeigt. Aber nun war es doch auch genug des Herumwanderns in der Fremde, in der ich trotz aller Schönheit mich im Stillen oft hierher gesehnt. Hastest nicht auch Du selber zuletzt heim verlangt? Und sieh' nur hinaus! Hier ist es doch

auch in seiner Art ganz wunderschön, denn hier sind wir ja daheim, für immer daheim.“

Werner sah wie verständnißlos sie an. Sie aber fuhr herzlich fort: „Und nicht wahr, mein Lieber, jetzt kommen für uns alle jene stillen, inneren Freuden, wie sie doch nur das eigene Haus bereiten kann. Und wirken sie auch nicht so berauschend, wie draußen, so bleibt ihr Genuß doch immer gleich reizvoll und erquickend. Meinst Du das nicht auch?“

„Gewiß, Du kleine Schwärmerin!“ sagte Werner zerstreut.

Zuerst stutzte Irene über diese etwas kühle Entgegnung, schnell aber faßte sie sich wieder, umfing ihn mit einschmeichelndem Arm und sagte: „Komm, Werner, laß uns einen kleinen Spaziergang machen! Der wird uns wohl thun nach so langer Fahrt. Und weißt Du, lieber Mann, dann zeigst Du mir dabei all' unsere Felder und Wiesen, dann später auch alle Ställe, Scheunen und Wirthschafts-räume! Ich bin auf dem Lande ja groß geworden und habe darum schon auch Interesse und Verständniß dafür. Wie sollt' ich Dir denn sonst in der Wirthschaft als Frau zur Seite stehen? Auch in unserem Schloß mußt Du mich von unten bis oben herumführen! Ich kenne ja erst den kleinsten Theil davon. Willst Du mir dies Alles nun zeigen? Gewiß! Komm, das zerstreut Dich! Gib mir Deinen Arm und führe mich zum ersten Mal spazieren, als Mann Deine Frau, auf unserem eigenen Grund und Boden!“

Ob er nun in der Stimmung dazu war, oder nicht: er mußte jetzt doch zugleich mit ihr aufstehen und ihren an-muthig dargebotenen Arm annehmen. Trotzdem aber hemmte er noch seinen Schritt und sagte fast bitter:

„Ei, ei, mein Kind, Du hast's etwas gar zu eilig mit deinem Arbeitseifer! Du trauest mir doch nicht etwa zu,

daß ich mich in Zukunft zum Krautjunker und Dich zu meiner obersten Wirthschafterin erniedrigen wollte?“

„Erniedrigen, Werner?“ erwiderte sie, schmerzlich betroffen, und ihr, nur lose in dem feinen ruhender Arm glitt wieder herab. „Wenn Du und ich, gleich meinen guten Eltern, auf unserem Besitz gemeinsam mit voller Freude unsere Pflicht verrichten, und wenn wir nebenbei auch noch für etwas Höheres Sinn und Verständniß haben und pflegen — sag', Werner, würden wir uns dann erniedrigen?“

„Aber, liebes Kind, so nimm's nur nicht gleich so tragisch!“ rief er verlegen. „Ich sagte Dir's ja schon vorhin: Kopf und Herz sind mir noch zu voll von all' den erhabenen Eindrücken unserer Reise. Ich kann nun einmal noch nicht in diesem niedrigen Alltagsleben mich zurecht finden. Und auch Du, liebes Herz, bleib' noch mit mir im Himmel meiner Schwärmerei! Was willst Du mich so gewaltsam ernüchternd zur Erde herniederreißen.“

„Werner!“ rief Irene halb erschrocken, halb bittend, und sie barg ihr Gesicht an seine Brust.

„Mein Engelskind!“ quoll es in tiefgründigem Wohl-laut aus seinem Herzen herauf. Er richtete ihr Gesicht wieder zu sich empor und legte die Hand auf ihr goldfarbiges Haar. Nur eines einzigen seiner magischen Blicke bedurfte es jetzt, da fühlte sich Irene auch schon wieder von der vollen Zaubermacht seiner Person überwältigt, wie damals am allerersten Abend, nachdem sie das Lied von der Suleika gesungen. Sie fühlte sich jetzt tief beschämt, daß sie an seine hohe, außergewöhnliche Natur den kleinen Maßstab der Alltäglichkeit angelegt hatte. Gleich einem bittenden Kinde sah sie ihn an und sagte: „Du bist mir doch nicht böse? Ich meint' es ja herzlich gut.“

„Dir böse sein, für die ich nur lauter Liebe bin?“ gab er stürmisch zur Antwort. Dann zog er ihr Gesicht gegen seine Lippen und rief: „Komm, küsse mich!“ Und in einem langen Kuß zerrann auch Irene's letzte Sorge um ihr gemeinsames Glück.

Unwillkürlich hatte Werner sie wieder zur Gartenbank mit hingezogen und in stummer Glückseligkeit ruhten ihre Blicke in einander. Da schweifte sein, nun wieder heller glänzendes Auge in die jetzt viel sonnigere Landschaft und er sagte, hinausdeutend:

„Sieh', Irene, wenn ich jetzt in diesem meilenweiten Umkreis all' unsere Gutsnachbarn vor meinem Geiste Revue passiren lasse: was seh' ich dann anders, als lauter Bauern, nur mit vornehmeren Namen, besseren Röcken und feineren Manieren? Voll krämerischer Gewinnsucht huldigen Alle dem niederen Gößenbilde Mammon, nur nicht mit solch' angeborener pfißiger Berechnung, wie sie dem Bauernschädel angeerbt ist. Und mit solchen Durchschnittsmenschen, denen hohe Weizen- und Wollpreise als höchstes Ideal irdischen Strebens gelten, und die im Stallduft sich am wohlsten fühlen, sollt' ich die gleiche Beschäftigung theilen? Den Quell meines Geistes sollt' ich in der Ackerfurche verrinnen lassen? Nein, Irene, für meinen Genius weiß ich mir denn doch noch ein höheres, menschenwürdigeres Ziel.“

Ihr Blick war jetzt wieder wehmüthig geworden, weil Werner nicht nur für kurze Zeit, sondern für immer, den Segen seiner Berufsarbeit verächtlich von sich wies. Und wieder, der einstigen väterlichen Mahnung gedenkend, nahm sie sich das Herz, ihn schüchtern zu fragen:

„Aber, lieber Werner, mit etwas Ernstem mußt Du

Dich später doch beschäftigen? Wie willst Du sonst in Deinem Herzen befriedigt bleiben?"

Er aber that, als habe er diese Zwischenrede überhört, und wich mit bitterem Lächeln der Antwort aus, indem er fortfuhr: „Weißt Du auch, liebes Kind, daß es höchst gefährlich wäre, wenn ich schon jetzt all' meinen großartigen Reformplänen die Zügel schießen ließe? — Herrgott, würde das in unserem Gutsbetrieb ein genialpraktisches Chaos, sowie in unserer Gutskasse ein unergründliches Loch werden! Unser guter Direktor Burkhardt müßte die Hände über dem Kopf zusammenschlagen und mich beschwören, mit meinen Eingriffen wieder aufzuhören. So lobe doch meine Selbsterkenntniß und gedulde Dich für ruhigere Zeiten, wo es nicht mehr so in mir gähren und überschäumen wird vor zu viel Phantasie, die erst noch aus mir heraus und Gestalt bekommen muß!"

„So willst Du wieder komponiren“, fragte sie ängstlich gespannt.

„Ach was, mit diesem Musikgeklimper!“ fiel er ärgerlich ein, „wenn man sich in diesen gräulich pedantischen Generalbaß nicht gründlich eingeschult hat, bringt man's doch nie zu einem richtigen Komponisten, und diese Sorte von musikalischer Mathematik ist mir nun einmal in der Seele zuwider. Aber Sprache, Versmaß und Reim sind ein Kinderspiel für mich. O, wie viel Balladen und Romanzen hatt' ich nicht schon früher gedichtet, wenn ich Dir's auch bis jetzt verheimlicht habe!“

In feierlichem Tone fuhr er dann fort: „Ja, ich sage Dir, Irene: wenn ich im letzten Winter, von Deiner Liebe noch ganz berauscht, oft im wilden Schneesturm, und oft bei majestätischer Sternenpracht, wieder hieher zurückgeritten

war, was hatten mir da die Urgeister der Elemente für erhabene Poesien offenbart! Mark und Bein spürt' ich dabei durchschauert. Und das Alles sollt' ich jetzt nicht nachsingen können mit meinem eigenen Wort? — Ja, warte nur, mein Kind! „„Sturmlieder der Liebe““ werd' ich jetzt dichten, voll Kraft und Schwung, wie die Welt noch keine gehört, und alle nur zu Deiner eigenen Verherrlichung.“

Als ob schon jetzt diese Sturmlieder der Liebe Trenchen's banges Herz umbrausten, so ward dieses bei seinen seltsamen Worten angstvoll durchrieselt.

„Ha, ha, Trenchen“, lachte er jetzt etwas unheimlich auf. „Siehst Du? Schon im Voraus verspürst Du die Schauer meiner künftigen Lieder! Das ist mir die sicherste Bürgschaft, daß diese Wirkung auch später bei der Welt nicht ausbleiben wird.“

Schon jetzt eitel auf seinen Dichterberuf, sprang er auf, nahm sie unter den Arm und sagte: „Nun komm', machen wir den von Dir gewünschten Spaziergang! Aber nicht auf unsere einförmigen Felder und Wiesen! Pah, von diesen sieht ja ein Stück aus, wie das andere. Nein, weist Du, mein duftiges Weibchen? Eine Blume, wie Du, gehört zu allererst in den blühenden Wald.“

Und sie schritten Hand in Hand zusammen über die Terrasse, dann auf den, in Fels gehauenen Stufen dem Walde zu, der sich stundenweit in die Berge hineinzog.

Bald verloren sich die Beiden auch schon in den ersten hochragenden Tannen, zwar liebestraulich Arm in Arm, aber dennoch Jedes für sich, schweigsam verloren in ihre beiderseitigen, eigenartigen Gedanken.

* . *

Die gutsnachbarlichen Familien, die von jeher mit den Bewohnern von Schloß Goos gesellschaftlich verkehrten, zählten zu einer sich vornehmer dünkenden Coterie, als jener Kreis, der im verfloffenen Winter im Klinger'schen Herrenhause sich jeden Mittwoch eingefunden hatte. Auf all' diesen, oft ziemlich weit entfernten Edelsitzen sollten nun die ersten Antrittsbesuche des jungen Ehepaares abgestattet und deren Erwiederung daheim angenommen werden. Irene fügte sich willig darein, wäre ihr's auch erwünschter und sympathischer gewesen, nach ihrer Heimkehr erst ein paar Wochen lang zu innerlicher Ruhe und geregelter Thätigkeit kommen zu dürfen. Nun war die Erfüllung dieser Sehnsucht wieder auf unbestimmte Zeit hinausgerückt, aber jede kleinliche Empfindsamkeit blieb ihr fern. Von vornherein die eigene Neigung dem Wunsche des geliebten Mannes unterzuordnen und anzupassen, erschien ihrem klaren Kopf und Herzen als eine Frauenpflicht, die jede häusliche Beschäftigung an Wichtigkeit noch weit überragte. Um so sehnsüchtiger hoffte sie im Stillen auf die künftige Liebesruhe in ihrem Hause, darin der ideale Traum ihres gemeinsamen Eheglückes dann zu immer bewußterer, inhaltsvollerer Wahrheit sich gestalten würde.

Kein Tag verstrich nun, an dem Werner mit Irene nicht in elegantem Phaëton, von ihm selbst kutschirt, weit und breit umherfuhr. Das junge Glück ehelicher Liebe, durch blühende Fluren streifend, hätte nicht glaubwürdiger dargestellt werden können, als durch dies schöne, frohe Paar. Bald war es ein thürmereiches altes Schloß, bald ein moderner schmucker Edelhof und bald nur ein einförmiges Herrenhaus, in dem die Beiden eingekehrt. Ueberall aber fühlte sich der junge Schloßherr von Goos als den aus-

erlesensten Vertreter seines Standes und in jeden Familienkreis führte er seine Frau mit dem Bewußtsein ein, daß vor deren Reizen auch die schönste Tochter seiner Nachbarn nicht bestehen könnte. So haßte er denn auch voll Begier nach jedem schmeichelhaften Wort der Bewunderung über Irene. Waren's oft nur beredte Blicke, so gab er sich auch mit diesen zufrieden; sogar auch jene des Reibes heimste er, wie ein Wucherer, ein, fast noch eitler, als die anderen eines freundlichen Wohlgefallens. Was aber der Schönheit Irene's den mächtigsten Zauber verliehen, und noch lange nach der Abfahrt in den Herzen ihrer Beschauer wohlthuend nachgewirkt: gerade für diesen seelischen Reiz ihrer ungekünstelten Bescheidenheit, die wie ein Duftschleier ihre sympathische Erscheinung umwob, hatte Werner weder den äußeren Blick noch das innere Verständniß. Auch Irene war zwar nicht minder menschlich verliebt in ihn, als er in sie. Trotzdem jedoch schwärmte sie ganz anders für ihn. Seine eigenen leiblichen Vorzüge hatten ihr schon früher nur als die Offenbarung der Schönheit seines Inneren gegolten, und so war es auch heute noch. Daß es auch seiner Liebe zu ihr jetzt nicht anders ergehe, blieb für sie ein unerschütterlicher Glaube. Ja, selbst in die fernste Zukunft eilte ihr der Trost voraus, daß, wenn auch einst ihre Jugend verblühen müßte, ihr Mann sie dennoch auch im höchsten Alter gleich liebenswerth finden würde wegen ihrer sich immer gleichbleibenden Liebe. Drängte sich dann wieder einmal, wie schon an jenem Pariser Abend, das ernste Bild des Vaters auch in ihre glänzende Schloßräume und klang der Warneruf: „maßlos eitel“ an ihre Seele — immer wieder machte sie ihn durch den Glauben verstummen, daß ihr's recht bald gelingen würde, diese kleine Schwäche Werner's in

der Traulichkeit des Hausfriedens wieder einschläfern zu können.

Auch diese unruhigen Besuchswochen waren endlich vorübergegangen, und Irene durfte nun ihrer Freude als junge Hausfrau ungestört Genüge thun. Sie war bei ihrer Mutter in gute Schule gegangen. Das ganze Haus verspürte im Großen, wie im Kleinen, Geist und Hand seiner neuen Herrin. Auch Werner ward jetzt die volle Behaglichkeit seines Heims inne, wie niemals zuvor im elterlichen.

Doch kaum zwei Wochen währte in ihm diese Empfindung. — Zuvor hatte er Irene bald mit ernstem, bald mit neckischem Lobspruche, wegen ihres Hausfrauen-Eifers gerühmt. Heut Abend jedoch, da er eben aus der Nachbarschaft heimgeritten war und mit ihr im Wohnzimmer saß, faßte er ihre Hand mit den Worten: „Ich denke, mein liebstes Täubchen, nun hätten wir wohl genug der Flitterwochen in unserem einsamen Nest hier zusammen verlebt. Jetzt aber wollen wir auch liebe Freunde zu uns hereinlassen und ebenso zu ihnen ausfliegen. So wisse, daß auch wir von nun an allwöchentlich, und zwar zur dankbaren Erinnerung an dein Elternhaus, gleichfalls an jedem Mittwoch, unsere jours fixes abhalten werden. Auch die Wulzen's, die Strechow's, die Herzberg's und die Bartheleben's wollen einen gleichen bestimmten Tag einführen. Und so sind wir während der ganzen Woche mit Unterhaltungen reichlich versorgt. Zudem find' ich dies Arrangement auch viel legèter und fashionabler, als alle förmlichen, steifen Einladungen. — Nun, liebe Irene, freut Dich meine Nachricht nicht auch? Denn Du, dafür garantir' ich Dir, wirst überall die gefeierte Salonkönigin sein!“

Eine heiße Bluthwelle stieg jetzt in ihre Wangen her-

auf, und der Hals ward ihr wie zugeschnürt. Das hörte man jetzt auch deutlich an ihrer Stimme, als sie verzagt ihn fragte: „Sag', lieber Werner, freut es denn Dich selber, wenn wir dann Woche für Woche so gar nicht mehr für uns allein sein werden?“

„Gar nicht mehr allein! Was ist das für ein Gerede!“ fuhr er auf. „Hast Du nicht den ganzen Morgen für deine Hauswirthschaft und bleibt uns Beiden nicht noch der ganze Abend zum Alleinsein? Zum Henker mit solch' sentimentaler Bedenklichkeit! Wenn man noch jung ist, soll man auch das Leben genießen! Na, und ich denke doch: noch bescheideneres Amüsement, als hier auf dem Land an solchen Nachmittagen, kann man schon gar nicht mehr ausdenken. Scheint Dir selbst aber auch dieses zu üppig und zu frivol — gut, dann bleiben wir daheim, sperren uns von aller Welt ab und spinnen uns raupengleich ein in menschenscheue Glückseligkeitsträume.“

Mit großen Schritten und verschränkten Armen ging er auf und nieder. Irene sah, tief erschrocken, glanzlosen Auges ihn an. In sich verschlungen hingen ihre Hände herab und ihre ganze Entgegnung war das einzige Wort: „Werner!“

Und, wie von einer Zauberruthe berührt, ward die schäumende Fluth seines Zähzorns befänstigt, von diesem einzigen wunderwirkenden Wort, dessen trauriger Klang für ihn noch eindringlicher ward durch zwei große Thränen, die langsam über ihr bleiches Gesicht herabrannen.

„Irene!“ stieß er überwältigt hervor und drückte beide Fäuste vor die Stirn. „Schilt mich! Hadere mit mir! Nur um Alles keine so stummen Thränen! Sie könnten mich rasend machen vor Schmerz, daß ich Dir jetzt weh

gethan, Gott mag's wissen, wider Willen weh gethan mit meinem unglückseligen Temperament."

Mit beiden Händen zog er sie dann stürmisch zu sich hin und sprach: „Kannst Du mir verzeihen und mir wieder gut sein?"

„Ich war Dir ja nicht böse, Werner!" erwiderte sie, als ob nichts geschehen wäre. „Nur, daß Du Dich so erregtest, that mir leid."

Und wieder brach er ergriffen aus: „Mein guter Engel bist Du! Schon einmal in Paris hab' ich Dir das gesagt und ich wiederhol' es Dir heut in unserem eigenen Haus. Bleib' es mir nur auch immer! Und sollte je wieder ein solcher Jähzorn mich überfallen, wie vorhin, so vollbring' durch Deine Sanftmuth das gleiche Wunder an ihm! Versprich mir's, Irene, daß Du es willst!"

„Alles, Alles will ich, was Dich freut und Dir wohl thut!" rief sie und hing sich küssend an seinen Hals.

„Wenn Dir's aber dennoch lieber wäre, daß wir immer daheim und für uns allein blieben?" wollte Werner wieder einlenken.

„Nein, nein!" kreuzte sie seine Frage. „So lange das Draußensein Dich freuen wird, so lang auch begleit' ich Dich, und wirst Du's müde sein, dann bleib' ich bei Dir daheim. Dein Wunsch sei immer auch der meine!"

„O Du prächtiges Weibchen!" rief er jetzt und umfing zum Kuß mit beiden Händen ihr Gesicht. „Nun komm! sing' mir was zur Versöhnungsfeier! Weißt Du, Kind, mein Lieblingslied:"

„Sag's ihm, aber sag's bescheiden:
Seine Liebe sei mein Leben,
Seliges Gefühl von Beiden
Wird mir seine Nähe geben." . . .

Hand in Hand gingen sie dann aus dem Wohnzimmer in den anstoßenden Salon, und sie setzte sich zum Flügel. Während sie sang, geschah ihr im Geist, als säße auch ihr Vater neben ihr und hörte mit glücklichem Lächeln dem Siegeslied ihrer sanftmüthigen Liebe zu.

*
*
*

Es war natürlich, daß der junge Schloßherr von Goos, als Veranstalter dieser Gesellschaftstage, auch deren Reigen im eigenen Haus eröffnete. Nachdem er seine junge Frau in der weiten Umgebung gleich einem Schaustück umhergeführt, sollte sie nun auch in der Glorie ihrer Gesangkunst von Allen gefeiert werden. Zu mächtig war er dieses Zaubers einst in Irene's Elternhaus inne geworden. Wie hätte deshalb im eigenen Heim die gleiche Wirkung fehlgeschlagen sollen? Und doch, welcher Unterschied war es jetzt zwischen hier und dort in dem altväterlichen Herrenhause! Dort sang Irene einst als harmloses Mädchen nur zur Freude ihrer Eltern und Hausfreunde. Mutter und Tochter bereiteten mit eigener Hand den Thee und nur zwei schlicht gekleidete Diener halfen bei der gastlichen Bewirthung. Um den familiären Charakter jenes Gesellschaftstages nicht zu beeinträchtigen, waren auch alle Herren und Damen auf ausdrücklichen Wunsch in nicht anderem Anzuge hergekommen, als sie ihn zu Hause trugen. So hatte sich jeder dieser Abende ganz von selber zu einem einfachen häuslichen Fest gestaltet, voll wohlwollenden Antheils der Freunde.

Hier aber, auf Schloß Goos, verliehen schon die viel größeren, prunkvolleren Räume sammt der zahlreichen, eleganten Dienerschaft diesem Gesellschaftstag eine viel glänzendere Färbung, und der Hauswirth selber sammt seiner

jungen Frau hätte heute, auch im vornehmsten Salon der Hauptstadt, in nicht gewählterer Toilette vor seinen Gästen erscheinen können, als hier auf dem platten Lande. Nach dem vulgären Sprichwort: „Kleider machen Leute“ hatte Werner überhaupt schon von jeher die Sorgfalt für seinen Anzug zu raffinirter Kunst erhoben, und Irene, die diese Neigung ihres Mannes gar wohl erkannt, ordnete ihm auch sofort den eigenen, daheim gepflegten Sinn für Einfachheit völlig unter.

Schon bei der bräutlichen Aussteuer war von den Eltern kluge Vorsorge getroffen worden, daß die Tochter in der ersten Zeit niemals in Verlegenheit käme, den Schönheitssinn ihres Mannes in ihrem Aeußeren befriedigen zu können, und auch ihr selber machte die Liebe es leicht, seinen kritischen Augen ein inuner gleich reizvolles, und doch harmonisch ausgeglichenes Bild ihrer Erscheinung darzubieten.

Nicht anders war ihr's mit ihrem neuen Haushalt ergangen. Schon nach dem ersten Besuch bei Werner's Vater hatte sie mit gleich rascher Einsicht den Abstand erkannt zwischen dem Styl von Schloß Goos und dem anderen von Welck. Auch, als Werner ihr später mitgetheilt, daß außerdem alle Wohnräume sammt Einrichtung vor ihrem Anzug noch gründlich verschönert werden sollten, hatte sie seine Freude daran durch keine Einrede verkümmert. Denn nur zu gut begriff sie, daß die längst gewohnten höheren Ansprüche und Bedürfnisse auf Schloß Goos die gleich gute Berechtigung hatten, wie die mehr patriarchalische Bedürfnislosigkeit, in der sie daheim aufgewachsen war.

Es lag für sie sogar ein gewisser Reiz darin, nun hier als junge Hausfrau ihren Geschmack zu erproben, mit Würde die Honneurs ihres Hauses zu machen und es Niemanden ihrer

Umgebung merken zu lassen, daß sie aus viel einfacheren Verhältnissen in diese glänzenderen versetzt worden sei.

Mit gleich gutem Willen und Geschick fand sich Irene dann auch in den höheren Styl ihres ersten Gesellschaftstages, an dem kein Mitglied der vornehmen Nachbarschaft ausgeblieben war. Die Damen wetteiferten in den üppigsten Toiletten, um ja nicht von dem Goos'schen Ehepaar in den Schatten gestellt zu werden. Manche schon herbstliche Frau that in frühlinglichten Farben des Guten sogar etwas zu viel, und doch überstrahlte sie Alle die jugendliche Gooser Schloßfrau. Sie trug ein weißes, spitzenverbrämtes Kleid und eine frisch gepflückte Rose im Haar. Sie selber hatte keine Ahnung vom Sieg ihrer Einfachheit, die allen Puß der Andern in den Schatten stellte. Um so bewußter schwelgte jedoch Werner darin, der jeden Blick seiner Gäste belauerte.

Von den gewandten Händen reich gallonirter Diener wurde der Thee schon servirt, und die ganze Gesellschaft trat nun in den anstoßenden großen Salon, dessen neuhergerichtete Wände und Decken, Gardinen und Möbel, den modernen Kunstgeschmack im hellsten Licht erscheinen ließen. Auf seidenen, wie sammtenen Divans und Lehnstühlen ließen sich Alle nieder. Irene trat an den schon geöffneten Flügel. Ein von Berlin hierher berufener junger Klavierspieler, gleichfalls in Salontoilette, nahm daran Platz, um den Gesang zu begleiten. Werner selber blieb an der Ecke des Instrumentes stehen, um das Notenblatt umzuwenden, vielmehr aber auch in der Nebenabsicht, um seine prüfenden Blicke überallhin bis in die lauschigen Plätzchen der Fensternischen umherschweifen zu lassen. Das Konzert konnte beginnen: ja, das Konzert, denn ein solches war es heute.

Befangen flog Irenen's Blick noch einmal über den

Kreis ihrer gepuzten Zuhörer. Das Notenblatt zitterte in ihrer Hand. Ihre Kehle rang nach Luft. Warum nur auf einmal diese Beklemmung? Hatte sie denn nicht schon so oft vor Andern gesungen und konnte sie ihrer Kunst nicht auch heute sicher sein? Da that sie zur Stärkung ihres Muthes erst noch einen Blick in sein Auge. „Singe!“ bat sie dieses, strahlend vor stolzer Zuversicht. — „Dir zu Liebe“, erwiderte sanft das ihrige, und all' ihre Angst zerrann in lichter Freudigkeit.

Mit welchem Liede sie beginnen sollte, hatte ihr Werner ausdrücklich angegeben. Es war jenes, für ihrer Beider Leben so bedeutsam gewordenes, das erste, was er von ihr gehört hatte.

Nun begann sie zu singen.

Einst an jenem Winterabend hatte das Ahnen der ersten Liebe ihre Stimme ergreifend durchzittern lassen; jetzt war es eine dunkle Angst. Wer aber von den Gästen mochte das merken, da die Wirkung auch jetzt wieder, wie damals, eine gleich mächtige war? Einmal aber mußte sie mitten im Singen zu Werner hinüber schauen, als könnte sie dadurch ihr Herz wieder erleichtern. Er selber merkte es gar nicht, daß sie ihn ansah. Aber, o Gott, in seinem Auge lag ja keine Liebe mehr! Nein, nein! Nur in frostigem Stolz, ja, wie mit triumphirendem Hohn, brütete dieses auf die Zuhörer hin. — Um des Himmels willen! Das war doch keine prahlende Eitelkeit vor all' diesen noch so herzensfremden Menschen und gar bei diesem Liede, unter dessen Tönen sie ihm einst das Geheimniß ihrer Liebe zum ersten Mal entschleiert hatte? . . .

Der letzte Klang war eben in der schwülen Luft zerronnen. Alle möglichen Lobesausrufe unschwirrten ihr Ohr.

Voll Verwirrung neigte sie das Haupt. Sie hätte jetzt am Liebsten in ihr einsames Zimmer fortschleichen mögen, um darin ihre Wehmuth hinwegzuweinen. Wie unbegründet war diese vielleicht, wie kindisch! — Und dennoch konnte sie sich deren nicht erwehren.

Da sah Werner hochbefriedigt sie an mit seinem alten bestrickenden Blick, drückte ihr die Hand und flüsterte ihr in's Ohr: „Ganz wunderbar schön hast Du gesungen, ich danke Dir dafür!“ Da war es ihr, als habe er mit diesen Worten einen Balsam auf ihr wundes Herz geträufelt. Ihr Auge klärte sich auf, und sie sagte zu ihm: „Wenn nur Du mit mir zufrieden warst!“

Alle Gäste hatten sich unterdessen erhoben, Herren und Damen sich unwillkürlich in gesonderte Gruppen vertheilt. Irene trat nun zu jener der Frauen und Mädchen und lud sie ein, mit ihr auf die Terrasse zu gehen, wo die eben untergehende Sonne durch die offene Balkonthür in's Freie lockte.

In immer lebhafter sich entwickelnder Unterhaltung blieben die Herren im Salon zurück. Erst horchte Werner von weitem hin. Da ihm aber, statt der gehofften Lobpreisung Irene's, nur ein sehr prosaisches Gespräch entgegenklang, an dem er nicht theilnehmen wollte, verließ auch er den Salon.

Wie es fast immer zu geschehen pflegt, wenn lauter Berufsgenossen beisammen sind, so sprachen nun auch diese von ihren landwirthschaftlichen Interessen, von Saatenstand und neuen Maschinenversuchen, und der fünfunddreißigjährige Herr von Strechow, ein sehr streitbarer Junker, den seine näheren Freunde unter sich nur mit dem Spitznamen „Professor“ nannten, warf sich zum Ritter auf für den epoche-

machenden Einfluß der Agrikulturchemie. Mit scharfen Hieben schlug er auf den veralteten Schlendrian von Bauern und Herren gleichmäßig los. Die älteren Gutsbesitzer, die auf dem Sattel moderner Wissenschaft entweder gar nicht, oder doch nur sehr unsicher, ihren Adergaul zu reiten verstanden, halfen sich damit, die Lücken ihres Wissens durch Gelächter und Hänfeln zu verdecken. Ein paar jüngere jedoch, die das Rüstzeug zu diesem Streite wenigstens den betreffenden Büchern entnommen, sekundirten dem „Professor“ bald bei seinen Angriffen, bald parirten sie diese. Und hoben die sechs Alten ihren „Edlen von Kleefeld“, als wahren Messias der Landwirthschaft, über die Köpfe der Chemieapostel auf den Schild, so riß ihn der stets rechthaberische „Professor“ mit Hülfe der zwei jüngsten Gutsherren sofort wieder herunter, um nur seinen Liebig darauf thronen zu lassen.

„Wißt Ihr was, Ihr Herren?“ rief endlich der sehr wohlgenährte und immer gleich froh gelaunte Herr von Wulzen, ein vierzigjähriger Hagestolz und bekannter Feinschmecker: „Ich bin in diesem Streite völlig neutral und so sehr ich auch, wie Ihr schon gar oft bei mir verkostet, auf exquisite Küche halte, so ist mir doch die ganze Agrikulturchemie verbannt egal, wenn nur mein Koch meinen Geschmack befriedigt. Aber ich bin auch Cavalier, der auf strenges Recht hält, und drum sag' ich Euch jetzt: Ihr kämpft hier mit sehr ungleichen Waffen! Der Ritter für die altmodische Landwirthschaft stehen hier volle sechs zusammen, der neumodischen aber nur drei. Das ist nun ein für allemal keine kavaliermäßige Taktik. Drum schlag' ich Euch jetzt einen unfehlbaren Schiedsrichter vor, und zwar in unserem lieben Freund Goos, der, soviel ich weiß, volle

vier Jahre im hohen Generalstabe der modernen Landwirthschaft gestanden hat. Einverstanden, Ihr Herren?"

Alle stimmten diesem Vorschlage bei, und, da Werner eben eintrat, lachten sie ihm so ironisch entgegen, daß er den Schritt inne hielt und sie befremdet ansah.

„Ah, lieber Goos, Sie kommen, wie gerufen!“ rief ihm Herr von Wulzen zu, und trug ihm dann einen solch' schwulstigen Gallimathias über das ihm zugedachte Schiedsrichteramt vor, daß Werner all' seine Selbstbeherrschung zu Hülfe nehmen mußte, um, als Wirth im eigenen Hause, gleichfalls die ganze Geschichte als Scherz behandeln zu können. Sofort durchblühte ihn aber auch der Gedanke, daß seine Lage doch noch viel peinlicher wäre, wollte man es jetzt mit seinem Urtheil ernst nehmen, um ihn dann wegen seiner unausbleiblichen Niederlage erst recht verhöhnen zu können. — Daß er selber sich im Geheimen seiner Ignoranz bewußt war, das kümmerte ihn sehr wenig. Daß jedoch auch Andere zur gleichen Erkenntniß kommen könnten, daran lag ihm Alles, denn es beeinträchtigte den öffentlichen Nimbus seiner Persönlichkeit, der ihm zur bedenklichen Eigenart seines Glückes nun einmal unumgänglich nothwendig war.

Zum Glück für Werner's Stimmung und Lage kehrte Irene jetzt mit den Damen in den Salon zurück. Bevor sie aber zum Flügel trat, um auf allgemeine Bitte ihren Gesang wieder aufzunehmen, flüsterte sie ihm zu: „Nun, gieb Acht! Eine kleine Freude für Dich!“

Herren und Damen hatten wieder Platz genommen. Auch Werner ließ sich, noch immer mit seiner Verstimmung kämpfend, auf ein Sopha in der Fensternische nieder, nachdem er dem Klavierspieler, statt seiner, das Blattumwenden übertragen hatte. Denn Irene wollte sich diesmal selber

begleiten. Wie an jenem allerersten Mittwochabend im Herrenhause, lehnte er tief in sich versunken im Stuhl zurück und harrte der ihm angekündigten Ueberraschung. Schon bei den ersten Tönen des Liedes hörte er auch, daß es wirklich eine war, denn nie zuvor hatte er dieses von Irene, oder sonst Jemanden, singen hören. Es war ein erst ganz kurz erschienenenes Lied von Schumann. Kaum war dieses verklungen und der Beifall wollte schon einfallen, da sang sie auch schon ein zweites, gleichfalls noch unbekanntes, von Robert Franz, und beide mit gleich meisterhaftem Vortrag.

Auch dieses Lied war jetzt verklungen. Irene's Herz aber bebte noch innerlich fort, denn sie konnte sich's gar nicht erklären, warum Werner auch jetzt noch mit gesenktem Kopfe vor sich hinbrütete und nicht vor allen anderen Gästen zu ihr kam, um ihr seine Freude auszusprechen.

Vielleicht, dachte sie sich, ging unterdessen durch seine Seele eines jener Sturmlieder der Liebe, von dem er ihr erst gestern vorgeschwärmt, und das eben während ihres Gesanges in ihm ausreifen wollte.

Ja, ein Sturmlied war es wohl, das ihm jetzt Kopf und Herz durchfluthet, aber keines von Liebe und häuslichem Glück. Nein — wie es auf einmal nur so überwältigend über ihn gekommen! — ein Sturmlied war's der Scham und Reue, voll grellster Dissonanzen, das allererste seines Lebens, und der Text lautete: „Da sitz' ich nun tief beschämt und schaue zurück in ein inhaltloses Leben! Fast zwanzig Jahre hab' ich auf dem Klavier phantasiert und komponirt und es doch zu nichts Rechtem gebracht. Sie aber hat nur ein einziges Jahr gebraucht zur Kunst des Gesanges und ist darin schon Meisterin geworden. Und wann wohl hat sie diese zwei neuen Lieder zu vollendetem

Vortrage sich eingeübt? In den goldenen Morgenstunden, die ich selber verschlafen! O was bin ich als Mann gegen diese Frau? — Mit dem Mantel äußerlicher Gewandtheit weiß ich meine inneren Blößen zu verdecken, mit geschickten Redensarten meine Unwissenheit. Das ist meine ganze Meisterschaft! — Hab' ich nicht erst vorhin unter eigenem Hohngelächter meine Ignoranz vor meinen Standesgenossen verbergen müssen? Aus jedem Freudenbecher hab' ich bis zur Gese getrunken und dessen widriger Nachgeschmack verdirbt mir nun auch den reinen Genuß meines ehelichen Glückes. — Herr Gott, wenn Irene, diese Verkörperung von Reinheit und Pflichttreue, mein Inneres nun völlig bloßgelegt schauen würde? — Aber nein, nein und dreimal nein! Nicht schwächlich untergehen in Scham soll mein besseres Selbst, sondern siegreich auferstehen zu neuem Leben in männlicher Arbeit! Niemals aber will ich vor der Welt als ein Befehrter gelten, und nicht einmal vor meiner eigenen Frau will ich's jemals verrathen! Nur merken, fühlen und bewundern soll sie's, sammt allen Andern!“ . . .

Jetzt endlich war er mit sich fertig geworden, und solch' ernstfreudiges Bewußtsein lag auf seinem Gesicht, als er sich Irenen nun näherte, daß sie schon auf den ersten Blick ahnte: etwas ganz Ungewöhnliches habe unterdessen sein Inneres bewegt.

Den Gästen wurde bereits Eis servirt. Sie wiederholten auch nun unter sich den, der Schloßfrau schon zuvor gespendeten Beifall. Dieser traf jetzt auch Werner's Ohr, aber ihn verlangte nicht mehr darnach, als neugieriger Lauscher näher zu treten. Sein Herz war für alle Schmeichelreden in diesem Augenblick so unempfänglich geworden, wie Irene selber, die nur nach dem beglückenden Lob ihres Mannes sich

fehnte. Um so befriedigter vernahm sie drum auch die Worte, die er, ungehört von allen Andern, in sie hineinsprach, während er ihre Hände in den seinen innig zusammenpreßte: „O Irene, so lang ich lebe, werd' ich diese zwei letzten Lieder nicht mehr vergessen, denn sie haben an mir etwas Großes vollbracht. Frag' mich nicht jetzt darnach und auch nicht später! Du wirst aber seine Wirkung verspüren an mir, Dir und unserem ganzen Glück!“

Einen so dunklen Sinn auch diese Worte bargen: Irene spürte es doch schon aus deren seelenvollem Klang, daß sie nur ein hochfreudiges Geheimniß in sich schlossen. Sie schwieg jedoch nach seinem Willen darüber und drückte ihm nur innig die Hand. —

Der so wohl gelungene Gesellschaftstag auf Schloß Goos war zu Ende. In linder Sommernacht fuhr die ganze Gesellschaft wieder nach den verschiedenen Edelsitzen heimwärts, und in allen Wagen war das Gespräch über das junge Ehepaar der lebhafteste Begleiter. Dabei fiel gar mancher Schatten auf den Mann, alles Licht aber auf die Frau, die, auch abgesehen von ihrem Gesange, schon durch ihre Erscheinung und ganze Art als liebenswürdige Hauswirthin alle Herzen gewonnen, die der Männer so gut, wie jene der Frauen. Der Lobgesang auf sie machte die ganze Scala durch von vager Befürchtung für ihr ferneres Geschick bis zum herzlichsten Mitleid mit ihr, wenn sie einst wirklich mit Werner nicht jenes volle reine, Glück finden sollte, das sie doch im reichsten Maaße verdienen würde.

„Ha, ha, da bin ich eben gut daran, meine verehrtesten Damen!“ lachte jetzt Herr von Bulzen etwas weinselig in seinem Wagen. „Um das Glück meiner Frau braucht keiner Menschenseele bange zu sein, und könnte auch diese,

wirklich ganz delicioſe kleine Frau von Goos einen ſo hartgeſottenen Junggeſellen, wie mich, beinahe zu Gott Hymen befehren, ſo kommt mir mein ſelbſtherrliches Cölibat mit ſeiner abwechſelungsreichen Freiheit doch noch hundertmal pikanter vor, als die ſüßeſten Amüſements in den heiligen Ketten der Ehe. Und damit gute Nacht, meine Damen! Gott Morpheus hat ſich bereits bei mir angemeldet!“ . . .

Unterdeſſen ſaß Werner bei Irene noch immer im Salon. Er hielt ihre Hand in der ſeinigen und ſagte: „Ich glaube, daß unſere Gäſte heute ſehr befriedigt von uns heimgefahren ſind. Du hatteſt aber auch eben ſo schön geſungen, als Du eine liebenswürdige Wirthin geweſen, und von ganzem Herzen dank' ich Dir für Beides. Aber nicht wahr, liebes Kind, wenn Du nicht zu müde biſt, ſingſt Du mir jezt noch einmal deine zwei neuen Lieder! Du wirſt ja wohl mit mir einzigem Zuhörer fürliebnehmen?“

„Fürliebnehmen, Werner?“ entgegnete ſie freudig überraſcht. „Glaube mir doch! Hätt' ich die Wahl: immer nur vor der ganzen Welt zu ſingen, oder vor Dir ganz allein — keinen Augenblick würd' ich mich darüber beſinnen, denn in deinem Herzen liegt ja für mich die ganze Welt!“

Erſt küßte ſie noch ſeine Stirn, dann begann ſie, ſeinen Wuñſch zu erfüllen. Aber kein neues Sturmlied der Reue und Scham durchſchwoll jezt bei dieſen zwei Liedern ſeine Seele, nur eines voll tiefen, ſelbſtſuchtloſen Liebesfriedens. Der Genius der ehelichen Liebe ſtand mit ſchneeweißem Fittig vor ihm da, und ernſt lächelnd hielt er die Hand zum Segen auf das Haupt des Mannes, der, träumeriſch in ſich verſunken, daſaß und ſich's heute zum erſten Mal am Alleinſein mit ſeiner Frau vollauf genügen ließ.

* * *

Der Goos'sche Güterdirektor, Georg Burkhart, ein stämmiger Bierziger mit ernstem, aber vertrauungswürdigem Gesicht, stand am andern Morgen nicht wenig verwundert im Arbeitszimmer seines gnädigen jungen Herrn, der ihn schon um sieben Uhr hierher bescheiden ließ, zum ersten Mal seit dessen Einzug als neuer Gebieter auf Schloß Goos.

Mit überschlagenen Beinen schaukelte sich Werner in einem weichgepolsterten Amerikaner und im leichtesten Ton, dem trotzdem eine starke Gabe von Selbstbewußtsein beigemischt war, warf er die Sätze hin: „Es mag Sie vielleicht bisher befremdet haben, mein lieber Burkhart, daß ich mich von meiner Gutsverwaltung noch fern gehalten habe! . Indessen war diese Theilnahmslosigkeit nur eine scheinbare. Ganz abgesehen von meinen, bis jetzt sehr großen gesellschaftlichen Pflichten, wollte ich auch erst die ganze Art Ihres Betriebes mir eine Zeit lang gleichsam von weitem ansehen und Sie darin ohne jeden Einspruch meinerseits frei gewähren lassen. Da dieser Zweck mir nun erreicht erscheint, freut es mich, Ihnen sagen zu können, daß ich mit der Methode Ihrer Direktion vollkommen einverstanden bin, und ich nehme deshalb auch keinen Anstand, das volle Maß des Vertrauens Ihnen zuzuwenden, das Sie schon in bereits zwanzigjährigem Dienst meinem Vater bewährt haben.“

Der Gutsdirektor verneigte sich, wie es seine Stellung ihm gebot, aber es ward ihm doch unendlich schwer, nach dieser souveränen Ansprache auch den glaubwürdigen Respektsausdruck zu bewahren. Verblüffung und Ironie wollten sich mit gleicher Macht auf seinem Gesichte geltend machen. Fast hätte jedoch eine vierte Empfindung über alle drei andern siegreich den Platz behauptet und zwar: ein heimlicher Schmerz, nicht über die hochtrabende gnädige

Weise, in der ihn sein junger Herr so von oben herab angesprochen, sondern vielmehr über die Unwahrheit, die in diesen Phrasen versteckt lag.

„Von heut an jedoch“, fuhr Werner in gleich huldvollem Herrschertone fort, „will ich mein Gutsregiment in aller Form angetreten haben, das heißt: für die mehr wissenschaftliche Oberaufsicht, während ich die Details der Durchführung Ihnen, nach wie vor, überlassen will. Ich halte es indessen für angezeigt, daß Sie mir baldmöglichst eine eingehende Denkschrift darüber ausarbeiten: in welchem Maß und mit welchem Erfolge die Liebig'sche Agrikulturchemie in unserem Gutsbetriebe bisher angewendet worden. Daß Sie, mein lieber Burkhardt, gleich mir, auf der Höhe der modernen Wissenschaft stehen, davon will ich von vornherein gern überzeugt sein.“

Wieder verbeugte sich der Direktor und er konnte jetzt kaum mehr seine Mundwinkel vor einem feinen, sarkastischen Zug bewahren, als Werner schon wieder fortfuhr:

„Außerdem ist mir jeden Abend ein ausführlicher Rapport über alle Arbeiten des nächsten Tages vorzulegen, damit ich diese an jedem Morgen, wo und wann es mir beliebt, an Ort und Stelle inspizieren kann. Und, à propos, daß ich's nicht vergesse: Ihr Jahresgehalt sei vom ersten künftigen Monats an um zweihundert Thaler erhöht! — Zufrieden damit, lieber Burkhardt?“

„O überaus zufrieden, gnädiger Herr, und meinen respektvollsten Dank dafür!“ erwiderte der Güterdirektor, in dessen verwirrtem Kopfe jetzt nur noch der eine Gedanke von seiner Gehaltsaufbesserung sich deutlich hervorrang.

„So“, schloß Werner, „damit wär' ich vorderhand fertig und so fangen wir denn jetzt zusammen an mit gegen-

seitigem guten Willen, dann wird auch des Himmels Segen unserem gemeinsamen Wirken nicht ausbleiben. Ihre Hand, lieber Burkhardt!"

Der so Angeredete hatte Werner's ihm dargebotene Hand schon wieder losgelassen, blickte noch immer gedankenvoll vor sich hin und wußte nicht recht, ob er jetzt gehen, oder noch bleiben sollte.

"Haben Sie vielleicht noch etwas zu bemerken? Bitte, es dann ganz offen zu thun", sagte Werner mit schon etwas leisem Unmuth.

"Nein, nichts mehr, gnädiger Herr! Ihre Aufträge sollen pünktlich erfüllt werden, und nochmals meinen gehorsamsten Dank", erwiderte der treue Diener, verneigte sich und verließ das Arbeitszimmer.

Was hätte er denn seinem jungen Herrn auch noch jagen sollen? Sein ehrliches Herz vor ihm ausschütten und Werner's jämmerliche Oberflächlichkeit mit dem Lichte der Wahrheit beleuchten? Das durfte er ja doch nicht. Und wäre er sogar muthig genug dazu gewesen, was hätte es denn auch viel genützt?

"Ich lasse Alles kommen, wie es kommt, fahre fort, wie bisher, meine Pflicht zu thun und will im Laufe der Zeit nur ganz allmählig und unvermerkt meinem jungen Herrn im Einzelnen das beizubringen suchen, was jetzt im Allgemeinen und auf einmal vor ihm darzulegen weder meine Dienststellung, noch die Klugheit mir rathlich erscheinen läßt. Vielleicht geht dann Alles besser, als ich es jetzt befürchte, und was noch verworren und zerfahren in ihm ist, wird doch zuletzt zum sicheren Bewußtsein von Pflicht und deren Erfüllung. Gott geb' es! An meiner Mithülfe wenigstens soll es nicht fehlen. Schon um der gnädigen

Frau willen will ich mein Möglichstes leisten. Denn diese ist ein Engel. Fast könnte sie mich dauern.“

Diese Gedanken begleiteten den Direktor durch den Schloßkorridor bis zur Kanzlei hinüber. Sein junger gnädiger Herr war unterdessen vom Schaukelstuhl aufgesprungen, rieb sich die weißen, feingepflegten Hände und triumphirte: „Ganz famos hab' ich meine Antrittsrolle gespielt! Ja, ja, man muß es nur verstehen, als junger Gutsherr sich von vornherein in den richtigen Respekt zu setzen. Denn, je tüchtiger und erfahrener die Bediensteten sind, wie hier mein Direktor, um so eher und leichter wird man bevormundet, was mir rein unerträglich wäre. Ha, ha, was hat er für einen Kopf gemacht, der gute, ehrliche Mann! Herrgott, wenn der mir Alles hätte rund heraus sagen wollen, was ihm auf dem Herzen lag! Er schwieg jedoch, und das war sehr klug von ihm. Na, na, ein bißchen Fuchsnatur steckt doch auch in ihm! Thut aber nichts. Der äußerliche Respekt vor mir blieb gewahrt, und das ist mir vorderhand die Hauptsache.“

Jetzt trat er an seinen Bücherschrank, hinter dessen Glasthür eine ganze Reihe von land- und forstwirtschaftlichen Werken in prachtvollen Einbänden aufgestellt war, und er sprach lachend: „Die gelehrten Herren hier sehen mich alle noch ziemlich fremd an, trotzdem wir schon jahrelang beisammen sind. Aber wartet nur, wir werden jetzt schon nähere Bekanntschaft miteinander machen. Nicht aber euch mühsam durchbüffeln will ich — Gott bewahre! Ich durchflieg' euch nur, und hab' ich einmal von eurem Geheimnißtram nur einen Zipfel des Schleiers erwischt, dann zieh' ich ihn auch schon mit den Fingerspitzen mühelos vollends herunter und weiß, was dahinter steckt. Doch auch

von den Vorträgen der Herren Professoren, so weit ich sie nicht geschwenzt habe, wird bei meinem Gedächtniß ja wohl Manches an mir hängen geblieben sein, wenn ich auch jetzt nicht mehr recht weiß, was und wie viel. Pah, langwieriges eigenes Studium! — Dummes Zeug! — Wenn man einen ebenso theoretisch, wie praktisch geschulten Direktor hat, der Einem den ganzen Extrakt der modernen Wissenschaft fein säuberlich aufschmiert, wie ein Butterbrod, wozu soll man dann selber diesen langweiligen Geistesprozeß durchmachen? Na, und hab' ich nur einmal die von mir befohlene Denkschrift gründlich im Leibe, was sollen dann meine Herren Nachbarn große Augen machen! Dann bin ich selber an die Reihe des Examinirens gekommen und Gnade Gott dann Jedem, wenn er nicht vor mir besteht, wie ich ihn hänseln und auslachen will!"

Als habe er jetzt wunder was für eine schwierige Leistung vollbracht, so befriedigt warf er sich wieder in seinen Stuhl und, sich darin schaukelnd, betrachtete er mit Wohlgefallen bald seinen kleinen Fuß im Lackstiefel, bald seine sorglich gepflegten Fingernägel.

Da ward die Thür halb aufgethan, sacht und zögernd, wie von Jemanden, der ungläubig nach Einem suchen will. Irene war's, die erst mit neugierigem Gesicht hereinschaute, das dann aber, als sie des Gesuchten so unerwartet gewahr geworden, freudig aufleuchtete. „Ja, wirklich, liebes Männchen“, lachte sie verwundert, „hier find' ich Dich in deinem Arbeitszimmer, schon so frühzeitig und in voller Toilette? Wie hab' ich Dich doch überall gesucht, als ich Dich droben nicht mehr im Schlafe fand! Dichtest Du wohl jetzt an Deinen „„Sturmliedern der Liebe,““ und darfst Du endlich eines davon zu hören bekommen?“

„Gott behüte mich davor, Irene!“ erwiderte er geringschätzig. „Zum Dichten ist mir die Lust schon wieder vergangen. Wozu denn auch erst mühsam in Reime schmieden, was ein Blick und Kuß von Dir mir hundertmal süßer sagt? Pah, Verse machen! Das will ich den Poeten überlassen, die ein Honorar dafür nöthig haben. Nein, liebes Kind, etwas ganz Anderes, viel Höheres hab' ich jetzt vor.“

Mit großen, fragenden Augen sah sie ihn an. Dann hob er sie auf's Knie, streichelte ihr Haar und Wange und sagte in geheimnißvollem Tone: „Siehst Du, mein liebes Kind, Du glaubst gewiß, mich schon von Grund aus zu kennen! Nichtwahr?“

Schweigend nickte sie dazu, kopfschüttelnd aber fuhr er fort: „Und dennoch ist es nicht so. Ich will nicht vor Dir prahlen mit meiner Natur, aber eigenartig ist sie gewiß und nicht auf der Oberfläche zu greifen, wie die von tausend anderen Männern, die jede Regung ihres Herzens, jeden Prozeß ihres Geistes, sogleich ausschwaizen müssen. — Weißt Du es noch, Irene, wie ich Dich zum allerersten Mal singen gehört? Hatt' ich da viele Worte gemacht, wie die Andern? Nein, nur ein paar Worte hatt' ich Dir zugeflüstert, dann aber nurmehr schweigend Dich angesehen. Du aber wußtest dennoch, daß ich Dir tausendmal mehr der Bewunderung ausgedrückt, als alle Dir vorher vorgegeschwaizten Redensarten. Dein eigener Blick sagte mir das, und damit begann in mir der Glaube, daß deine Seele die meinige auch ohne viel Gerede in alle Zukunft verstehen würde. Sag', hab' ich damals auch recht geglaubt?“

„Werner, und das fragst Du mich noch?“ erwiderte Irene, die sich den Sinn dieser geheimnißvollen Rede nicht

erklären konnte. Noch traulicher an seinen Kopf schmiegte sie aber jetzt den ihrigen, um ihm schweigend zu sagen, wie tief sie ihn verstände und wie vertrauensvoll sie ihm ergeben wäre.

„Drum nicht wahr, liebes Kind“ fuhr er gleich geheimnißvoll fort, „wirst Du auch künftighin mich schweigsam meine eigenen Wege gehen lassen, auf denen ich vorwärts schreite, wenn auch Niemand mich darauf wandeln sieht! Was liegt mir viel am Geschwätz der großen Menge? Glaub' Du selber nur immer, daß ich dennoch an mein Ziel komme und an ein viel höheres, als die Andern erreichen! Nur darf kein Dritter mich darauf hinweisen, ja, nicht einmal Dein eigenes zartes Händchen. Verstehst Du mich wohl?“

Dabei drückte er ihre Fingerspitzen an seine Lippen.

„O gewiß versteh' ich Dich!“ erwiederte Irene verloren und sah in ihn hinein, wie in ein tiefgründiges Geheimniß, dessen Sinn sie aber schon jetzt als einen nur um so tieferen und edleren, weil noch verschleierten, zu errathen glaubte. Wie aus dämmerigtem Thale schaute ihre schlichte Frauennatur hinauf zum lichtumflossenen Gipfel seiner, wie sie sicher glaubte, viel höheren männlichen Eigenart.

Ob Werner jetzt wohl selber mit vollkommenem Bewußtsein an seine Worte geglaubt oder nur mit gleichbewußtem Betrüge sich in diesen Nimbus gehüllt hatte?

Nicht das Eine und nicht das Andere. Er gab sich in diesen Worten nur so, wie er im Augenblick wirklich in seinem Innern war. Und hatte er erst gestern Abend das Götzenbild seiner Vortrefflichkeit in Stücke zerschlagen: jetzt am heutigen Morgen stand dieses wieder neu aufgerichtet vor ihm da, und er selber beugte sein Knie davor.

Daß er nun auch seine Frau von der Opferflamme seiner Selbstvergötterung umlodert sah, das that ihm in innerster Seele wohl und gab ihm den Aberglauben an seine Gottähnlichkeit zurück, die gestern Abend in ihm zu so armseliger Menschlichkeit erniedrigt worden war. —

Und nun folgten mehrere Wochen, in denen Werner ernstlich den guten Willen hatte, sich um seine Gutsverwaltung anzunehmen. Ernstlich? — Ja, so weit er selber eben von ernster Thätigkeit einen unbestimmten, engbegrenzten Begriff besaß. Auch mit seinem Willen meinte er's jetzt insoferne ehrlich, als dieser sich in früheren Jahren immer nur in verachtender Verneinung alles Fleißes bethätigt hatte.

In der Zubereitung raffinirten Sinnesgenusses war Werner auf der Pariser Hochschule zum erfindungsreichen Meister geworden. Immer wieder hatte er neue Speisetzettel ausgegrübelt, so oft auch nach jedem Bacchanal Ekel und Abspannung, als zwei gleich widerliche Gefellen, sein übersättigtes Herz zum Katzenjammertische hingedrängt. Am reinen häuslichen Tische jedoch, woran nur das innere Wohlbehagen dauernd zu Gaste sitzt, das selbst bereitete Glück sich aufzutragen — in dieser viel schwierigeren Genußlehre war er auch heute noch ein schülerhafter Anfänger.

Er verschlief nun zwar nicht mehr, wie vorher, die goldenen Morgenstunden, sondern Tag für Tag saß er frühzeitig im Sattel und ritt auf seinem weiten Gutsgebiet umher, wohin der Tagesrapport ihn eben lockte. Dabei wechselte jedoch seine Stimmung gleich dem Wetter. Wie das Flachland bald in hellem Sonnenschein erglänzte, bald von dunklen Wolken überhangen war, die in Regenguß und Gewittersturm sich entluden, so lag auch am einen Tag seine Berufsthätigkeit wie eine heitere Landschaft vor dem Auge

seines Geistes, und das Sonnenlicht der Arbeitsfreude erwärmte sein ganzes Wesen. Als die weitaus freieste und stolzeste aller Lebensstellungen dünkte ihm dann die seinige als Gutsherr, um derentwillen er sein Schicksal pries. Wenn er hoch zu Roß so recht handgreiflich seiner Erhöhung inne ward über alle, in scheuem Respekt zu ihm aufschauenden Knechte und Tagelöhner, dann fühlte er sich als einen kleinen König auf seinem Gutsgebiet. Nicht einmal in Paris hatte er diesen eigenartigen Reiz zu verspüren bekommen. Doch schon wieder am anderen Tag umzog brütender Unmuth seine Seele. Er verwünschte dann dies niedrige Bauerngewerbe, das seine vornehme Natur entwürdigte. Scheltworte und Flüche halfen seine Brust von dem Drucke befreien, oder er sah und hörte nichts mehr von Allem, was um ihn vorging, ließ theilnahmslos Alle gewähren, als sei er auf seinem eigenen Besitz ein landfremder Mann, und in melancholischer Blasirtheit ritt er wieder heim.

Irene brauchte gar nie darnach zu fragen, wie es ihm in solchen Morgenstunden innerlich ergangen sei. Trat er nur zu ihr in's Zimmer, so wußte sie auch schon, ob sein guter oder böser Geist die Uebermacht über ihn gehabt. So sehr er sich aber auch selbst mit seiner vermeintlichen geistigen Umkehr belog: zur gemeinen Verstellung vor seiner Frau gebracht es ihm doch noch an einem Element, das seiner Natur bisher fremd gewesen. Sich indessen als Mann selbst zu überwinden und nicht jede Verstimnung von draußen seiner Frau mit heim zu bringen, das war für seinen Egoismus eine unbekannte Ritterpflicht.

Irene hingegen hätte gern alle Liebe und Sanftmuth aufgewendet, um ihm die Herzensheiterkeit immer wieder erringen zu helfen, so oft diese ihm auch verloren gegangen.

Schüchtern versuchte sie dies auch einige Male, dann aber mußte sie einsehen, daß sie bei seinem Gange zu plötzlicher Erregung das Uebel nur noch schlimmer machte. Den wunden Fleck der eigenen hohen Meinung von seiner Frau antasten zu lassen, konnte er am allerwenigsten vertragen. So war sie endlich zur Ueberzeugung gekommen, daß es für Beide am besten sei, wenn sie ihn immer mit gleich freundlichem Willkomm empfinde, ganz einerlei, ob er ihr ein frohes oder verstimmtes Herz mit heimbrächte. Im Stillen sagte sie sich dann: „Werner kann ja nichts für sein wechselvolles Temperament, und seine Liebe zu mir ist dennoch immer die gleiche.“ — Ist aber die Frau nur dieses Einen stets gewiß, dann läßt sie gerne gar manchen Miston im Herzen des Mannes sich gefallen und freudig gleicht sie ihn aus durch den Ueberschuß von heiterem Frieden der eigenen Seele. —

Dieser stete, jäh unspringende Wechsel in Werner's Wesen und Neigungen erstreckte sich jedoch gar bald auch auf seinen gesellschaftlichen Umgang. In den ersten Wochen der verschiedenen jours fixes war es ihm noch immer ein Genuß gewesen, mit der Gesangskunst Treenen's auf den Nachbargütern glänzen zu können, und auch sie hatte jedes Mal neue Lieder in Bereitschaft. Doch nur ihm und nicht auch der Gesellschaft zu Liebe, denn nur zu bald fühlte sie aus all' diesen, stets gleich oberflächlichen Lobsprüchen heraus, daß ein feineres Verständniß doch nur sehr vereinzelt mitsprach.

So hatte Frau von Goos durch ihre liebenswürdige Einfachheit ihre Stellung in der ihr neuen Gesellschaft nur noch immer mehr gesichert, Werner hingegen die seinige in gleicher Steigerung geschädigt. Mit solcher Rücksichtslosigkeit

verlegte er oft seine viel älteren Standesgenossen. Nur, wenn von ihm selber, seiner Frau oder seinem Schloß und Gut die Rede war, hatte er überhaupt ein Ohr für ihre Gespräche, und fast mit Bewußtsein legte er's darauf an, seine Gäste fühlen zu lassen, wie er eigentlich, durch sein Vermögen, wie seine Persönlichkeit, dazu berufen sei, die erste Rolle unter ihnen einzunehmen.

Es war deshalb auch kein Wunder, daß die Herren der Nachbarschaft sich immer kühler gegen ihn verhielten und keine Gelegenheiten versäumten, ihn in die Schranken standesgemäßer Gleichheit zurückzuweisen. Immer schärfer mischte sich beiderseitig eine ironische Gereiztheit in ihre Unterhaltungen, und wäre nicht der phlegmatische Humor des Herrn von Wulzen stets beschwichtigend dazwischen getreten, so hätte sich schon in den ersten paar Wochen ein förmlicher Bruch zwischen Werner und seinen Nachbarn vollzogen. Aber, ganz abgesehen von diesen oft recht unerquicklichen Reibungen, war auch der Gutsherr von Goos dieser, für ihn ganz entseßlich monotonen Gesellschaftstage schon wieder überdrüssig geworden. Ihm fehlte ja von jeher der innere Zug zu gleichberechtigter Freundschaft. Selbst dafür, daß für ihn nun eine gewisse Verpflichtung bestehe, das von ihm selber in Scene Gesezte nun auch mit Anstand fortzuführen, gebrach es ihm an Verständniß, wie Ausdauer.

Ein ganz anderer Triumph, als der frühere mit Treenen's Schönheit und Gesang, ließ ihm jetzt keine Ruhe mehr, bis er sich auch dessen zu rühmen vermochte. Der damalige versteckte Hohn, mit dem die Standesgenossen Werner's dessen landwirthschaftliche Kenntnisse bagatellmäßig behandelten, mußte ihnen nun in offener Fehde durch einen vernichtenden Schlag heimgezahlt werden, und die von Burkhardt nun

ausgearbeitete Denkschrift sollte ihm dafür das Schwert in die Hand drücken. Alle Einzelheiten dieser umfangreichen Arbeit waren von ihm bereits durchstudiert, nach seiner Meinung sogar höchst gründlich, und beim Gesellschaftstag auf dem Strechow'schen Edelsitz sollte das Gefecht ausgetragen werden. Der Sieg schien dem Gooser Gutsherrn so gut wie verbürgt zu sein. —

„Apropos, lieber Strechow!“ rief jetzt Werner, da die Herren gerade rauchend beisammen standen: „Als ich heut Ihr Gutsgebiet durchfahren und es auch mit praktischen Blicken gemustert, hab' ich einen solchen Respekt vor Ihrer Wirthschaftsführung bekommen, daß Sie mich wirklich zu Dank verpflichten würden, wollten Sie mir jetzt so in Bausch und Bogen auseinandersetzen, in welchem Maße Sie Ihren Gutsbetrieb von der modernen Agrikulturchemie beeinflussen lassen.“

Alle Anderen sahen den jungen Gooser Nachbarn groß an, und sie hielten das Lachen vor der Hand noch zurück. Herr von Strechow jedoch, der hinter dieser so unerwarteten Aufforderung eine versteckte Falle argwöhnte, sagte schon ein wenig scharf: „Oho, lieber Goos, Sie werfen mir da gleich eine so fundamentale Frage hin, daß ich zu deren Erörterung mindestens ein paar Vorlesungen bedürfte!“

„Na, ich dünkte, das ließe sich doch auch etwas bündiger absolviren,“ wendete Werner ein und zwinkerte mit den Augen. „Und wer, wie Sie, lieber Strechow, als Professor in diesem Fache gilt, dem muß das wohl ein Kinderspiel sein.“

„Professor?“ trumpfte der Hauswirth mit blutrothem Gesicht ihn ab, „das bin ich weder, noch maße ich mir an, es sein zu wollen. Wenn ich mir diesen Scherznamen aber auch von meinen älteren Freunden gefallen lasse, so dürften

Sie, mein lieber Herr von Goos, als der um netto zehn Jahre Jüngere, doch nicht das gleiche Recht dazu haben.“

„Na, na, Strechow, nur nicht gleich so hitzig und gar als Wirth im eigenen Haus!“ mahnte der immer zur Vermittlung bereitete Herr von Kulzen, dann setzte er mit Humor hinzu: „Aber ich sehe schon, daß ich wieder einmal Frieden stiften muß, und drum sag' ich: verdient Einer von euch Beiden den Ehrentitel: „„Professor““, so ist der Goos von nun an so zu tituliren, und dem Strechow wird dieser Name hiermit abgesprochen! Freund Werner ist ja so lange und so vielen gelehrten Häuptern zu Füßen gesessen, daß er jetzt nolens volens auf den Ratheder hinaufsteigen muß. Dixi. Wer hat dagegen was einzuwenden?“

Alle stimmten diesem Ausspruche lachend bei. Herr von Strechow jedoch, der noch immer die Ironie mit dem „Professor“ nicht vergessen konnte, sagte: „Na, ich denke, verehrter Herr Nachbar: der Stand der Goos'schen Felder kann sich mit dem der meinigen wohl messen, und Ihr Direktor würde sich schön dafür bedanken, wenn ich ihm erst das Rezept dafür verschreiben müßte, wie man heutzutage nach den modernen Prinzipien der Landwirthschaft ein großes Gut zu betreiben hat.“

„Oho, mein Direktor!“ fiel Werner empfindlich verletzt ein, „da muß ich schon bitten, Herr von Strechow. Ich allein bin der dirigirende Gutsherr auf Goos, und meine Beamten führen nur den Wirthschaftsplan aus, den ich selbst, generell wie speziell, entworfen habe.“

„Aha, da steht unser Kollege Goos ja schon mit einem einzigen Sprung auf dem Ratheder, bravo, bravo! Das ist Kourage,“ rief jetzt ein Herr von Bartheleben, den es schon lange gejußt, sich an Werner einmal reiben zu können.

„Kommt, Ihr Herren, setzen wir uns denn auf die Schulbank! Die Vorlesung kann beginnen!“

Herr von Bartheleben hatte sich, während er sprach, in einen Fauteuil geworfen, alle Andern waren seinem Beispiele rasch gefolgt, und Werner allein blieb noch aufrecht stehen vor dem Halbkreise seiner Zuhörer.

Ihm kam diese Stellung übrigens jetzt höchst erwünscht, um mit einem Hauptschlage den sehr fraglich gewordenen Respekt vor seinen landwirthschaftlichen Kenntnissen zurückzuerobern. Wie jähes Blitzeleuchten ließ er alle Hauptpunkte jener Denkschrift, die er fast auswendig kannte, seinen Kopf nochmals durchzucken. An Gedächtniß, Auffassung und Gewandtheit des Ausdrucks, hatte es ihm ohnedem nie gefehlt. Gefränkte Eitelkeit und übermäßiges Selbstbewußtsein, halfen jetzt noch, alle diese Gaben in ihm zu verstärken.

So trug er denn die Grundzüge des Goos'schen Wirthschaftsplanes nach den eingepaukten Heften seines Direktors in so bündiger und lichtvoller Weise vor, daß er selber hochverwundert war über diese erste vollendete Leistung seines ganzen Lebens. Gleich überrascht fühlten sich auch seine Zuhörer, die sich, wohl oder übel, gestehen mußten, daß die ganze Auseinandersetzung meisterhaft genannt werden mußte.

„Bravo, bravo! Ganz famos, ganz glorios!“ rief zuerst wieder Herr von Wulzen, wenn er sich auch von seinem voreiligen Beifall keine Rechenschaft zu geben mußte, und er patzte fort und fort in die weichen, fleischigen Hände. Die anderen Herren zögerten noch etwas verblüfft mit ihrem Beifall, als Herr von Strechow, eifersüchtig auf diesen, mit ihm so unvermuthet rivalisirenden, „Professor“ die Worte hinwarf:

„Ei, ei, Herr von Goos, mein Compliment! Das

heißt für das Generelle, das wirklich eine musterhaft klare Darlegung war. Nur werden Sie mir jetzt auch erlauben, mich mit Ihnen in ein kleines, mehr spezialisirendes, Disputatorium einzulassen. Sind Sie dazu bereit?"

"O, warum nicht? Bitte loszulegen," erwiderte Werner mit erzwungenem Gleichmuth. Am liebsten jedoch hätte er sich jetzt mit einer unsichtbar machenden Tarnkappe bedecken mögen. Doch er mußte nun Stand halten in dieser, von ihm selbst übermüthig herbeigeführten Gefechtslage, und er spürte förmlich, wie das Blut aus seinem Hirne zurückwich.

Wenn nur die Damen jetzt aus dem Garten zurückkehrten, um den beginnenden Wortkampf zu durchkreuzen! — Das war sein klarster Gedanke. Aber sie kamen noch immer nicht. Da warf auch schon Herr von Strechow eine chemische Controverse als Fehdehandschuh hin. Die andern Herren spitzten die Ohren und zogen die Mundwinkel schon breiter zum Lachen. Werner stuzte zuerst über Strechow's Streitpunkt, denn er hatte wohl einst die Glocken davon läuten hören, wußte jedoch nicht recht mehr, wo sie hingen. Schon erkannten auch die Andern mit schadenfrohem Blick die Blöße seiner Ignoranz. Klipp, klapp! schlug indessen Strechow polemisch drauf los und alle erdenklichen chemischen Begriffe umsausten, gleich Schwertklingen, Werner's Ohr. Gedächtniß, Fassungskraft und Redefluß, ließen ihn jetzt gleich schmähtlich im Stiche. Keinen einzigen Hieb konnte er schulgerecht pariren und allgemeines Gelächter für den Unterliegenden sammt Bravo's für den Sieger umgellten ihn noch obendrein.

Da traten wohl endlich die Damen als rettende Engel durch die Gartenthür in den Salon zurück. Werner aber sah wie vernichtet vor sich hin und biß sich mit verhaltenem

Zorn auf die Lippen. Die Hohenheimer Katheder aber starrten seinen verwirrten Geist jetzt an, als höhnische, fragenschneidende Dämonen.

„Meinem Manne scheint nicht wohl zu sein,“ flüsterte Irene ängstlich der Frau von Strechow zu, als sie Werner beim Hereintreten so bleich vor sich hinbrüten sah. Auch die anderen Damen schielten betroffen nach ihm hin. Die Herren hatten deren Kommen noch kaum bemerkt. Nur Herr von Wulzen stand auf und lachte: „Ha, ha, meine verehrten Damen, ein kleines Wortgefecht über Chemie! Ohne jede Bedeutung! Weiter gar nichts!“

Werner stand noch immer regungslos da. Auch der Hausherr selber rieb sich die heiße Stirn und verwünschte nun hinterher diese Scene in seinem gastfreundlichen Hause. Irene trat zu Werner hin und fragte leise: „Warst auch Du in diesen Streit verwickelt, und hat er Dich so angegriffen?“

Rasch indessen faßte er sich, schüttelte Scham und Zorn, wie einen triefenden Mantel, von sich und beruhigte sie: „Lauter Spaß, meine Liebe!“ Dann warf er sich in die Brust, zwang sich zu spöttischer Heiterkeit und rief: „Ha, ha, ich glaube gar, Ihr Herren, Ihr habt meine komische Maske von vorhin für baaren Ernst gehalten? Wär' auch wahrlich der Mühe werth, um solcher Bagatelle willen sich zu echauffiren! Von einem wirklichen Streite zwischen mir und unserem chemisch-polemischen Hauswirthe war überhaupt keine Rede!“

„Bravo, bravo!“ fiel Herr von Wulzen ein, „Das war chevaleresk geredet, und bei meinem Diner morgen Nachmittag spülen wir dann auch den letzten Nachgeschmack von all' diesem chemischen Mischmasch in Rheinwein und Chant-

pagner hinweg. Ebenso, dafür kann ich garantiren, wird jedes Gericht nach den süblimsten culinairischen Chemieprinzipien bereitet sein. Drum ruf' ich jetzt: vivat die Küchenpraxis der Chemie, pereat die Theorie der Professorenkathedr! — Dixi. — Probatum est.“

So leicht und rasch durch Herrn von Wulzen's gute Laune Werner's Niederlage auch wieder verwischt worden war, so hatte dieser doch schon bei der Heimfahrt seiner Frau mitgetheilt: er habe das Gefühl völliger Übersättigung an diesen, ihn schon längst langweilenden Gesellschaftstagen und behalte sich vor, von nun an nur nach eigenem Geschmack sich seinen vertrauteren Umgang auszuwählen. Irene ahnte gar wohl, daß im Strehow'schen Hause zwischen Werner und den andern Herren etwas viel Ernsteres vorgefallen sein mußte. Sie getraute sich jedoch nicht, ihn darüber zu fragen, sondern pries im Stillen seinen Entschluß. Denn nun endlich, so hoffte sie, würden bei größerer Ruhe daheim alle jene, von ihr so ersehnten, stillen Freuden beginnen, von denen sie schon am ersten Morgen ihm gesagt, daß sie nur das eigene Haus immer gleich reizvoll bereiten könne. Damals auf der Schloßterrasse von Goos waren ihre Worte von ihm halb überhört, halb nicht verstanden worden. Jetzt, nach vielen Wochen, kam ihm aus der Leere seines eigenen Herzens hiefür das volle Verständniß.

Nun fuhr er sie jeden Nachmittag durch sein Gutsgelände spazieren, oder er ging mit ihr in den Waldwegen umher. Trauliche Worte wurden jetzt zwischen ihnen ausgetauscht, wie früher schon in der glückseligen Brautzeit. Immer tiefer, immer verständnißreicher, erschlossen sich

ihre Herzen vor einander und Werner selber verwunderte sich oft im Stillen, welch' unerschöpflicher Born immer neuer Liebe und neuen Glückes daraus hervorströmte. In den Abendstunden sang sie ihm dann die ihm liebsten Lieder, und doppelt lernte er deren volle Schönheit erkennen und genießen, da kein Häschen nach fremder Bewunderung ihm deren Genuß mehr trübte. Ja, erst jetzt verlebte Werner mit klarem Bewußtsein den Honigmonat seines Ehestandes.

Mit erfinderischer Sinnigkeit verstand sie's auch, ihm Tag für Tag sein Daheim reizend und behaglich zu machen! Die gute Ausfaat im Elternhause konnte nun reifen und edle Früchte tragen. Oft, wenn Werner noch schlief, hatte sie schon sein Arbeitszimmer mit selbst gebrochenen Blumen ausgeschmückt und in allen Wohnräumen des Schlosses waltete sie wie ein immer gleich guter Hausgeist. Auch die Freuden des häuslichen Tisches wußte sie ihm so ganz nach seinem Geschmade zu bieten und er ward immer dankbarer den stillen Zauber seiner Häuslichkeit an sich inne.

Wenn dann das junge Paar jeden Sonntag Nachmittag im Welleker Herrenhause verbrachte, da brüstete sich stets Mutter Klinger vor dem Vater damit, daß ihre einstige vertrauensvolle Voraussicht eben dennoch Recht bekommen habe. Und auch dessen einst so gramvoll ausgesprochenes Wort: „Verhängniß“ war bis auf den leisesten Nachklang in seinem Herzen verweht.

Nur Irene selber verspürte trotz all' ihrem neuen Glück auch jetzt noch einen unheimlichen Druck, der stets banger die Sorge in ihr wachrief, ob dieser Zustand denn auch ein dauernder bleiben könnte. Vorher hatte sie ihren Mann in der ersten Zeit doch noch täglich seine Felder durchreiten sehen und ihn auch manche Stunde in seinem Arbeitszimmer

beschäftigt gewöhnt. Mehr als einmal holte sie früher ihn darin ab, wenn er vom Durchstudieren jener, ihr unbekanntes Denkschrift ermüdet war. Und frohe Selbstbefriedigung leuchtete sie dann stets aus seinen Augen an. Sogar seine Stimme klang dann noch einmal so innig, wie aus einem recht harmonisch gestimmten Herzen heraus.

Seit ihrem letzten Besuch auf dem Strechow'schen Edel-sitze versäumte jedoch Werner auch jedes Nachsehen auf seinem Gutsgebiete. So oft sie auch von der Schloßterrasse auf ein Grundstück herunterspähte, worauf eben die Arbeiter beschäftigt waren: den Gutsherrn selber hatte sie niemals unter ihnen entdecken können. Vor wenigen Tagen wollte sie ihn wieder einmal in seinem Arbeitszimmer überraschen, da sah sie den Tisch leer von allen Schriften und Büchern, Werner aber fuhr von seinem Schaukelstuhl erschrocken auf und verbarg verlegen vor ihr das Buch, das er eben noch in der Hand gehalten. Es waren die, damals überall mit Bier verschlungenen „Geheimnisse von Paris“! . . .

Ja, vorbei war's, vorbei für immer mit Werner's guten Vorsätzen zur Arbeit, und er verlachte jetzt sich selber, daß er jemals so einfältig und feig gewesen, seinen großen Geist von jenem Sturmliede der Scham und Reue durchbrausen zu lassen. Nun war's ihm zur endgültigen Ueberzeugung geworden, daß er ein viel zu vornehmer und reicher Herr sei, um, gleich seinen Nachbarn, in Schmutz oder Staub auf seinen Feldern umher zu stolpern. Aber auch zum nur oberaufsichtlichen Gutsbetrieb — das mußte er jetzt noch viel besser — fehlte ihm jede tüchtige Grundlage des Wissens. Daß es ihm bei seiner Begabung, und mit nur einigem guten Willen, hätte dennoch gelingen müssen, durch nachträgliches Studium, und unter der Leitung seines Direktors,

auch jetzt noch sich zu den nöthigen Kenntnissen hinauf zu ringen — über diese Möglichkeit machte er sich weiter kein Kopfzerbrechen. Hätte er doch für diese Schulung erst seinen eigenen falschen Nimbus vor seinen ihm untergebenen Beamten zerstören müssen! Und ein Werner von Goos konnte sein Haupt nicht niederbücken, um mühsam die Goldkörner bäuerlicher Weisheit aufzulesen, die andere, geistig tief unter ihm Stehende schon eingeheimst hatten! —

Sollte Irene nun abermals ihr bittendes Wort bei ihm versuchen, um ihn dann doch nur zu neuen Ausbrüchen des Mißmuthes anzureizen? Fast an jedem Tage legte die heimliche Sorge ihr diese Frage von Neuem vor. Jedes Mal aber ward sie von ihrem Kopf und Herzen wieder verneint. Nur zu klar erkannte sie hintennach, daß ganz allein das wortlose Beispiel ihrer eigenen Pflichterfüllung auch ihn zur Nachahmung auf seinem anderen Arbeitsgebiete vielleicht aneifern könnte.

Doch wird diese Zeit noch einmal kommen? Auch die Antwort auf diese Frage wurde von Tag zu Tag in ihr verzagter, aber sie verschloß das Weh darüber in ihrem tiefsten Herzen.

An einem Sonntag besuchten sie wieder des Nachmittags die Eltern im Welleker Herrenhause. Und als der Vater seiner Tochter recht dringend vorstellte, daß Werner ohne jede ernste, dauernde Thätigkeit das wahre Glück niemals finden könnte und sie deshalb mit allen Mitteln auf ihn einwirken müßte, da tröstete sie ihn: „Hab' nur noch ein wenig Geduld, lieber Vater! Nur noch ein Jahr! Dann wird Alles so kommen, wie es für uns Beide gut ist. Siehe, Werner ist nun einmal nicht so geartet, wie die anderen Männer seines Standes. Solche außergewöhnliche

Naturen, wie die feine, brauchen eben eine gewisse Zeit, um auch für's Praktische Sinn und Lust zu bekommen. Doch nur aus dem eigenen Innern heraus kann das geschehen. Aber glaube mir's, Vater! Hat sein Wesen auch Schattenseiten, so ist doch das Licht dagegen in ihm so reich, daß eine einzige trübe Stunde mir immer wieder durch hundert sonnige aufgewogen wird. Drum sei auch Du mit meinem Glücke zufrieden, wie ich selber es bin!"

Ein so lebenskluger Mann auch Herr von Klinger war, der zufriedene Ton seiner Tochter mußte doch alle seine Sorgen und Bedenken verschweigen.

Eine Woche darauf, am gleichen Tage, besuchte das Ehepaar wiederum das Elternhaus, und mit ihnen war eine überaus freudige Botschaft darin eingekehrt.

Irene benützte die erste Gelegenheit, um mit der Mutter allein zu sein. Sie zog sie auf den Ruheplatz einer, von wilden Aebeln beschatteten Laube hinter dem Hause, und kaum, daß Beide sich darin niedergelassen, vertraute sie ihr mit glücklicher Verzagttheit das unter ihrem Herzen herantblühende Geheimniß an. Zu gleicher Zeit umarmte Werner in der Wohnstube Herrn von Klinger, und sichtlich ergriffen wünschte er ihm Glück zu seinen künftigen Großvaterfreuden.

Draußen in der Laube aber sprach die Tochter zur Mutter: „Ach, jetzt, wo der Himmel unsere Liebe gesegnet hat, jetzt glaub' ich es noch viel zuversichtlicher, als jemals zuvor, daß das volle Glück in unserem Hause bald einkehren wird. Denn, haben wir nur einmal unser liebes Kind, dann weiß Werner auch viel besser, als jetzt, für wen er zu arbeiten und zu sorgen hat. Und solch' ein heiliges Band, wie es ein Kind ist, das wird dann auch unser Beide Herz noch viel inniger verbinden, und der Mittelpunkt all'

unserer Freuden und Wünsche sein. O hättest Du's doch nur mit ansehen können, liebe Mutter, mit welch' dankbarer Ergriffenheit Werner daheim meine Mittheilung begrüßte! Als wir dann heute zu Euch herüberfuhren, da hielt er beständig den Arm um mich gelegt, damit ich keinen Schaden litte, wenn der Wagen einmal über eine holperige Stelle fuhr. War das nicht rührende Liebe von ihm, und bewies es mir nicht am besten sein tiefes Gemüth?

„Ich selber habe ja nie daran gezweifelt, mein Kind!“ erwiderte Frau von Klinger, da sie die Tochter umarmte. „Und auch der gute Vater wird nun die letzten Skrupel in sich verschlucken. Gebe nur der Himmel, daß einst Alles glücklich abläuft, und er Dir auch einen recht lieben Jungen bescheert!“

„Ein Mädchen wäre mir aber doch gerade so lieb“, wendete Irene rasch ein.

„Dir selber wohl“, fiel die Mutter ihr in's Wort, „aber für Werner's volles Glück muß es eben doch ein Junge sein. Die Männer haben nun einmal diesen thörichten Stolz und der deinige, den' ich mir, erst recht.“ —

Im Frühherbst hatte dieses freudige Zwiegespräch stattgefunden. Im Wonnemonat des nächsten Jahres sollte dann auch dieser lebendige Kindesfrühling auf Schloß Boos seinen Einzug halten. Dazwischen lag nun freilich ein noch langer, nordisch strenger Winter, und Irene bangte etwas davor, nicht für sich, sondern für Werner. Hätte er doch wenigstens an der Jagd Gefallen gefunden, so wäre ihm übergenuß Gelegenheit zu gesunder Zerstreuung geboten gewesen. So aber blieb ihm nichts übrig, als sich in seine alten, unfruchtbaren Träumereien zu versenken, sowie auf dem Gebiete deutscher, und noch mehr französischer Roman-

lektüre ohne jede Auswahl seinen, ohnedem schon genug phantastischen Geist zu sättigen. Dann und wann naschte er auch einmal wieder von fachwissenschaftlichen Werken seines Bücherchranks, ließ sich sogar manchmal die Gutsrechnungen vorlegen, ohne sie dann durchzusehen, ritt junge Pferde zu, fuhr einen neuen Viererzug ein, und phantasierte sogar dann und wann wieder auf dem Klavier.

Was er aber in diesem Winter mit ausdauernder Vorliebe betrieb, das war der Besuch Berlin's. Das erste Mal waren sie noch zu Zweien dahin-gefahren, denn auch Irene wollte dabei sein, um Werner's Vater und ihrer eigenen Tante die fröhliche Botschaft persönlich zu überbringen. Auch eine große Oper hatten sie zusammen angehört. Aber die Fahrt sammt den dortigen Besuchen war ihrem Zustande nicht besonders wohl bekommen, und nie mehr verließ sie deshalb ihr stilles Daheim, bis der erwartete Hausseggen darin eingekehrt sein würde. Langweile kannte sie überhaupt nicht, und wenn sie auch noch viel einsamer eingeschneit worden wäre, als jetzt. Ihr Haushalt gab ihr alltäglich genug zu thun, und auch Lektüre, sowie Gesang, vernachlässigte sie nicht. Dann und wann besuchten sie die Gutsherrenfrauen aus der Nachbarschaft, wenn auch deren Männer mit Werner schon längst nurmehr auf ziemlich steifem Fuße verkehrten. Die sehr gebildete Frau Pastorin Krüger, eine Hallenser Professorstochter, war der jungen Patronatsherrin gleichfalls für Geist, wie Gemüth, ein lieber Umgang geworden. Die Beiden verplauderten manch' trauliches Dämmerstündchen, und Irene freute sich an den vier Kindern, die wie Orgelpfeifen dies stillbeglückte Ehepaar umstanden, sowie sie auch bei ihr in die Kinderchule ging, um die Ausübung der einstigen ersten Mutterpflichten

von ihr abzulernen. Werner selber mied jedoch in seltsamer Scheu das Pfarrhaus. Er wußte, daß sein früherer Erzieher ihn zu gut kannte, drum beschränkte er sich auch auf den gewohnheitsmäßigen Kirchengang und sah es nicht einmal gern, wenn Irene dort viel verkehrte.

Die allerliebste Kurzweil jedoch, die der künftigen jungen Mutter poetisch vorkam, wie keine andere, war die eigenhändige Anfertigung all' dessen, was ihr einstiges Kind beim Eintritt in's Leben sogleich umhüllen sollte, und vor Allem das Taufzeug durfte nur das sinnige Werk ihrer eigenen Hand sein.

Bei dieser Beschäftigung traf sie einmal Werner und er fragte sie: „Was soll das werden, Irene?“

„Das fragst Du mich noch, lieber Mann?“ erwiderte sie mit glücklichem Lächeln. „Erräthst Du's nicht? Das Taufkleid soll's werden für unser einstiges liebes Kind.“

„Und Du selber willst die Schneiderin machen?“ fiel er verwundert ihr in's Wort. „Geh', wozu diese unnütze Mühe? Da ist's doch viel einfacher: Du fährst mit mir nach Berlin und bestellst dies Alles gleich bei der ersten Modistin, die es gewiß auch — verzeih' mir diese Ansicht, Irene! — noch viel eleganter zu Stande bringt, als Deine eigene Hand.“

„Daran zweifle ich selber nicht, lieber Werner“, gab Irene zurück. „Aber weißt Du, was so eine zukünftige Mutter noch Alles von ihren Hoffnungen, Wünschen und Gebeten in's Taufzeug ihres Kindes mit hineinarbeitet, das vermag doch, selbst um's theuerste Geld, die geschickteste Modistin nicht. Hättest Du dafür etwa kein Verständniß?“

Werner begnügte sich, statt der Antwort, erst nur leise zu lächeln, wie Jemand, dem ein Anderer etwas für ihn

Unfaßbares zu glauben zumuthet. Dann aber besann er sich wieder auf Irene's Wort und sagte: „Om, eine gewisse Poesie mag allerdings darin liegen, aber mir ist sie bisher fremd gewesen.“

Ohne ein weiteres Wort nahm Irene dann die Umhüllung von einem, auf dem Tische liegenden Bündel hinweg, breitete dieses vor ihm aus und fragte: „Wen glaubst Du wohl, daß dieses längst schon fertige Laufzeug als Kind einst umhüllt und welche Hand es gefertigt hat? — Ich selber, Werner, war einst jenes Kind und meine eigene Mutter hat es für mich genäht. Und glaubst Du nicht auch, daß dies mütterliche Liebeswerk mir später Segen gebracht hat?“

Werner schwieg erst beschämt, dann ward sein Auge etwas feucht und er sagte: „Jetzt begreif ich Dich. Ja, Du magst Recht haben! Solch' ein gegenwirkendes Laufzeug von der eigenen Mutterhand ist auch um theuerstes Geld nicht zu kaufen. Gott segne Deine Arbeit daran!“

„Ich danke Dir für dies liebe Wort!“ sagte Irene und küßte ihn dann. „O halte nur noch diesen Winter geduldig aus und gieb Acht: im nächsten Frühling draußen wird mit unserem Kinde dann einer auch hier innen einziehen, wie Du noch keinen erlebt hast, und er wird Dich immer gleich entzücken in allen Jahreszeiten.“

Werner jagte hierauf draußen bei rauhem Nordsturm über das Flachland dahin. Da spürte er's ordentlich, wie sein guter Geist wieder einmal sein Begleiter war. Dennoch ging durch seine Seele die düstere, wehmüthige Frage: „Hat wohl auch meine eigene Mutter in mein Laufkleid voreinst ihren Segen mit hineingearbeitet?“

Und endlich war auch jener doppelte Frühling draußen

und drinnen gekommen und gar noch in Gestalt eines heiß-
ersehnten Jungen, der nach ziemlich schweren Qualen der
Mutter auf seinem künftigen Stammsitze das Licht der Welt
begrüßte. Wer möchte die überschwenglich dankbare Freude
Trenen's oder der Großeltern noch besonders geschildert
hören? Aber auch der junge Vater gab ihnen an glücklich
stolzer Befriedigung nichts nach. „Ein Junge ist's, ein
Junge!“ — Mit diesem Freudenrufe hatte er sich so unge-
stüm über Mutter und Kind gestürzt, daß er mit seinen
Küssen den Neugeborenen schier erdrückt hätte.

„O Dank, herzinnigsten Dank dafür, Du Engelsweib!“
rief er aus innerster Seele. „Wie will ich Dir alle ausge-
standenen Schmerzen vergelten! Denn warte nur, nun
werd' ich ein ganz anderer Mensch! Nun haben wir ja
unser Kind und ich weiß, für wen ich arbeiten soll. Ja,
Alles, Alles wird nun anders werden!“

„Geb' es Gott!“ schluchzte Irene und umschloß ihn
und ihr Kind in gleich dankbarer Liebe.

Mit demselben Ausbruche stürmischer Freude rief Werner
dann auch noch den Direktor und seine andern Beamten
mitsammt dem Schloßgesind in die Stube der Wöchnerin
und triumphirend hielt er ihnen den Kronprinzen seines
Hauses entgegen, damit sie diesem ohne Verzug die schuldige
Huldigung darbringen sollten. —

Zwei Wochen darauf fand durch den treuen Hausfreund,
Pastor Krüger, die Taufe des Kleinen statt und zwar auf
den Namen des Großvaters „Wolf Emmerich“, den leider
seine Sicht verhinderte, den Enkel persönlich über den Tauf-
stein zu heben. Das Tauffest wurde glänzend gefeiert. Die
ganze Nachbarschaft war dazu eingeladen und auch Alle
waren zu ihren Glückwünschen gekommen, schon um der

jungen Mutter willen. Im großen Rittersaale ging's bei der Festtafel hoch her. Und als eben der immer gleich froh gestimmte Herr von Bulzen auf den jungen Wolf einen launigen Trinkspruch ausbrachte, da fielen die alten Schloßkanonen von der Terrasse in den Jubelruf donnernd ein.

Die Wöchnerin saß in ihrer Stube mit ineinander gelegten Händen im Lehnstuhl. Mutter Klinger hatte neben ihr Platz genommen und betrachtete voll andächtiger Freude den Enkel und die Tochter, deren Augen, durch lichte Thränen verklärt, sie anblickten. Bei den Schüssen fuhren Beide erschrocken zusammen. Dann erhob sich Irene, nahm den Schleier vom Wiegenbett und neigte ihr noch etwas bleiches Gesicht herab zum Segenskusse des kleinen Gefeierten. Im Rittersaale war es wieder stiller geworden, da schlich auch Werner herein, um sich nach Mutter und Sohn umzusehen. In langer Umarmung hielten sich Beide umfangen, aber sie sprachen kein Wort dabei, denn ihr gemeinsames, übergroßes Glück konnte keines dafür finden.





Sechstes Kapitel.

Es klingt seltsam und doch ist es eine uralte Erfahrung: das gleichmäßig stille Glück am ersten Kinde will von dem jungen Vater erst gelernt sein, von dem einen leichter, vom andern schwerer. Die Mutter dagegen, die diesen Hausfegen schon viele Monate zuvor mit gar mancherlei Beschwerden unter dem Herzen getragen und ihn dann nach oft unfäglichen Qualen dem Manne geschenkt hat, sie ist schon lange vor des Kindes Geburt in die Meisterschaft der Geduld eingeweiht worden: dann auch an der Wiege alle Mühen und Sorgen als Opfergabe für ihr Glück darzubringen, ohne sich deshalb die Freude daran oder den Dank dafür verkümmern zu lassen.

Der junge Papa Werner von Goos bestätigte diesen alten Satz jetzt aufs Neue und noch viel stärker, als viele seiner Kollegen.

Auch er konnte seinen Jungen Herzen, wie nur der zärtlichste Vater, ihn trotz der sorglichsten Mutter hätschelnd umhertragen und sich schwärmerisch selbstgefällig in dessen große dunkle Augen versenken, wie in einen Zauberspiegel, daraus ihm sein Ebenbild entgegenstrahlte. Sag der kleine

Wolf im Schooße der Mutter, so überkam auch sein Vaterherz die ganze zartfühlende Poesie dieses ewig schönen menschlichen Doppelbildes; bettete sie das Kind zum Schlafen nieder und sang sie es ein, so war er mehr als einmal versucht, noch nie dagewesene Wiegenweisen zugleich zu dichten und zu componiren. Sie stiegen aber aus dem ätherischen Reiche der Inspiration ebensowenig verkörpert zur Erde hernieder, wie einst die Sturmlieder der Liebe, die dieses Kindes Mutter hätten besingen sollen. Und als dann später das große Ereigniß des ersten Lächelns und das noch größere des ersten Lallens von „Mama“ und „Papa“ im Hause gefeiert wurde, da gab der Vater an kindlicher Rührung darüber jener der Mutter nichts nach, und er verzieh es sogar, daß den unbeholfenen kleinen Lippen das zweimalige M früher geläufig war, als das zweimalige P, obwohl ihm doch selber, als Herr des Hauses, die umgekehrte Priorität gebührt haben würde. In all' diesen Momenten von Werner's Vaterglück trug er dann seine poetischen Anwandlungen auch auf die Mutter des Kindes über. Er war ihr darum dankbar, daß sie der schmerzgeweihte Schacht gewesen, aus dem dieser Hauschatz zum Lichte der Welt gekommen, und sein lächelndes Kind erschien ihm dann als der holdste Offenbarer des Glaubens an ihre unzertrennliche leibliche, wie seelische Gemeinsamkeit.

Von allen Lebensgenüssen immer nur die süßen Tropfen hinwegnippen, bei jedem etwas herberen jedoch sogleich den Mund verziehen, das blieb auch jetzt in Werner's Vaterfreude die gleiche Signatur. Auf alle solche Zwischenfälle war indessen Irene schon von vornherein gefaßt. Wenn drum auch der junge Vater mitunter unwillig ward über die gar zu lärmvollen Lungenübungen des kleinen Welt-

bürgers, so begnügte sich die Mutter erst damit, ihn mit seiner Mannesstärke, gegenüber ihrem eigenen schwachen Geschlecht, etwas zu necken, bis seine Unmuthsausbrüche ihm selber zuletzt komisch erscheinen mußten. Wollte diese weibliche Klugheit mitunter nicht mehr recht wirken, so verlegte sie sich auf liebevolle Bitten und Ermahnungen zur Geduld. Endlich, als auch dieses Mittel nicht mehr ausreichen wollte, schlug sie ihm vor, das bisher an ihr gemeinsames Schlafgemach angrenzende Kinderzimmer in einen entfernteren Schloßraum zu verlegen. Sie stillte jedoch den Knaben selber und war darum auch an dessen nächste Nähe gefesselt. Er aber wollte sich wieder nicht soweit von ihr entfernen und mußte sich deßhalb auch, wohl oder übel, in seine Lage fügen. So kam es denn mitunter vor, daß er sich, namentlich in nächtlichen Stunden, trotz aller Poesie seiner Vaterschaft, wieder nach der kinderlosen, aber ruhreichen Zeit seines Hauses, wie in ein verlorneß Paradies zurückkehnte, und in besonders übler Stimmung sprach er dies auch vor Irene, mehr als einmal, unverblümt aus.

Diese gehörte aber nicht zu jenen gar zu empfindsamen Frauen, die jedes erregte Wort des Mannes gleich auf die Goldwage legen. Sie erkannte es vielmehr als ein normales Vorrecht der Natur, daß eben von jeher die Liebe der Mutter die auch des besten Vaters an Opferfreudigkeit für das Kind noch überbiete. Außerdem war sie für Werner's Befriedigung viel zu klug besorgt, um, gleich mancher allzu zärtlichen Mama, über ihren Pflichten für das Kind die andern gegen den Mann zu vernachlässigen, und die Summe all' ihrer Sorgfalt auf die einzige Kinderstube zu übertragen. In verständiger Eintheilung ihrer Zeit strebte sie Tag für Tag nach Erreichung der Kunst: dem Manne sich als Frau

und dem Kinde sich als Mutter hinzugeben, wie jedes von den Beiden es von ihrer Liebe zu verlangen berechtigt war. Nach wie vor begleitete sie Werner auf seinen Spaziergängen so weit und so lange, als die Sehnsucht des Säuglings nach der Mutterbrust es nur aushalten konnte. Am Abend sang und las sie ihrem Manne vor, und wäre ihr das Unmögliche möglich zu machen gewesen, so hätte sie gewiß alle Störungen der Tag- und Nachtruhe gern auf sich allein genommen. Die Mutter eines unbehüllichen, schutzbedürftigen Kindes blieb sie jedoch trotz alledem und konnte drum auch Werner's, jeden Augenblick wechselnden Wünschen nicht mehr so, wie früher, vollauf genügen. Nun waren eben zwei Mittelpunkte für ihre Liebe und Sorge in's Haus gekommen und von Monat zu Monat konnte der Mann es weniger ertragen, daß er nicht mehr der einzige darin war. Daß auch er selber für den Genuß seiner Vaterfreuden alltäglich, und noch mehr allnächtlich, das Opfer viel geringerer Geduld, als die Mutter, darzubringen hatte: in diesem Gedanken konnte er sich immer weniger zurechtfinden. Das Mysterium der ehelichen Gemeinsamkeit in Freud und Leid ward vor seinen Augen stets dichter wieder von dem Schleier überzogen, der in den ersten Monaten seines Vaterglückes für alle Zeit davon herabgesunken schien.

Warum hatte sich dies Alles wieder zum Schlimmeren gewendet? Für Irene war es kein räthselhaftes Geheimniß mehr. Weil, wie sie sich immer banger gestehen mußte, auch der andere Glaubenssatz des menschlichen Glückes: daß dessen allein ausdauernder Grundstein die Pflichterfüllung sei, bei Werner, trotz aller früheren Gelöbniße, wieder völlig in Vergessenheit gerathen war. Wäre er, so sagte sie sich an gar manchem Mittag und Abend, von regelmässi-

ger Arbeit heimgekommen, so hätte gewiß auch der Anblick seines Kindes ihm stets mit neuem Glücke das Herz erwärmt und seine Feierstunden erquickt. So aber, wo meist Langweile und innere Unbefriedigtheit auf Schritt und Tritt ihm nachschlichen, war ihm auch der Werth seines neuen Haus-schatzes immer fraglicher erschienen, und selbst die kleinste Münze der Entfagung hielt er für eine zu große Ausgabe. Kam sodann wieder eine glückliche Stimmung über ihn, so glaubte er im Entzücken über seinen jungen Stammhalter alle Väter der Welt zu übertrumpfen, und auch für die Mutter wußte er dann nicht genug Koseworte.

Als dann aber der kleine Wolf Emmerich einmal vier volle Wochen am Bahnen krank lag, Irene kaum eine Stunde des Tages für Werner übrig hatte und noch dazu oft halbe Nächte an der Wiege durchwachte, da dünkte sich dieser als Herr des Hauses so vernachlässigt und zurückgesetzt, und seine Kopfnerven wurden so gereizt, daß er eines schönen Tages auf und davon fuhr, um in Berlin sich wieder zu erholen. Irene selber ermunthigte ihn noch zu dieser, wie sie meinte, so nothwendigen Zerstreuung. Sie hatte sich ja nun schon längst wieder daran gewöhnt, allen träumerischen Hoffnungen auf den gründlichen Wandel seines Wesens zu entsagen. Jeden Vorwurf aber hielt sie fern von ihm durch den Glauben: er könne nun einmal nicht anders, und sein Herz sei dennoch so gut und liebevoll gegen sie, daß sie niemals daran irre werden dürfte.

Hätte sie es freilich dann mit angesehen, mit welcher Behaglichkeit er sich's des Morgens in einer feinen Wein-stube, des Abends im Opernhause und noch bis tief in die Nacht hinein im adeligen Klub wohl sein ließ: ihr wäre wohl daheim am Krankenbette des Kindes das Herz noch

viel schwerer geworden. Sie glaubte jedoch ihren Mann als treuen Sohn zumeist beim alten Vater, und gönnte den Beiden gleich gern jede, dort in gemeinsamer Liebe verbrachte Stunde.

So fühlte sie sich denn auch hochbeglückt, als er zu dem unterdessen wieder genesenen Kinde nach einigen Tagen heimgekehrt war. Seine Liebe zu diesem und ihr schlug auch wieder plötzlich in so hellen Flammen auf, daß sie seine Abwesenheit nachträglich segnete. Voll dankbaren Entzückens lag sie in seinen Armen, und schwelgte mit ihm gemeinsam in bewunderndem Lieblosen ihres Jungen. Der alte Liebeszauber in Werner's Augen wirkte eben noch immer ungebroschen in ihr fort, und ein einziger Tag vollen Glückes entschädigte sie wieder für alle anderen voll karger Gegenliebe.

Schon ein Jahr nach dem Erstgeborenen war dann das zweite Söhnchen zur Welt gekommen, aber nach nur wenigen Tagen wieder zum Reiche der Engel heimgeflogen, um die Mutter als schwerkranke Wöchnerin auf Erden zurückzulassen. Da geschah es einmal wieder, als ob die unschuldige Seele dieses heimgegangenen Kindes noch viele Wochen lang den Geist des Vaters reinigend umschwebte. Die Furcht, er könnte seine Frau verlieren, wirkte auf sein Herz, wie ein Feuer, das alle Schlacken darin wegzuschmelzen schien, und es umlohte noch dazu ihr theures Frauenhaupt wie eine geweihte Flamme, deren Glanz ihm alle hohen Vorzüge Trenen's erst recht zu verehrender Anschauung brachte. Außer ihrem Krankenzimmer war die übrige Welt für ihn nicht mehr vorhanden. Vier Wochen lang saß er den ganzen Tag und manche Nachtstunde an ihrem Bett, und als er sie endlich als gerettet in seine Arme schließen

durfte, da stimmte er einen Lob- und Dankhymnus an, wie in solcher Vollendung nie zuvor seine tändelnde Phantasie einen zu komponiren verstanden hätte.

Im Frühommer war Irene's Leben ihrem Mann auf's Neue geschenkt worden, und noch bis zum Herbst und Winter hatte die glückliche Stimmung darüber in ihm fortgedauert. Als die Waldvögel das Singen schon längst eingestellt, getraute sich Irene, das ihrige wieder aufzunehmen und Werner wunderte sich darüber, wie wenig ihre Stimme trotz aller Krankheit an Wohlklang verloren hatte. Auch ihr Gesicht war allmählig wieder aufgeblüht, und der kleine Wolf bildete jetzt den immer gleich reizvollen Mittelpunkt ihres wechselreichen Elternglückes. Sogar die behagliche Ruhe des Landlebens kam in Werner's Gemüth bei solch' trauter Häuslichkeit wieder einmal zu ihrem vollen Recht. Und nun vollbrachte sich in Werner sogar das Wunder, auf dessen Eintritt Irene schon längst still entsagt hatte: ihm kam auf einmal wieder die Lust zur Arbeit. Zu wirklicher, ernster, den ganzen Mann ausfüllender Arbeit? Nun, das wohl nicht! Es wäre wohl auch zu viel verlangt gewesen von ihm, der jede Thätigkeit von Kindesbeinen an nur als vorübergehende Tändelei betrieben hatte. Immerhin war es aber doch eine Beschäftigung, wenn auch eine recht unfruchtbare, und nur aus Liebhaberei. Doch auch schon mit dieser gab sich Irene zufrieden, deren Hoffnungen und Ansprüche von Jahr zu Jahr bescheidener geworden.

So ließ Werner denn jetzt in einem Jahre zu den alten Parkanlagen noch neue, ganz unnütze, herstellen, und im andern in plötzlich aufwallendem Enthusiasmus für Blumenzucht ein neues, kostspieliges Treibhaus bauen, das alle anderen der ganzen Nachbarschaft in den Schatten stellen

sollte. Er selber glaubte, jetzt schon über Gebühr thätig zu sein, und doch blieb er, nach wie vor, auf seinem eigenen Heim ein gleichgültiger Fremdling. Es war nur gut, daß wenigstens der stets gleich treue Direktor Burkhardt die ganze Verwaltung noch immer so gewissenhaft in der Hand hielt und sie auch stets so einträglich zu erhalten sich bemühte, als wäre der Besitz seines Herrn sein eigener gewesen. Dabei machte Werner immer erstaunlichere Fortschritte in der Virtuosität aller Nichtsthuer: niemals genug Zeit zu haben, denn schon seine stets peinlich sorgsame Toilette kostete ihm alltäglich mehrere Stunden, und als Gegenfuß eines Frühaufstehers kam er gewöhnlich erst gegen Mittag damit zu Ende. Zur Abwechslung schwärmte er dann im dritten Jahr auf einmal für eine, von ihm zu betreibende Pferdezucht im größten Stil, wozu er schon als flotter Reiter und Reservelieutenant der Dragoner sich als ganz besonders befähigt erachtete. Alle erdenklichen hippologischen Fachwerke schaffte er sich an, durchblätterte sie mehr, als er sie studierte, und besichtigte mit höherem Kennerblick alle größeren Gestüte der Provinz. Diese, von denen das staatliche eines europäischen Rufes genoß, wären nun gewiß lange genug belehrend gewesen für seine neuen dilettantischen Gelüste. Dem Goofer Gutsherr jedoch mit seiner ganz abnormen Genialität konnten diese heimischen Vorbilder für seine hochtrabenden Pläne natürlich nicht genügen. Nur die allererste hippologische Schule von England vermochte ihm zum höchsten Gipfel des Erreichbaren den Weg zu zeigen, damit er auch in dieser Richtung alle seine Nachbarn zu überbieten vermöchte. Direktor Burkhardt schüttelte zwar hinterher bedenklich den Kopf, nachdem er seinem jungen Herrn das sehr ansehnliche Reisegeld aus-

bezahlt hatte. Zum Glücke konnten jedoch die Gutseinkünfte dieses ertragen, und seine abmahrende Widerrede hätte ja doch nichts genügt.

Trene selber, die bald wieder Mutterfreuden erwartete, war schon damit zufrieden, daß jetzt auch ein mehr praktisches Interesse ihren Mann beschäftigte, und ruhigen Herzens ließ sie ihn von dannen ziehen, in der bestimmten Zuversicht auf sein Versprechen, daß er rechtzeitig noch vor ihrer schweren Stunde wieder heimkehren würde. Sie freute sich an ihrem, nun bald dreijährigen, prächtigen Jungen und entschädigte sich für Werner's Abwesenheit durch dessen Briefe und Reiseberichte. Auf jedem Blatt trat ihr dann wieder sein phantasiereicher, begabter Geist entgegen, und jeder Briefbote wurde wie ein guter Freund begrüßt, der aus der Fremde der einsam harrenden Mutter neues Labfal heimbrachte.

Aber der kritische Zeitpunkt kam stets näher heran und brachte den stets heißer Ersehnten noch immer nicht zurück. Sein letztes, ganz kurzes Schreiben datirte zu Trenen's höchster Ueberraschung von Paris, das er, nach seinem Vorgeben, auf der Heimreise hatte nothwendig berühren müssen, weil sein dort erkrankter Vetter Herbert, bei dem er einst so viel Freundschaft genossen, dringend nach ihm verlangte.

Die erste wirkliche und schwere Lüge seines Lebens! — Wie ein plumper, schwarzer Meilenstein stand sie für alle Zeit an seinem Lebenswege.

Bei Werner's endlicher Heimkehr lag schon zwei Tage lang sein erstes Töchterlein in der Wiege. Trene freilich hatte es anfangs noch viel mehr, als alle leiblichen Qualen, geschmerzt, daß der Vater des neuen Kindes ihr dabei nicht hilfreich zur Seite gestanden. Fast zu stüchtigem Groll gegen

ihn war sie gereizt worden. Dann aber beruhigte sie sich wieder mit dem Gedanken: er mußte ja seinem kranken Vetter, der einst in Paris sich seiner so liebevoll angenommen, nun auch in dessen Krankheit brüderlich beistehen und konnte deshalb auch nicht früher zurückkehren. Und kam denn auch die Zeit ihrer Entbindung nicht früher heran, als sie berechnet hatte? Und dann, da er endlich leibhaftig vor ihr stand, o dann nur ihn sehen, ihn hören und umarmen! Diese Augen, diese Stimme, diese Küsse! Aller Schmerz an seinem Herzen war vergessen, und nur der Jubel des Wiedersehens durchbebte noch ihre Seele!

Zum Wiegenbette sich herausbeugend, zog sie jetzt den Schleier von dem schlafenden Töchterlein hinweg und mit glücklichstem Lächeln plauderte sie weiter: „O sieh' nur, lieber Werner, wie gut es der Himmel diesmal mit mir gemeint hat! Blonde Haare, ganz so, wie die meinigen, und blaue Augen, mit denen Dich die Kleine beim Erwachen begrüßen wird. Drum nicht wahr: hab' ich mich einst von Herzen gestreut, daß unser Wolf dein eigenes Ebenbild ist, so wünschst nun auch Du, daß sein Schwesterchen nach mir gerathen möge. Wir sollen ja in unseren Kindern auch leiblich fortleben, und so wirst Du, wenn ich vielleicht nicht mehr bei Dir bin, mich doch in diesem Töchterlein noch immer behalten!“

Aber seltsam in sich verloren stand Werner vor der Wiege und vergaß es ganz, sich zum ersten Vaterkuß auf den Mund der Kleinen herabzubeugen, so daß Irene ihn erst mahnen mußte: „Aber so küsse doch nun auch unser Kind! Was thut's denn, wenn's darüber erwacht? Dann wirst Du ja auch seine Augen zu sehen bekommen!“

Er entsprach wohl Irenen's Bitte, aber ganz anders

jetzt bei diesem Mädchen, als damals, da er seinen ersten Knaben im Freudentausche fast erdrückt hatte. Schon, wie er auf dem Bahnhof abgeholt wurde, hatte er bei der Nachricht des Kutschers die Stirn gerunzelt. Ein Mädchen! — Was verlangte sein Herz denn auch danach? Nur ein nochmaliger Junge hätte zur Noth ihn gefreut, wenn Wolf denn durchaus noch einen Bruder haben sollte.

War's denn aber nicht noch etwas Anderes, das beim Anblick von Mutter und Kind sein Auge jetzt so verdüsterte? Ob er vielleicht bei seinem diesmaligen Aufenthalt in Paris wieder durch einen bösen Zufall in ein gleiches Gesicht gestarrt, wie einst auf der Hochzeitsreise? Oder war er durch seinen alten bösen Geist dort auf seine alten Irrwege verlockt worden? Ward ihm vielleicht nur deshalb das Küssen seines unschuldigen Kindes so schwer, und that ihm Trenen's Mutterblick so weh? — Ja, erst in dieser Wöchnerstube vernahm er in heimlich durchzitterter Seele so recht deutlich die Pariser Sterbeglocke, bei deren traurigem Klang seine eheliche Treue dort zu Grabe getragen worden war. . . .

Auch später dünkte seinem Vaterherzen die kleine Dora fast wie ein Stiefkind, und er schien für sie darin neben Wolf keinen rechten Platz mehr zu haben. So kam es mit der Zeit ganz von selber, daß die Mutter ihr Töchterlein für die Kargheit ihrer väterlichen Liebe durch den um so größeren Reichthum ihrer eigenen zu entschädigen suchte. Auch die kleine Dora schmiegte sich ahnungslos, weshalb, von jeher mit besonderer Zärtlichkeit an ihr mütterliches Ebenbild, während eine dunkle Scheu vor dem Vater mit ihrer Kindheit heranwuchs.

Gleich instinktiv fühlte der kluge, und im Gegensatz zu seiner lenthamen Schwester sehr willensstarke Knabe schon

frühzeitig heraus, daß er für all' seine Wünsche und Unarten vielmehr beim Vater, als bei der Mutter, Schutz und Gewährung fände. Ihrem bang vorausschauenden Blicke schien sich der kleine Wolf, je älter er ward, desto bedenklicher auch zu Werner's geistigem Ebenbild ausreifen zu wollen. Ließ sie ihr Auge dann wieder rückwärts schweifen, so war ihr ebenso klar die Erkenntniß aufgedämmert, daß die frühere, ganz verfehlte Erziehung Werner's wohl eine Hauptschuld mittrüge an der späteren Zerfahrenheit und Verdunklung all' seiner, sonst so glänzenden Gemüths- und Geisteseseigenschaften. Einzelne zarte Andeutungen des, in dieser Richtung sehr vorsichtigen Pastors Krüger bestärkten sie noch in diesem Glauben. Wäre ihr jedoch der geringste Zweifel daran übrig geblieben, so hätte ihr eigener Schwiegervater ihr auch diesen noch hinweggenommen. War doch dieser, gegen seinen Sohn einst so grenzenlos schwache Mann beim allerletzten Besuche von Werner und Irene, bei dem sie den damals schon neunjährigen Knaben mitgebracht, ganz außer sich gekommen über die launenhafte Unbotmäßigkeit seines Enkels, und noch mehr über die fast frivole Art, wie dessen Vater sie beschönigend gehen ließ!

Der alte, todtkranke Mann saß mit Irene dann allein, richtete sich in seinem Bette vor ihr auf, erfaßte mit zitternden Händen die ihrige und beschwor sie als Mutter: jetzt, wo es noch Zeit sei, energisch einzugreifen. Ja, wie ein heiliges Vermächtniß legte er ihr die reuebeseelte Mahnung an's Herz, daß sie an seinem Enkel gutmachen sollte, was er und seine selige Frau voreinst am Sohne so schwachherzig gefehlt hatten. Und hoch und heilig gelobte sie dem Sterbenden, sein letztes Mahnwort mit all' ihren Kräften zu erfüllen.

Ohne jede klare Einsicht, ohne gleichmäßigen Willen

und ruhige Beharrlichkeit hatte sich Werner von jeher der Erziehung Wolf's nur nach seiner jeweiligen Laune hingegeben. Am einen Tag, wenn er selber gerade gut aufgelegt war, konnte er sich über Trotz und Unfleiß seines Jungen wahrhaft belustigen und er brüstete sich dann vor Irene mit der Prophezeiung, daß Wolf gerade deshalb sich einst zum ganzen Mann nach seiner eigenen Vaterart auswachsen würde. War Werner aber übel gestimmt, dann strafte er in jähzornigem Uebereifer auch schon die kleinste Unart des Knaben so tyrannisch, daß sich Irene zu dessen Schützerin vor dem eigenen Vater aufwerfen mußte. Dabei war Wolf's Hofmeister zwar ein guter Lehrer, aber ein herzlich schlechter Pädagog, der nach Absolvirung seiner Unterrichtsstunden sich sein Honorar schon völlig abverdient zu haben glaubte. So ward der Knabe vom Vater über die Maßen bald verwöhnt, bald geängstigt, und unstät, wie unsicher, schwankte sein junges Herz einher zwischen denen seiner Eltern. Von Monat zu Monat wuchs deshalb die Gefahr für ihn und seinethalb auch der Widerstreit zwischen Mann und Frau. Was half es dieser denn auch viel, daß sie als Mutter zur vernünftigen Erziehung die volle Einsicht, Ruhe und Festigkeit besaß, da ihr doch auch die gleich große Pflicht oblag, den ehelichen Frieden ängstlich zu bewahren? Erst versuchte sie's durch liebevolle Bitten und Vorstellungen, Werner's Mitwirkung sich zu erschmeicheln. Wenn aber auch dieses nichts mehr half, schreckte sie selbst vor der Heraufbeschwörung einer heftigen Jähzornscene nicht zurück, um durch ihre ganze sittliche Kraft jede schädliche Einwirkung des Vaters von der Erziehung des Sohnes fern zu halten. Und die einst so schüchterne Frau war jetzt oft in der willensstarken Mutter nicht mehr zu erkennen.

Wolf war nun schon zehn Jahre alt geworden, und Werner weilte wieder einmal in Berlin, das er in den letzten Jahren immer häufiger und länger besucht hatte. Bald war es eine Oper, bald ein Concert, das ihn hingezogen. Niemals mehr aber nahm er Irene dahin mit. Sie beklagte sich auch nie darüber und gönnte ihm immer gleich gern diese Zerstreuung. Bald gab die persönliche Abwicklung eines finanziellen Geschäftes dazu den Vorwand ab. Die daheim geliebene Frau ließ auch diesen immer gelten, denn sie war zu vertrauensvoll und innerlich vornehm, um ihren Mann deshalb argwöhnisch genauer auskundschaften zu wollen. Auch der Besuch des immer mehr kränkelnden Vaters war früher manchmal der angebliche Reisezweck gewesen. Nun lag dieser aber schon ein halbes Jahr im Grab, und Werner blieb schon wieder seit einer Woche seinem Hause fern, um, wie er vorgab, das Gastspiel eines berühmten Tenoristen möglichst gründlich mitzugenießen.

In diesen einsamen Spätherbsttagen vertiefte sich Irene bekümmert, als je noch zuvor, in das psychologische Studium ihres Sohnes, und noch viel stärker trat ihr jetzt das Wirrsal von guten und bösen Elementen in dessen Wesen entgegen. Alle fruchtlosen Auftritte feinetwegen zwischen ihr und Werner tauchten gleich mahnenden Geistern wieder wehmüthig aus ihrer Erinnerung auf. Doch, wie sie auch auf Hülfe sann — durch alle ihre Gedanken klang immer der unerbittliche Ruf: „Der Knabe muß fort in die Fremde, denn hier geht er zu Grunde!“ — Hatte sie sich dann an die Hartherzigkeit dieses Entschlusses etwas gewöhnt und war sie als selbstlose Mutter zu dessen Ausführung bereit — sogleich wieder erschreckte sie der andere Ruf: „Aber Wolf's Vater? Nie und nimmer wird er's zugeben!“ —

„Und doch, er muß!“ scholl sogleich die Antwort wieder herauf aus ihrem gequälten Herzen.

So rangen Erkenntniß, Verzagtheit und Pflichtgebot in der Brust dieser geängstigten Mutter, bis das letzte der ersteren zum Siege verhalf und die zweite sich überwunden bei Seite schlich. Und eine andächtige, ernste Ruhe war in der Seele Treenen's eingekehrt, gleich der Stimmung einer, zum ersten Mal kampfbereiten Heerschaar auf der Wahlstatt. —

Werner war von Berlin spät Abends heimgekehrt. Man hätte jedoch viel eher denken können: er habe während dieser Woche in der Hauptstadt eine Krankheit überstanden, als sich am goldenen Born virtuoser Gesangskunst erquickt: so verstimmt und abgesspannt sah er aus. Hatte er diesen berühmten Tenoristen vielleicht gar nicht singen hören, wie er auch schon früher so manche andere Oper gar nicht besucht, von deren Genuß er doch daheim so entzückt zu erzählen gewußt?

O ja, diesmal saß er wohl an jedem Abend im Theater, nur nicht immer in der Oper. Schon in Paris hatte er ja den pikanten Reiz auch von Operette und Ballet hinlänglich schätzen gelernt, und das alte französische Sprichwort: „On revient toujours à ses premiers amours“ fand auch an Werner in Berlin seine Bestätigung. Warum sollte er's denn nun auch anders machen, wie so manch' anderer, höchst sittsamer Ehemann? — Aber nach dem Theater, welches weitere Amüsement betrieb er dann? Spielte er vielleicht im adeligen Klub mit ebenso wahnwitziger Geldgier, wie viele andere seiner Standesgenossen, die oft in wenigen Stunden sich am grünen Tisch ruinirten sammt Weib und Kind? — Nein, nur ein einziges Mal hatte er

dort sein Glück versucht. Durch die paar Louisdor's, die er dort sitzen gelassen, war er aber so gründlich gewitzigt worden, daß er von nun an nur mit moralischem Hohnlächeln auf die waghalsigen Spieler niedersah. Nein, trotz all seiner anderen Schwächen und Fehler, so kindisch thöricht war er denn doch nicht, um auf solch' launisches Glückspiel gerade jenes Gut zu setzen, dessen sein genußsüchtiger Egoismus am allernothwendigsten bedurfte. Fremdes Geld brauchte er bei seinem Reichthum nicht, aber sein eigenes wollte er auch für sich behalten. Und wie oft hatte er dann vor Irene daheim groß gethan mit seiner sittlichen Stärke gegenüber diesem einen goldgleisenden Versucher! Aber gegenüber dem andern von Fleisch und Blut? — War er bei dessen, finanziell minder gewagten Verlockung auch immer der gleiche, tugendfeste Held geblieben? . . .

„Eheliche Treue! Pah, man muß nur nicht auch gar zu viel, gar zu Uebermenschliches von einem so heißblütigen, phantasiereichen Mann meinesgleichen verlangen! So lange meine Frau davon nichts zu hören bekommt, braucht sie sich deshalb auch nicht abzuhärmen. Was kann's ihrem ehelichen Glück drum auch schaden, wenn mitunter der rein sinnliche Theil meiner Natur auch für die und jene schon vorher entartete Priesterin Terpsichore's oder Melpomene's mit abfällt? Hymen's Heiligthum wird dadurch ja dennoch nicht entweiht, so lange nur die Flamme höherer, geistiger Liebe darauf lodert zum ausschließlichen Kultus für die eigene Frau.“ —

So hatte sich der Gutsherr von Goos schon seit mehreren Jahren seine eheliche Moral sophistisch zurecht gelegt, bevor er noch Irenen's leibliches Verblühen abgewartet. Der frühere Rosenduft ihrer Wangen war zwar

schon etwas abgestreift und auch der Goldklang ihrer Stimme dumpfer geworden. Doch seelenvoller Liebreiz lag noch immer auf ihrem Gesichte, wenn ihn der Blick der Liebe nur gewahren wollte. Und auch ihr Gesang genügte noch lange für den Hausgenuß, nur mußte das Ohr eines liebreichen Mannes ihn anhören. Trug er denn aber nicht selber eine große Schuld daran, daß sich Irene's Schönheit nicht noch länger erhalten hatte? Friedensreiches Glück thut ja so viel für das Aeußere der Frau, heimlicher Gram aber nagt nicht nur an ihrem Innern.

Jene sophistische eheliche Moral hatte Werner bisher von jedem Berliner Ausflug als skrupelfreien Ehemann wieder heimgeleitet, diesmal jedoch ließ sie ihn gründlich im Stiche. Statt ihrer saßen Ueberfättigung, Scham und Reue im Wagen mit ihm, um sich für einige Zeit auf Schloß Goos häuslich niederzulassen. Wie hätte drum Irene seine diesmal ungewöhnlich zärtlichen Liebkosungen, zu denen ihn sein Gewissen heimlich gedrängt, von den andern unterscheiden sollen, die einst nur dem freien Antrieb der Liebe ihre Anregung verdankten? —

Drum war ihr's nun auch doppelt schwer, gerade jetzt in seine liebevolle Hingebung mit ihrer ernstesten Bitte hineinzuplagen. Und doch, wie sie sich auch innerlich dagegen sträubte, immer wieder drängte sie das unabweisliche Pflichtgebot: nein, nein, so hart Dich's auch ankommt, nur jetzt nicht länger gezauert und gefürchtet! Jetzt mußt Du reden für das Wohl deines Kindes! Jetzt, oder nie! —

Das gemeinschaftliche Abendessen war eben vorüber und die Kinder lagen schon im Schlafe. Die Mutter hatte soeben vom kleinen Wolf und dessen Benehmen während des Vaters Abwesenheit, wie im Vorübergehen, geredet. Da

nahm sie nach langem Sinnen und Ringen auf einmal ihr ganzes Herz zusammen und sie begann:

„Werner, Du weißt nun schon längst zur Genüge, wie treu und selbstlos ich Dich liebe, wie sorglich ich Dir dein Haus verwalte, und wie ich Dir jedes Vergnügen außerhalb desselben gönne.“

Ihre gepreßte Stimme hielt inne.

„Herrgott, sie weiß Alles!“ Wie ein jäher Dolchstoß fuhr dieser Gedanke durch sein schuldbewußtes Mannesherz, und, gleich einem schon Verurtheilten, starrte er vor sich hin.

Sie aber hielt es für verhaltenen Unmuth und erst langsam getraute sie sich fortzufahren: „Und auch unseren Kindern glaub' ich immer eine gute Mutter gewesen zu sein. Hatt' ich aber auch manchmal wegen unseres Wolf mit Dir streiten und Dich aufregen müssen, so that ich es doch immer nur aus pflichtschuldiger Mutterliebe. Jetzt aber, Werner, muß es zwischen uns zum Austrag kommen! Jetzt endlich muß ich Dir sagen, was so centnerschwer mir das Herz bedrückt!“

Und wieder versagte ihr der Muth zu der gefährlichen Bitte.

Er aber fuhr plötzlich ungestüm auf, starrte sie mit seinen großen, jetzt ganz gläsernen Augen an und stieß hervor: „Was folterst Du mich lange? Heraus denn damit! Ich weiß ja doch schon, was Du mir sagen willst. Doch, bei meiner Mannesehre“, setzte er zugleich etwas ruhiger hinzu, um jede weitere Anklage von sich fern zu halten, „was Du von mir begehrt, versprech' ich Dir auch zu erfüllen.“

„Wirklich, Werner, wirklich?“ rief die auch jetzt noch Arglose in hellster Freude. „Du erräthst schon, um

was ich Dich bitten will, und versprichst mir's auch schon? O, über alle Maßen dank' ich Dir dafür! Und nicht-wahr, Du siehst es nun wohl selber ein, daß ich damit schon früher Recht gehabt? — Unser Wolf muß aus dem Hause!“

„Wolf, aus dem Hause müssen, nichts weiter?“ dachte er, wie erlöst, und ihm war jetzt zu Muthe, wie einem, gegen alle Erwartung freigesprochenen Verbrecher.

Raum aber hatte er sich ein wenig gesammelt und seine nun ganz unbedenkliche Lage klar überschaut, da hielt er's auch schon wieder für gut, seine väterliche Autorität nicht gar zu schnell preiszugeben und er stotterte hervor: „Was, mein Junge muß aus dem Hause? Muß? Ich, der Herr im Hause, kenne kein Muß!“

„Aber ich, Werner, kenne meine mütterliche Pflicht, die Du als Vater mißachtetest! Laß mich unseren Wolf aus dem Hause geben! Denn es thut mit ihm daheim nicht mehr gut. Und hast Du mir's nicht schon vorhin versprochen bei deinem Manneswort?“

Sie sah ihn dabei so herzdurchdringend an, daß er sich jetzt erst seines vorigen Mißverständnisses wieder klar bewußt ward. Und durfte er dieses ihr denn jetzt aufklären zu seiner eigenen Schmach? Auch jede andere lügnerische Ausflucht ließ ihn bei dieser Verwirrung im Stich. Ihm fehlte überhaupt zu energischem Widerspruch das gute Gewissen. Sein schlechtes aber fürchtete auch jetzt noch, daß Irene doch schon mehr von ihm wüßte und nur aus Schonung für ihn davon schwiege. Drum, kurz abgemacht und damit Alles abgeschnitten! rieth ihm seine rasch wieder gewonnene Besonnenheit, und seine ganze, sehr zahme Entgegnung lautete nun auch:

„Nun gut, liebe Irene! Alle Gründe für und gegen dein Vorhaben weiß ich so gut, wie Du selber, und Du brauchst sie mir gar nicht mehr umständlich vorzutragen! Ich halte demnach mein Dir gegebenes Wort, und Wolf soll aus dem Hause! — Fertig damit! — Ich will auch darauf verzichten, Dir die ganze Schwere des Opfers, das ich Dir bringe, nun vorzustellen, aber Eines muß ich Dir sagen,“ schloß er jetzt und richtete sich höher vor ihr auf, als sei er der fehlerfreieste aller Ehemänner der Welt: „Du hast jetzt durch meine Gewährung deiner Bitte eine so enorme Schuld bei mir kontrahirt, daß ich mit Sicherheit darauf rechne: Du würdest sie mir mit einer ganz gleichen Summe heimzahlen, wenn ich selber einst deren bedürfen sollte.“

„Daran mußt Du mich erst noch mahnen, Werner?“ fragte sie, zu ihm aufblickend. „Und wenn es Dich schwer ankommt, unseren Sohn aus dem Hause zu lassen, glaubst Du, dies Opfer sei für mich, als Mutter, ein geringeres? Weiß ich doch gar wohl, daß die Luft eines fremden Hauses die des eigenen nur schwer ersetzen kann! Wie's aber leidergottes bei uns daheim einmal steht“ —

„Ich bitte Dich dringend, Irene, kein überflüssiges Wort!“ fiel Werner unruhig ein. „Wir sind einig im Prinzip, daran laß Dir's für heute genügen und morgen wollen wir uns über die praktische Ausführung verständigen. Nun komm, liebes Kind,“ schloß er in erkünstelt zärtlichem Ton und nahm sie, indem er sich erhob, bei der Hand, „es ist höchste Zeit zum Schlafengehen, denn ich bin todmüde!“

„Laß mich nur erst noch nach den Kindern sehen! Ich komme sogleich dann nach,“ sagte noch Irene, die zu gut empfand, daß ihr nun völliges Schweigen dringend geboten war.

Werner schritt hinauf zum gemeinschaftlichen Schlafzimmer, Irene ging noch zu den Betten von Wolf und Dora, um ihnen den gewohnten Nachtkuß zu geben.

„Armer Junge!“ sprach sie dann beim Sohne. „Vergieb mir, was ich heute gethan, denn ich that es für dein zeitliches und ewiges Heil!“ Und zwei große Thränen rannen auf das Kissen, darauf sein blühendes Gesicht im Schlafe gebettet lag.

Zu seiner Schwester sagte sie drauf: „O daß nur Du wenigstens mir bleiben darfst! Du wirst mein Trost sein für den fernen Bruder, und vergieb auch Du mir, daß ich diesen Dir nun bald nehmen muß!“ —

Dieser Kinder Vater jedoch seufzte beim Auskleiden, da er die letzte Erregung und Angst hinausblies, und der Geist der Sinnlichkeit wieder einmal vor seiner innerlichen Dede geflohen war: „Alle Teufel, war das heut Abend ein efliges Dessert! — Ah, ist das ein nichtsnutziges Leben! Hinunter in's Grab mit ihm, daß es darin verfaulen soll! Doch, wenn's nur nicht immer wieder daraus auferstände! — O ich unglückseliger Mann!“ . . .

* * *

Irene hatte, schon bevor sie der Gutheißung Werner's sicher war, mit Pfarrer Krüger die mögliche Ausführung ihres Planes vertraulich besprochen gehabt. Als eine sehr glückliche Fügung traf sich's dabei, daß die eigene Schwester der Frau Pastorin in der Provinzstadt an einen Gymnasialprofessor verheirathet und selbst schon Mutter von drei Kindern war. So durfte Frau von Goos, wenn die Schwestern sich nur irgendwie gleich waren, allen weiteren Sorgen entsagen: ob der kleine Wolf dort leiblich, wie

geistig, gut aufgehoben wäre. Auch Werner war bald mit diesem Plane zufrieden, denn er scheute jede weitere Auseinandersetzung. — Und so lassen wir den kleinen Wolf denn auch ohne genaueres Ausmalen der Abschiedsszene aus dem Hause seiner Eltern getrost in dies andere hinziehen, darin weiterleben und sich weiter entwickeln! Genug sei's, daß wir wissen: der Rath des Predigers hatte sich nach jeder Richtung als ein väterlich kluger durch die That erwiesen. . . .

Und wieder strichen drei Jahre hin auf Schloß Goos, nach außen mit dem trügerischen Anschein von häuslichem Glück, im Innern klang jedoch der seelische Mißton zwischen Werner und Irene fort, bald in wehmüthig stiller Weise, bald in schrillen Dissonanzen, die der armen Frau oft das Herz zerreißen wollten. Dem Widerstreite wegen Wolf's Erziehung war nun freilich der Boden entzogen, aber auch das Seelenleben des Vaters seit der Entfernung des Sohnes nur noch öder und düsterer geworden. Nicht einmal vorübergehend mehr beschäftigte ihn jetzt der Plan neuer Unternehmungen und das einstige Mahnwort des alten Herrn von Klinger: „Müßiggang ist aller Laster Anfang und auch alles Glückes Ende,“ fand an Werner eine stets tragischere Bestätigung.

Wenn ihm nun aber der Sohn fehlte, hatte er denn nicht noch seine Tochter Dora? Doch was galt ihm diese? Schon in der Wiege war sie als sein Stiefkind von ihm begrüßt worden. Und auch heute noch konnte das herzige, blondhaarige Kind den Vater nicht für sich gewinnen. Warum nur nicht? Ein neues, unnatürliches Räthsel in diesem so anormal angelegten Charakter! Dann kamen wieder ganz unvermuthet einige Wochen, in denen Werner's Liebe zu

Trene plötzlich wieder aufsprühte, und selbst seine Zärtlichkeit paradierte dann in glänzenden Feuergarben, um ebenso schnell darauf einem eisigen Dunkel Platz zu machen. Was dann Irene ihm auch Liebes sagte und that: er hatte weder Auge noch Ohr dafür. Sie konnte ihm sein Zimmer noch so sinnig mit Blumen ausschmücken, ihn mit noch so kunstreichen Handarbeiten überraschen oder ein altes Lieblingslied ihm vorsingen: er wußte ihr kaum mehr einen Dank dafür, hatte hingegen unmuthigen Tadel übergenug in Vorrath, wenn sie nach seiner, meist irrigen Meinung, etwas verfäumt oder unrichtig gemacht hatte. Dann wieder glaubte er wunder was für ein hochherziger Mann zu sein, wenn er, sie um Verzeihung bittend, wieder einmal lieb mit ihr war. Oder, kam er von seinen Berliner Ausflügen zurück, so brachte er oft, statt eines reinen Gattenherzens, ihr die kostspieligsten Geschenke mit, nach denen sie doch nie beehrte. Bei ihren Geburtstagen, wie auch zum Christkinde, überhäufte er sie mit dem Theuersten, was er nur aufstreiben konnte, und all' dieser, für sie werthlose Flitter sollte sie dann den Mangel an treuer Liebe im Nu wieder vergessen machen. Ein großes Glück war es nur noch immer, daß sie auch jetzt noch von seinen tiefgeheim gehaltenen Verirrungen nichts ahnte. Ging er dann oft tagelang, wie stumpf- und trübsinnig, im Hause umher, was er stets auf eine Nervenverstimmung schob, da war sie immer bereit, seinen traurigen Seelenzustand, dessen innersten Grund sie nicht erkannte, durch mitleidige Zusprache erleichtern zu helfen.

Sa, Mitleid, immer tieferes Mitleid, war jetzt die treue Genossin von Trene's Dulderliebe geworden. Mitleid mit ihm, daß sein herrlicher Besitz ihm keine befriedigende Arbeitslust erwecken und er sich auf der eigenen Scholle nie

so recht heimisch fühlen konnte; Mitleid, daß er trotz all' seiner behaglichen Häuslichkeit doch kein glücklicher Mann geworden. Mitleid mit ihm, daß der Quell seines so reich begabten Geistes im Sande der Trägheit jämmerlich versiegen und sein, wie sie noch immer wähnte, im Grunde so reines Gemüth bald heftig aufgereggt, bald tief verbüstert werden mußte.

Und dieses Mitleid war auch die stärkste, unverdroffene Helferin ihrer Liebe geworden, damit diese niemals in ihrer Herzenswärme sich mindern, niemals in ihrem vertrauensvollen Hoffen auf bessere Tage nachlassen möchte. Und alle waren ja auch nicht schlecht. Die minder häufigen, heiteren, wurden von ihr dann aber doppelt froh und dankbar genossen und halfen ihr die anderen, düsteren, immer wieder auf's Neue verschmerzen und vergessen. Geh't es denn dem, an einem schmerzhaften chronischen Uebel Leidenden anders? Und darf ein Solcher manchmal nur einen einzigen schmerzfreien Tag erleben: was wissen denn die ganz Gesunden von dieses Kranken wonnigem Dankgefühl, wenn nach trübem, frostigem Himmel wieder heiterer Sonnenschein am kahlen Hoffnungsbaume neues Laubgrün auf ein paar Stunden hervorlockt? Verweht in dessen Duft nicht dann die Erinnerung an die vorausgegangene trostarne Zeit sammt aller Angst von deren Wiederkehr?

Wollte jedoch manchmal eine zu große Zaghaftigkeit oder gar Verwirrung Treenen's Seele bewältigen, dann flatterte diese angstvoll und mühsam zum Himmel empor, wie eine kleine Lerche mit vom Sturm zerzaustem Gefieder, und immer kehrte sie wieder wie ein Schwan mit mächtig ausgebreiteten, schneeweißen Flügeln zur Erde in ihr Haus zurück.

Aber auch das war für Irene's Mutterherz ein sich stets erneuernder Trost, daß sie ihr schweres Opfer für Wolf's Zukunft nicht vergeblich dargebracht hatte. Allen schlimmen väterlichen Einflüssen entrückt, und in dem schlichten, kerndeutschen Professorenhaus in kurzer Zeit wie umgewandelt, war der Knabe wohl äußerlich immer auffallender nach dem Bilde des Vaters aufgeblüht, sein inneres Wesen hingegen Werner's geistiges Gegentheil geworden. Kam dann der frische, fröhliche Junge in die Ferienzeit heim, dann lernte auch Irene wieder ihr altes Lachen, und niemals verdarb sie durch trübselige Miene Wolf's junge Lebenslust. Auch dessen Vater lebte dann neu in ihm auf, wie ein schon halb verdorrter Baum nach einem kräftigen Regen.

So hatte Wolf vom tiefen heimlichen Leid seiner Mutter niemals eine Ahnung bekommen und immer wieder dieselbe ungetrübte Heiterkeit, mit der er heimgekehrt, auch mit fortgenommen.

Auch für Dora war während des brüderlichen Besuches dann die beste Zeit gekommen, und der mädchenhafte Frohsinn, der ihr durch das immer bewußtere Mitempfinden des heimlichen häuslichen Unglückes von Jahr zu Jahr verbittert worden war, kehrte auch in ihrem Herzen dann flüchtig zurück.

Ihre Mutter hatte ihr zwar daheim niemals auch nur die leiseste Klage über den Vater anvertraut und auch jede ihrer vielen heimlichen Thränen vor ihr ebenso geheim gehalten. Wenn sie aber auch mit noch so viel kluger Liebe ihr Herzeleid vor dem Kinde zu verbergen gewußt, und auch manche traurige Scene zwischen ihr und Werner, die nicht sogleich zu verheimlichen war, vor der Tochter entschuldigend und beschönigend: sie hatte ja doch deren stets auf-

merksamer gewordenes Auge nicht ganz verdunkeln, ihr Ohr nicht verschließen können. Zuviel der verdüsternden Eindrücke im Hause waren allmählig in ihrem Herzen aufgenommen worden. Ja, bis in ihre früheste Kindheit herunter reichten diese Schatten des elterlichen Zwiespaltes. Sehen doch Kinderaugen und hören Kinderohren oft viel schärfer, als die Eltern es meinen, und manch' schon längst vergessen geglaubtes rauhes Wort, manch' zorniger Blick des Vaters, so gut, wie alle Liebe und Sanftmuth der duldbenden Mutter, sie blieben in Dora's Erinnerung auch dann noch unauslöschlich haften, als sie schon zur Jungfrau herangeblüht war. Was warme Vaterliebe sei, hatte sie überhaupt niemals recht empfunden; um so schutzbedürftiger flüchtete sie darum von jeher all' ihre Empfindungen und Gedanken an's Herz der Mutter. Zuletzt verfiel das damals fünfzehnjährige Mädchen in eine so bedenkliche Schwermuth, daß Irene nach wochenlangem inneren Kampfe sich nun zum zweiten, für sie noch viel schwereren Opfer aufraffte: auch diese Tochter, ihren einzigen Trost, vor ferneren traurigen Eindrücken zu bewahren. Ihr Vater war mit dem Vorschlage, sie auf einige Jahre einem Institut anzuvertrauen, sogar mit freudiger Hast einverstanden. Er wußte zu gut, warum. —

Und auch diese Jahre gingen für die einsame Mutter vorüber. Aber unter wie viel Leid und Starkmuth, Geduld und Ergebung! — Noch eine andere, zweifach schwere Trauer mengte sich drein: Vater und Mutter Klinger waren unterdessen innerhalb zwei Jahre rasch nach einander zur ewigen Ruhe heimgegangen und sie war ihnen Beiden von Herzen zu gönnen gewesen. Denn, so standhaft auch Irene ihr einstiges Gelöbniß vor ihnen gehalten, und diese nur an ihren Freuden theilnehmen ließ, mit jeder Klage jedoch stumm

gegen sie blieb: zuletzt war das häusliche Unglück auf Schloß Goos dennoch ein öffentliches Geheimniß geworden. Niemand zwar hatte Vater oder Mutter Klinger, aus Furcht vor ihrem eigenen Herzleid, mit der Tochter darüber zu reden gewagt. Aber sie wußten genug, und es war für sie ein gütiges Geschick, daß eine noch genauere Kenntniß von ihres Kindes Schicksal ihnen im Frieden des allverföhnenden Grabes erspart worden war.

Auch, wer immer auf Schloß Goos gastlich eingekehrt, Niemand konnte eine Veränderung in Treenen's Haltung gewahren, höchstens an ihren oft verweinten traurigen Augen, so sehr auch ihr Lächeln darüber hinwegzutäuschen suchte. Nur ihr Gesang war zur schon halb verklungenen Erinnerung geworden. Kam Wolf als Student in die Ferien heim, dann machte sie mit ihm Ausflüge in die Nachbarschaft, bewirthete diese auch bei sich und wußte sogar in die Heiterkeit ihrer Gäste mit einzustimmen, als ob ihr Herz frei sei von jedem heimlichen Gram. Zumal gegen Werner selber war sie vor den Augen der Welt immer gleich liebevoll, immer gleich glücklich scheinend. Und wer oft Zeuge davon gewesen, wie auch jetzt noch das Licht der Liebe aus ihren Blicken ihm entgegen strahlte, der hätte an allem Gerede der Welt wieder irre werden können. So war nach außen Alles, wie zur Zeit des ersten harmonischen Einklangs, und doch welch' herzerzschneidender Mißton im Inneren! —

Unterdessen war Wolf ein ritterlicher Vandalenjenior in Heidelberg geworden, und seine Schwester Dora vor zwei Wochen nach dreijährigem freudlosen Instituseril wieder in ihr Elternhaus heimgekehrt. Und mit ihr ein Herz, das von alter Liebe gegen die Mutter ausströmte, und von neuer gegen den Vater vertrauensvoll angeweht war.

Freilich traf sie bei ihrer Heimkehr die geliebte Mutter weit über deren Jahre hinaus alt geworden. Dora wußte jedoch gar gut, die tiefen Falten ihres Gesichtes und die einzelnen Silberfäden in ihrem einst so goldfarbigen Haare zu deuten. Ja, dieses frühzeitige Altern erstreckte sich jetzt bei Irene sogar bis auf den Glanz des Auges und das Lächeln des Mundes, wenn auch die Schönheit ihrer Seele noch immer unzerstörbar in ihrem Gesichte sich offenbarte. Trotz alledem aber war sie schon mit ihren nun zweiundvierzig Jahren eine tragische Frauenruine geworden, deren Anschauen jeden Vorübergehenden zu Verehrung und Mitleid anregte.

Nun saß Frau von Goos gerade ganz allein am offenen Fenster ihrer Wohnstube. Eine soeben vollendete Handarbeit lag in ihrem Schooß. Am Abendhimmel zogen die Herbstwolken vorüber, trügen Ganges und mit gleich düsterer Färbung, wie Irenen's eigene Gedanken.

Jetzt trat die siebzehnjährige Dora zu ihr in's Zimmer. Eine hochgewachsene Blondine von kräftiger Gestalt und geistvollem Gesichte, deren Augen, wenn auch in der Farbe denen der Mutter ähnlich, doch um gar vieles energischer dreinschauten.

Erst sah sie noch düster forschenden Blickes zur Mutter hin, die ihrer noch gar nicht achtete. Dann trat sie näher heran und mit dem Ausdruck eines herben Grames sagte sie: „Mutter, der Wagen ist auch jetzt wieder leer zurückgekommen, und wann endlich kehrt denn der Vater zu uns heim?“

„Ich weiß es nicht, liebes Kind,“ beschwichtigte sie die Gefragte. „Dringende Geschäfte werden ihn eben in Berlin noch zurückhalten, drum müssen auch wir uns gedulden.“

„Dann hätte er Dir's aber doch wenigstens schreiben und uns nicht nun schon drei Tage vergeblich auf ihn warten lassen sollen“, wendete Dora unmuthig ein.

„Aber, gutes Kind, sei doch vernünftig!“ mahnte die Mutter in gleich mildem Tone. „Der Vater hat wohl seine Zurückkunft gar nicht bestimmt schreiben können, sonst hätte er's gewiß gethan und er wird auch ebenso schnell heim eilen, als es ihm seine wichtigen Geschäfte erlauben.“

„Ach, wichtige Geschäfte! Wenn ich nur daran glauben könnte!“ brach Dora nun in rückhaltlosem Schmerze los. „O sag', Mutter, wäre das denn nicht auch ein Geschäft für den Vater, daß er sich nun meiner endlichen Heimkehr erfreuen und liebeich mit mir verkehren würde, wonach ich mich doch so herzlich gesehnt? Statt dessen hat er in diesen kurzen vierzehn Tagen schon zweimal das Haus verlassen. Aber ach, ich weiß schon, er fragt gar nichts nach meiner Liebe zu ihm, und, was mir noch hundertmal weher thut, auch nach der deinigen nichts. Hab' ich ihn denn nur ein einziges Mal seit meiner Heimkehr so recht lieb gegen Dich gesehen? O nein, nur noch entsetzlicher fand ich das Gespenst hier wieder, das mich einst aus dem Hause getrieben! All' meine Hoffnungen, all' meine Gebete sind zu Schanden geworden, und all' deine friedlichen Briefe sind nur fromme Täuschungen deiner Liebe zu mir gewesen. Aber ich, Mutter, ich will drum erst recht liebevoll deine Tochter sein, die treu zu Dir hält, die Dich stützt und tröstet, so viel ich nur kann.“

Hestig hinausweinend sank Dora jetzt vor der Sitzenden nieder und vergrub den Kopf in deren Schooß. Irene schaute dabei, wie hilfselehend, himmelwärts. Und dieser

erbetene Beistand mußte ihr wohl auch sogleich gekommen sein, denn ihr erst so getrübtet Blick war mit einem Male wieder ganz ruhig geworden. Nur der schon allzulange in den Mund eingelebte Zug der Wehmuth konnte sich auch jetzt nicht völlig davon losrennen.

Sie hob Dora's Kopf zu sich heran, und da diese noch immer vor ihr knieen blieb, fuhr sie über deren Haar, um damit gleichsam auch ihr hoherregtes Herz wieder in die Ruhe zu streicheln. Die Tochter sah ihr darauf so andachtsvoll in's Gesicht, als ob von den mütterlichen Lippen nun die höchste, reinste Weisheit ihr offenbar werden sollte, und die Mutter sprach zu ihr:

„Mein gutes, treues Kind! Was Du vorhin in deinem ungebändigten Schmerz gesprochen, das begreif ich, weil deine Gemüthsart leider schon von jeher sich nur zu leicht zu stürmischer Empfindung hinreißen läßt. Auch ehr' ich deine vorigen Worte, weil ich gleichfalls weiß, daß nur die reinste Kindesliebe sie Dich zu mir reden ließ. Aber nichtwahr, gute Dora, hättest Du zuvor gewußt, daß solche Reden der Tochter das traurige Herz einer Mutter doch nie und nimmer trösten können, sondern es noch viel tiefer betrüben müssen, gewiß hättest Du dann diese Worte niemals gegen mich ausgesprochen!“

Sie drückte jetzt einen Kuß auf Dora's Stirn, zu der sie sich nieder gebeugt. Diese jedoch schlug das Auge verzagt zu ihr auf und fragte:

„O Mutter, so hätt' ich Dir wehe gethan, wo ich Dir doch nur wohl thun wollte? Ach, ich verstehe Dich nicht recht. Willst Du mir's nicht erklären? Ich bitte Dich darum.“

Irene schüttelte schmerzlich den Kopf und erwiederte: „Mein liebes Kind! Es giebt Geheimnisse zwischen Mann und Frau, die auch nur von diesen Beiden besprochen werden dürfen, doch nie und nimmer auch zwischen Mutter und Tochter, die dem Vater gleiche kindliche Verehrung schuldet. Nur das Eine darf ich Dir jetzt sagen: siehe, schon lange Zeit ist es her, da kommt es oft so über den Vater, wie ein böser Geist. Dann hat er keine gute Zeit, und wie bedaur' ich's, liebe Dora, daß deine Heimkehr zu uns nun gerade in den Frost dieser bösen Tage gefallen ist! Doch vertraue nur darauf! Auch diesmal wird er bald vorübergehen, und dann wird der Sonnenschein der guten Tage Dich doppelt erfreuen. Und glaube mir, mein Kind: ich selber hab' in den langen Jahren meiner Ehe schon so unendlich viel Liebe dem guten Vater zu danken, daß ich nun auch in solchen scheinbar liebeleeren Tagen nicht verzagen darf. Du aber, als Tochter, darfst es noch viel weniger, und je aufmerksamer, sanfter und heiterer Du mit dem Vater verkehrst, auch in seiner unglücklichen Zeit, um so liebevoller und dankbarer erweistest Du Dich dann auch gegen mich! — Hast Du mich jetzt genugsam verstanden?“

Großen, traurigen Blickes sah Dora die Mutter an, deren Mahnung sie gar wohl begriff. Aber gerade, weil diese Worte sie so recht wieder den Abstand empfinden ließen zwischen deren rührenden Hochherzigkeit und des Vaters gleichgültiger Kälte, war ihr Gemüth dadurch viel eher noch mehr erregt, als besänftigt worden.

Deshalb schwieg sie jetzt, weil sie sich nicht mehr zu reden getraute, und nach einem nochmaligen Ruß verließ sie leise weinend das Wohnzimmer.

In unbeschreiblicher Wehmuth saß Irene noch da und

sie sprach vor sich hin: „Ach, Werner! daß Du mein eigenes Leben so freudlos gemacht, wie gern will ich Dir's verzeihen! Aber, daß Du auch dein armes Kind um den Frohsinn der Jugend, um allen Glauben an Liebe und häusliches Glück gebracht, — wann werd' ich auch dieses bittere Weh verschmerzen lernen?“ —



Zweites Buch.





Erstes Kapitel.

Wer vom Schlosse Goos eine kleine Gehstunde westwärts in das waldbige Mittelgebirge wandert, der wird die poetische Überraschung nicht leicht wieder vergessen: so ganz unversehens taucht bei einer scharfen Wegbiegung die uralte Burg Deltz vor ihm auf und mit geheimnißvollem Ernste schaut ihr stimmungsvolles Steinbild ihn an.

Trogig plump liegt sie an vorüberbrausendem Wildbach hingelagert. Aller Mörtel ist von dem ausgewaschenen Mauerwerk abgebröckelt und armsdick verästeter Epheu hält die beiden Thürme bis zu den Helmspitzen so dicht umklammert, daß dessen Blattgewirr sogar die Wetterfahne an jeder Winddrehung behindert. Die Eichenbohlen der Zugbrücke, die über das Felsbecken des Bergwassers zur Waldstraße hinüberführt, sind holperig ausgehöhlt vom Hufschlag und Fußtritt unvordenklicher Zeiten. Das einzige Steinornament am Altan, der die einförmige Hauptfront wohlthuend unterbricht, zeugt von der Nachhülfe neuerer Menschenhand und die, längs der niederen Fensterstöcke herabwallenden Gardinen verrathen ein auch noch heute bewohntes Obdach.

Ringsum welche wundersam anmuthende Waldesstille!

Nur breitästige Niesenfichten in düsterem Halbkreis die Burg umrahmend, rauschen jetzt ihren Abendpsalm, und wie mit Orgelton begleitet sie aus der Tiefe der jäh dahinschießende Forellenbach. Mitten darin auf einem halbumspülten Steinblock steht, wie leblos, ein weißbärtiger Fischer, und lauert auf die Zuckungen seiner, an langer Ruthe hinausgeworfenen Angel. Himmelhoch über ihm schwebend kreist ein einzelner Habicht. Das sind jetzt die zwei einzigen lebenden Wesen, die das Auge gewahr wird.

Mag dieses Wald- und Schloßbild sammt Fischer und Habicht nicht schon vor Jahrhunderten ganz ähnlich ausgesehen haben? Und wenn jetzt ein Wanderer unserer Tage sich neben der Waldstraße hingelegt und im Schlafe jedes Bewußtsein von unserer Zeit verloren hätte — würde er beim Wiedererwachen nicht vielleicht darauf warten: ob nicht ein Schloßfräulein in der Tracht der Minnesängerzeit auf den Altan herausträte, oder der armbrustbewehrte Burgherr sammt Jagdtroß und Schweißhundkoppel über die Zugbrücke schritte?

Und siehe, da springt auch schon eine strammleibige Dogge bellend herüber. Knabenhaft helles Lachen und eine bittende Mädchenstimme hallen immer näher her aus dem Burghof. Jetzt treten sie unter den Rahmen des Schloßthorbogens: ein kräftiger, schöner, blondhaariger Junge in moderner Tracht und ein noch halb kindliches Mädchen in lichtem Sommerkleid. Mit beiden Fäusten hält er ihre Handgelenke umklammert, und mit übermüthigem Gehänsel zerrt er sie Schritt für Schritt über die Brücke, wie sie auch, sich trotzig auf die Lippen beißend, dagegen sich sträubt und in der ausgetretenen Bohle einen festen Standpunkt zu gewinnen sucht.

„Geh' doch, Eckbert!“ rief sie endlich halb lachend, halb weinerlich, „laß mich los! Du thust mir ja weh!“

„Aha, Lisl,“ höhnte jetzt ihr um drei Jahre älterer Vetter, ohne ihre Hand auch schon frei zu geben, „nicht-wahr, nun bittest Du um Pardon, weil Du verspürst, wie stark ich gegen Dich bin! Doch erst wiederrufe deine vorige Neckerei „vom kleinen Jungen!““ Nun siehst Du's ja doch, welche Manneskraft ich schon hab', und bis an's Ende der Welt könnt' ich Dich jetzt so mit mir fortziehen.“

„Oho, bis an's Ende der Welt? Warum nicht noch weiter?“ neckte sie schon wieder, und, alles Schmerzes vergessend, warf sie die braunen losen Haare zurück. „Nur nicht gar zu arg prahlen! Sonst könntest Du schon am Anfang der Welt mit mir stolpern, und ich ließe Dir dann dennoch lachend davon. Ha, ha, Du Seebär!“

„Was, Lisl, Du Waldhexe,“ schnitt ihr der zukünftige deutsche Seecadet jede weitere Titulirung ab, „bist Du noch immer nicht bekehrt? Na, warte! Zur Strafe dafür sollst Du nun bis zur Mooshütte hinauf meine Gefangene bleiben und gieb nur Acht, ob ich dann mit Dir stolpere!“

Und schon wieder wollte er sie gewaltsam an den Händen mit sich fortziehen. Mit aller Kraft wehrte ihn nun aber das Mädchen von sich ab.

„Nein, Eckbert! Laß nun diesen Spaß! Denn Du hast mir wirklich recht weh gethan!“

Augenblicklich ließ er sie nun los. Zu tief hatte dieser Ton ihm an's junge Herz gegriffen. Und da sie ihm nun ihre blutrothen Handgelenke schmollend hinhielt, wollte er die garstigen Streifen daran auch sogleich zärtlich hinwegküssen. Wie er aber gerade diese ritterliche Cur an ihren

Händen auszuüben versuchte, rief es droben vom Altan zu ihnen herunter:

Aber, Kinder, müßt Ihr Euch denn immer so necken, bis es zuletzt mit Weinen endet? Und gar Du, Eckbert, hättest, als der Ältere, doch auch vernünftiger sein sollen!"

Elisabeth, die noch immer ihre Hand rieb, sah im Bewußtsein ihrer Unschuld zur Mutter hinauf, die sich schon längere Zeit zu den Weiden auf der Zugbrücke vom Altan hinabgebeugt. Eckbert aber, wie er auch erst durch diese Stimme von oben erschrocken war, rechtfertigte sich nun treuherzig resolut: „es war ja nur lauter Spaß, liebe Tante, denn Lisl hatte mich vorhin immer gehänselt, daß ich noch ein kleiner Junge sei. Aber, wenn man schon bald als Kadet der kaiserlichen Marine auf dem Weltmeer herumsegelt, da ist man doch schon ein junger Mann! Und das hab' ich Lisl nur einmal handgreiflich beweisen wollen. Doch jetzt sind wir auch schon wieder ganz gut mit einander.“

Mit großmüthigem Kopfnicken bestätigte das Mädchen den Ausspruch ihres gewaltthätigen Veters. Dessen Tante, Frau Agnes von Delz, konnte jedoch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß er seiner Cousine doch auch in etwas zarterer Ritterlichkeit seine Manneskraft hätte beweisen können. Und doch mußte ihr Herz heimlich lachen vor Freude über diesen Kraftüberschuß ihres nun bald siebzehnjährigen Neffen, der seinem Onkel und Pathen, ihrem seligen Manne, so ähnlich sah, als wäre er dessen eigener Sohn.

„Nun aber kommt herauf, Kinder!“ mahnte sie jetzt, „die Sonne geht schon bald unter und ohnedem ist es der letzte Abend, den Du hier bist, Eckbert! Da möchte doch auch ich noch etwas von Dir haben.“

Diese Aufforderung lief aber dem letzten Abendprogramm

ihres Neffen völlig zuwider, und man hätte es dem künftigen Seehelden kaum zugetraut, mit welcher Zärtlichkeit er's nun verstand, den gemessenen Befehl der Burgherrin wieder rückgängig zu machen.

„Ach nein, bitte, bitte, bestes Tantchen! Nur noch ein klein wenig laß uns in den Wald hinüber! Weißt Du, Lisl hat nämlich versprochen, mir zum Abschied noch einen Strauß zu pflücken. Drum nur noch ein halbes Stündchen erlaub' uns noch! — Nicht wahr, Lisl, Du hast mir's versprochen?“

„Ja, wahrhaftig, Mama, hoch und heilig hab' ich's ihm versprechen müssen“, betheuerte nun auch diese mit so kindlicher Ehrlichkeit, daß die Mutter, die für Beide nur Liebe war, sogleich auch zur Antwort gab: „Nun, ja denn, in Gottesnamen! Aber geht mir ja nicht zu weit! Also: höchstens ein halbes Stündchen bleibt aus! Ich verlasse mich darauf. Hörst Du's wohl, Eckbert? Nun zeig' auch im Worthalten, daß Du schon ein angehender Mann bist!“

„Danke, danke, liebe Tante! Nur bis zur Mooshütte gehen wir“, rief dieser hochbeglückt und schwenkte seinen Hut zu ihr hinauf. — Musterhaft sittsam, wie Bruder und Schwester sich jetzt an der Hand führend, schritten sie dann über die Straße dem Walde zu. Die Dogge, die drüben im Grafe hingestreckt auf die Kommenden gewartet, sprang jetzt freudig bellend den Tannenhügel voran, als ob sie ganz genau wüßte, wohin die Beiden gehen würden.

Erst verschwanden sie unter den Baumstämmen, während Frau von Dely ihnen vom Altanfenster aus nachsah; dann gewahrte sie dieselben wieder auf der hochgelegenen Waldblöße, wie Elisabeth, von Eckbert stets auf dem Fuße gefolgt, scheinbar zum Blumenpflücken bald sich niederbückte,

halb wieder erhob. Ein Bild, wie aus einem Kindermärchen, das im Walde spielt.

„O du glückselige Jugendzeit!“ — Mit diesem wehmüthig heiteren Gedanken trat die Mutter, da die Zwei droben wieder unsichtbar geworden, in's Zimmer zurück. Sie ließ sich sinnend in der Fensternische nieder und eine ganze Fluth freud- und leidvoller Erinnerungen durchströmte jetzt ihre Seele.

*
*
*

Sie war einst noch eben so jung, wie ihr Töchterlein drüben im Walde, da kam eines Tages in's Haus ihres Vaters, des damaligen Regierungspräsidenten von Lessen, der in derselben Stadt garnisonirende, neu ernannte Manenlieutenant, Eckert von Delz, zum ersten Besuch. Von seinen Eltern, als alten Freunden der Familie, herzlich empfohlen, sollte er dann und wann den Abend dort zubringen, und der Präsident, der selber zwei Söhne draußen haben mußte, nahm drum auch diesen fremden doppelt gern bei sich auf.

Daß neben zwei, noch im Kindesalter stehenden Töchtern auch die schon bald vierzehnjährige Agnes in diesem Freundeshause heranblühte und bildschön zu werden versprach, darauf achteten Eckert's Eltern so wenig, wie ihre eigenen. Auch der junge Lieutenant in seinem schon sehr ausgeprägten Mannesbewußtsein hatte zuerst für die größte der drei Schwestern kein anderes Auge, als für die kleineren, und verkehrte mit allen dreien gleichmäßig freundlich, wenn er, höchstens einmal in der Woche, im abendlichen Familienkreise sich einfand.

Bevor man sich's aber recht versah, war die anfangs halb kindliche Agnes zum jungen Fräulein erblüht, mit

dessen sechzehn Jahren die nun dreiundzwanzig des jungen Hausgastes immer näher, immer traulicher zusammenrückten. Wie spielend war so das frühere Kind dem Manne jungfräulich entgegengewachsen und sie fühlten sich in ihren Gedanken und Empfindungen stets verwandter. Eckert von Delt kam nun auch stets häufiger, aber das einstige harmlose Plaudern und Scherzen ward bei ihm immer gezwungener, immer befangener sein Blick, und doch schlug die Stunde des Fortgehens für ihn noch immer zu frühe. Auch in dem Mädchen regte sich eine wachsende Sehnsucht nach seinem abendlichen Kommen. — Und, anfangs nur ganz leise, wie ein verschleierter Ton aus der Ferne, dann lauter, immer lauter, erklang in ihren zwei Herzen das Lied der ersten Liebe. Erst plauderten nur die Augen, dann auch die Lippen das süße Geheimniß einander versthohlen aus. Hierauf ward es sogar im ganzen Hause vernommen, den Eltern eingestanden und von diesen gesegnet. — Eine junge Liebe, ungesucht, wie wenn Zwei auf verschiedenen Wegen eine und dieselbe Waldblume finden. Und kaum siebzehn Jahre zählte sie, da begingen sie auch schon, umgeben vom ganzen Delt'schen Geschlecht, im Hause der Braut das Hochzeitsfest.

Eckert's Vater hatte den nunmehrigen Lieutenant a. D., als den Zweitgeborenen, mit dem, seinem Stammsitze nahe gelegenen, allodialen Rittergute Strelow ausgestattet. Das eine Meile weit davon entfernte Schloß Delt dagegen, das dem ganzen Geschlecht einst den Namen gegeben, und bisher nur zum vorübergehenden Jagdaufenthalte gedient, war dem jungen Paar noch als besonderes Hochzeitsgeschenk mit dreingegeben worden. Schon sehr frühe hatte nämlich Eckert für diese, in ihrer Bauart noch so unverfälscht erhaltene alte

Burg in knabenhafter Romantik geschwärmt, und sich vom Vater keine größere Freude zu erbitten gewußt, als auf die Herbstjagden hierher mitgenommen zu werden. Drum wollte er jetzt auch als junger Ehemann, auf jede Hochzeitsreise verzichtend, auf seinem neuen Besitz in urwüchsigem Wald-einsamkeit die Flitterwochen verleben.

Und wie zur damaligen Frühlingszeit sich im Dölzer Wald alltäglich neue Knospen, neue Kelche erschlossen, und der Vogelgesang stets vieltöniger ward, so offenbarte sich auch den hier Weltabgeschiedenen zu immer reicherm Blühen und tieferem Einklang ihrer ehelichen Liebe zartes Geheimniß.

Im nächsten Sommer ließen sie sich dann auf ihrem nunmehrigen Wohnsitz, Strelow, nieder, und der junge Gutsherr, dessen Charakter schon in seinen militärischen Dienstjahren zum kategorischen Imperativ geschult worden war, arbeitete sich nun in gleich pflichttreuem Eifer in den Beruf eines Landwirthes ein. Auch seine jugendliche Hausfrau füllte den Kreis ihrer neuen Pflichten allmählig aus und der Geist ihres Elternhauses, sowie ihre eigene Liebe, waren dabei ihre sanftmüthigen Lehrer. Ihr Mann aber trug sie, wie man sinnig sagt, Tag für Tag gleich zärtlich auf den Händen, und schon im zweiten Frühling ihres Ehestandes begann die Mutterliebe ihr heiliges Amt.

Jahr für Jahr kamen dann Eckbert und Agnes sammt ihrem kleinen Töchterchen, Elisabeth, von Strelow auf ein paar Monate hierher in die einsame, waldumschattete Ritterburg, immer gleich beglückt und friedlich. Und wenn auch der Ernst des Lebens ihnen vor dem Sarg ihres einzigen, heiß ersehnten Knaben mit aller Schwere an's Herz gegriffen, so war ihre Liebe und Treue im Leide doch nur noch vertieft und verklärt worden.

Einmal aber, schon im zwölften Jahr ihrer Ehe, da waren sie im Spätsommer wieder zu Dreien hier eingekehrt, doch von Vater, Mutter und Kind, kehrte keines mehr nach Schloß Strelow zurück, nicht im Herbst und nicht im Winter, weder im nächsten Frühjahr, noch im folgenden Sommer. Und sie sind auch heute noch hier, alle Drei, schon seit drei vollen Jahren . . .

Von Fieber durchschauert und die Brust wie von Messern durchstochen, war Eckbert nach einem feuchtkalten Jagdtag mit Mühe noch heimgebracht worden. Noch in sinkender Nacht wurde der Arzt aus der nächsten Kleinstadt herbeigeholt und die bestürzte Frau erkannte sogleich, daß alles feige Sammern hier unnütz und nur muthige Ruhe ihre alleinige Helferin wäre. Aeußerlich still, ob auch innerlich noch so betrübt und sorgenvoll, saß sie an Eckbert's Krankenbett Stund' um Stunde. Nur dann und wann in der Nacht, wenn ihre Kraft ganz erschöpft war, ließ sie sich von ihrem Gefind im Pflegeramt ablösen. Und damals, selbst in heftiger Fiebergluth, hatte er immer noch einen lieben Blick, ein trautes Wort oder einen stummen Händedruck für sie. Auch nach seinem Töchterlein verlangte es ihn noch alltäglich und auf dessen Lockenkopf legte er dann oft voll lächelnder Wehmuth die heißen Hände. Das waren doch noch immer tröstende, wenn auch schnell wieder verlöschende Sterne im schaurigen Dunkel dieser Krankstube.

Aber eine Woche verrann nach der andern mit gleich getäuschten Hoffnungen. Die anfängliche Entzündung war nur der gespenstige Vorbote eines, langsam und tödtlich verzehrenden Siechthums. Nun kam auch schon der Winter heran mit all' seiner Rauheit dieses Waldgebirgs. Die einsame Burg war ringsum eingeschneit und nur die Raben

flogen noch krächzend um die schwarzen Mauern. Doch wäre es nur diese äußerliche Vereinsamung gewesen! — Aber was viel schmerzlicher: der Kranke war immer reizbarer geworden und seine unermüdlche Pflegerin wußte nicht mehr, wie sie es ihm recht machen sollte. Sie konnte ihm jetzt die Rissen legen, wie sie wollte, mit eigener Hand ihm die Krankenkost bereiten und ihm jeglichen Trost zusprechen: Alles machte sie schlecht und nichts mehr zu seiner Genüge. Kein dankend Wort kam mehr aus seinem Munde, kein freundlicher Blick richtete sie mehr auf, nicht einmal in seiner Hand verspürte sie mehr ein stummes Verständniß. Die geistige Liebesbrücke zwischen Mann und Frau war abgebrochen. Ja, nicht einmal nach seinem Kinde verlangte jetzt ihn mehr und wenn sie es dennoch verzagt ihm einmal zugeführt, wehrte er es theilnahmslos wieder von sich ab.

„Ach, ist denn das mein alter Eckert noch, der mich und sein Kind einst so zärtlich lieb gehabt, der mir auch den kleinsten Liebesdienst immer so dankbar gelohnt und jedes Steinchen mir ängstlich aus dem Wege geräumt?“ —

So seufzte sie oft in innerster Seele und ward an ihm, wie an sich selber, irre. Daß so schweres Siechthum auch den klarsten Geist und das liebreichste Herz oft bis zur Unkenntlichkeit entstellen können, war ihrer jungen Lebenserfahrung noch ein Geheimniß.

Da einmal, mitten in der Winternacht, als sie wieder vergeblich nachgegrübelt über diesen völligen Tod seiner alten Natur, trieb sie's vom Krankenbett hinweg zum Altanfenster und sie sah hinaus in das, vom Vollmond geisterhaft überglänzte, schneeweiße Waldthal. Die Sterne glitzerten besonders klar am kalten Himmelszelt. Und zu ihnen auf-

schauend rief ihre geängstigte Seele: „Ach, liebt er mich denn nicht mehr? Und womit hätt' ich's verschuldet?“ —

Tiefer und immer tiefer sann sie in sich hinein. Da geschah's ihr, als hörte sie, wie innerlich, fernes Blodengeläute, ganz so, wie einst bei ihrer Hochzeitsfeier und eine Stimme rief in ihr: „Was fragst Du und was sagst Du so? — Der da scheinbar lieblos im Siechthum liegt, das ist ja gar nicht dein alter Eckbert! Das ist nur sein armer, gequälter Leib, darin sein Geist im Banne liegt. Drum harr' aus, geduldig und liebesfreudig, kann er Dir auch darum nicht mehr danken! — Aber an Dir selber wirst Du es einst inne werden als lebenslänglicher Segen, wenn Du jetzt auch ohne Dank an ihm das heilige Gebot erfüllst: Bis in den Tod ein Leib und eine Seele!“ —

Von nun an war ihre Stimmung wie umgewandelt. Alle alten Rosenamen suchte sie wieder hervor aus der Zeit ihres höchsten Glückes. Und ob sie nun auch ohne jede Erwiederung blieben: mit freudiger Ruhe versah sie ihr Pflegeramt, als ob alle Dankesworte der Welt sie aus seinem Munde dafür belohnten.

Auch der Winter verrann allmählig. Einzelne Hecken und Gebüsche begannen schon leise zu grünen und die Waldbrunnen rieselten wieder. Da thautete ganz allmählig auch von Eckbert's Geist die winterliche Starrheit auf. Sein jetzt nur allzu glänzendes Auge lernte wieder freundlich blicken und manch' herzlich liebes Dankeswort für seine Frau, manch' noch etwas verzagter Scherz für sein Töchterlein, kam auf seine bleichen Lippen. Die Rosen seiner eingefallenen Wangen waren aber den andern des Waldes im Blühen weit vorausgeeilt. Dankbarer Jubel erklang darüber im ganzen Hause. Nur der Arzt stimmte gezwungen mit ein. Er wußte zu

gut, wie all' diese trügerischen Gesundheitszeichen zu deuten waren. Auch die Schwalben kamen jetzt vom Süden in ihre alten Thurmnester zurück. Im Krankenzimmer aber flogen goldene Reiseträume umher und am sonnigen Meeresstrand unter Palmen sollten sie in Erfüllung gehen.

„Ach, Agnes“, sagte er eines Abends zu ihr, da er, aus dem Bette sich herausbeugend, sein Haupt an das ihre lehnte, „wie will ich Dir dort vergelten, was Du mir hier Liebes gethan! Denn, nichtwahr, was Du wohl für Mühe und Noth mit mir in dieser langen schweren Zeit gehabt! — Und ich habe Dir nicht einmal so recht von Herzen gedankt? O verzeih' mir's! Ich konnte ja nichts dafür, denn ich war zu elend, und lag schon halb im Grabe. Doch jetzt, Agnes, jetzt will ich Dir Alles heimzahlen bis auf den letzten Heller. O wie wird das köstlich sein! Und wohin ich Dich bald überall führen werde! — Nach Rom, nach Neapel, nach Capri — nach — nach — ja, wo denn sonst noch hin?“ . . .

In athemlosem Lauschen hatte sie seine Worte gleichsam vom Munde hinweggetrunken. Da, mit einem Male, ließ er die Arme von ihr los, hob sich höher auf, und mit geisterhaft in's Leere starrenden Augen rief er:

„Agnes, mein Engel, wie wird mir auf einmal so wunderbar leicht! Hand in Hand möcht' ich jetzt mit Dir fliegen bis in den höchsten Himmel hinein! — Dein, Dein in alle Ewigkeit!“ . . .

Sein Kopf fiel zurück in's Kissen, die Arme sanken schwer auf die Decke des Bettes. Noch ein schriller Angstschrei aus ihrem Mund — und sie warf sich auf ihn hin, um ihn mit ihren Küssen wieder zu erwecken. Dann ward es in ihr todtensstill, wie er selber, und die Thränen begannen ihr wohlthätiges Werk an ihr. Ihr Leib lag zu-

sammengebrochen, doch ihre Seele triumphirte mitten in den Schrecken des Todes: „Dein in alle Ewigkeit!“ —

Ihrer treuen Liebe war jetzt alles vergolten . . .

In seinem vorgefundnen Testament hatte der Todte die dringendste Bitte ausgesprochen, dicht hinter seiner Lieblingsburg, der Heimath seines lautersten Glücks, im Waldgrunde seine letzte Ruhestätte zu finden. Auch der Sarg seiner lieben Frau sollte dereinst im gleichen Grabe versenkt werden. Und so war denn auch Eckert von Deltz dort eines Morgens bestattet worden, als eben die Singvögel des Waldes und die, jenen Grabhügel überschattenden Niesentannen den dumpfen Trauerchoral mit ihren Frühlingshymnen begleitet hatten.

Zur allgemeinen, stets wachsenden Verwunderung der Nachbarschaft war Frau von Deltz nun schon drei volle Jahre in dem einsamen Schlosse wohnen geblieben. Nicht verdüstert und feindselig gegen alles Lebensglück, hatte sie ihren heiligen Wittwenschmerz für sich allein getragen, ohne irgend Jemanden damit zu belästigen, und dann nach dem Trauerjahr, wie früher, die gewohnte Gastfreundschaft hier ausgeübt. Vor öder Langeweile beschützte sie auch im tiefsten Winter Elisabeth's Erziehung, der intimste Verkehr mit einer nahe wohnenden Freundin und die Leitung der Strelow'schen Gutsangelegenheiten, die sie von hier aus besorgte.

Daß so mancher Gast ihres Hauses nun aber doch auch die Zeit gekommen glaubte, in der die, noch immer sehr anmuthige, geistvolle und erst zweiunddreißigjährige Wittwe wieder zu den Freuden des Ehestandes zurückkehren würde, war leicht erklärlich. Schon ward überall von diesem und

jenem Freier gesprochen, den Frau von Deltz in ihren, wie man sagte, allzu großen Ansprüchen abgewiesen habe. Endlich aber war es wirklich kein leeres Gerede mehr, daß einer der tapfersten preussischen Generale, noch dazu ein auffallend junger Mann und selbst kinderloser Wittwer, sein ritterliches Herz in Schloß Deltz verloren hätte, und Niemand zweifelte mehr am baldigen Hochzeitsfeste dieses, so harmonisch zusammen passenden Paares. So glänzend aber auch dieser Offizier seine Tapferkeit im großen Kriege bewiesen: über zwei fast schüchterne Besuche in Schloß Deltz war er doch nicht hinausgekommen, und lieber hätte er jetzt nochmals als Reiteroberst eine ganze französische Division attaquirt, als vor der, von ihm wahrhaft angebeteten Wittwe sein Herz offen auszuschütten. So hatte er denn eine, mit Frau von Deltz sehr befreundete Cousine zu Hülfe gerufen, damit sie seiner verzagten Werbung die Wege bahnen möchte.

* * *

Frau von Deltz hatte jetzt schon vor einer Weile den Platz am Fenster mit dem andern vor ihrem Schreibtische vertauscht und einen Brief, Satz für Satz nochmals prüfend, überlesen. Von der Absendung desselben hing ja ihre ganze Zukunft ab. Als sie mit diesem Geschäfte zu Ende war, athmete sie wie befreit auf, that einen Blick nach dem Bildniß ihres seligen Mannes an die Wand hinüber, dann adressirte sie mit ruhiger, fester Hand das Schreiben.

Es lautete: „Wie stürmisch Du mich bedrängst, liebe Elsbeth, und welche Fülle verlockender Gründe schüttest Du vor mir aus, um mein Herz deinem edlen Vetter geneigt zu machen! Er hätte wirklich keine lebenswürdigere Vermittlerin mit der Erforschung meiner Gefühle und Ansichten

betrauen können. Deshalb bin ich auch Dir die gleiche Offenheit schuldig, und will ich Dich nun in mein Herz hineinblicken lassen, wie in ein vor Dir aufgeschlagenes Buch.

Siehe, meine Liebe, Du weißt ja zur Genüge, mit welch' aufrichtiger Freude ich, vor nun dritthalb Jahren, noch mitten in meiner tiefsten Trauer, das Fest deiner Wiederverheirathung im Stillen mitgefeiert und wie herzlich ich Dir auch bisher dein neues häusliches Glück gegönnt habe, das Dir in deiner ersten Ehe versagt geblieben war.

Glaube mir jedoch: wäre auch dein erster Ehestand nur lauter freudiges Glück gewesen, und Du hättest Dich aus der düsteren Vereinsamung deiner Wittwenschaft nach gleich frohem Licht einer zweiten Gemeinschaft gesehnt: auch dann würde ich deinen zweiten Hochzeitstag mit gleich frischen Blumen meiner freundschaftlichen Theilnahme bestreut haben.

Ich selbst jedoch — Du hast ja, liebe Elisabeth, Alles miterlebt! — ich habe mit meinem seligen Eckbert so viel reines Glück in der Ehe genossen und auch so viel Leid um ihn erduldet, daß mein Herz nun ein für allemal unfähig geworden ist zu gleicher Liebe für einen zweiten Mann, und wäre es auch der beste und edelste, wie General v. B. ohne Zweifel einer ist. Solch ein tiefharmonisches Zusammenleben, wie wir Zwei es einst geführt, läßt sich eben unmöglich wiederholen. Und so will ich denn Wittwe bleiben nach außen, in meinem Innern bin und bleibe ich jedoch immer noch Eckbert's Frau, wenn auch nur im Geiste. Nur in dieser unzertrennlichen seelischen Gemeinschaft mit ihm kann ich das Leben erträglich und harmonisch, sogar noch schön finden. Hat mir der Himmel doch auch ein lebendiges Pfand unserer Liebe auf Erden zurückgelassen, das mich

auch dem Leibe nach mit Eckbert verbunden hält! Was meiner weiblichen Schwäche einst mangeln wird, um meine kleine Elisabeth zu schützen und ihres Glückes Wege zu bahnen, das wird ihres verklärten Vaters Geist an Einsicht und Starkmuth in mir ersetzen helfen, vielleicht noch besser, als der hochherzigste Stiefvater, wie der General meinem Kinde gewiß einer sein würde. Danke deshalb, liebe Elisabeth, deinem edlen ritterlichen Vetter für all' seine so gute Meinung von mir! Sie hat mich tief gerührt und ich lasse ihn bitten, sie mir auch künftighin freundlich erhalten zu wollen.

Damit habe ich Dir Alles gesagt, und in keiner Herzensfalte ist noch ein versteckter Gedanke zurückgeblieben.

Du, liebste Freundin, hast mich schon von Kind auf gekannt und geliebt! Ich weiß deshalb auch, daß Du mich in meiner Denkweise gleich liebevoll verstehen wirst.

Mit den Worten: „Dein in alle Ewigkeit!“ ist Eckbert von mir abgeschrieben und mit demselben Wahlspruch will ich als seine Wittwe für ihn weiter leben.“

* * *

Während dies eine tragische Liebeslied hier innen im Schlosse verstummte, fing drüben im Wald ein anderes, hoffnungsfroheres, zu klingen an.

Verhallt waren die kindlichen Freudenrufe, unter denen Elisabeth bisher oft eine besonders schöne, oder im Laub versteckte, Blume gefunden, denn in dieser Spätsommerzeit konnten sie nicht mehr ganz mühelos zusammengesucht werden. Nun aber saß sie mit einer ganzen Handvoll davon im Ginsten, um mit froher Beschaulichkeit ihren Vorrath nochmals zu prüfen. Auch Eckbert war ganz ernst und

schweigsam geworden. Als ob er in einem Buche voll der abenteuerlichsten Seegeschichten läse, so lag er mit, in die Hand gestütztem Kopfe vor ihr ausgestreckt und vertiefte sich in ihr liebliches Gesicht, das im Abendsschimmer wie eine Rose leuchtete.

Mit den zarten Fingern reichte sie jetzt Blume um Blume zu einem farbenharmonischen Ganzen zusammen, verbräunte den Rand mit Blättern und Gräsern und griff eben nach einem Halm, um damit den Strauß zu umwickeln.

„So, nun ist er fertig!“ sagte sie, selbstzufrieden ihr duftiges Werk ihm hinhaltend. — „Gefällt er Dir so?“

„O, ganz wunderschön ist dein Strauß!“ rief Eckbert entzückt, sprang auf, beugte sich über die noch Sitzende und mit dem Ausrufe: „Danke, Du liebe, herzige Lisl!“ umfaßte er mit beiden Händen ihr Gesicht und küßte sie stürmisch.

„Na, na, mach's nur nicht gar so arg!“ erwiderte sie lachend, da sie ihm die Hand vorhielt und raffte sich nun auf, nachdem sie vorher die unnützen Blumenreste aus ihrem Schooß hinweggestreift hatte.

„Nun, und was wirst Du nun mit diesem Strauß anfangen?“ fragte sie neben ihm stehend, „nichtwahr, wenn er weß ist, ihn wieder wegwerfen? Und das thut auch gar nichts; es geht allen Sträußen nicht besser.“

Eckbert rief aber jetzt in heiliger Entrüstung: „Was, Lisl? diesen Strauß, den Du mit deinen eigenen lieben Händen zusammengesucht, den könnt' ich je wieder wegwerfen, meinst Du? Was trauest Du mir zu? — Solch' eine hübsche Entweihung meiner Liebe zu Dir?“

Mit großen Augen und halboffenem Munde sah sie

ihn fragend an. Was die Brust des bald siebzehnjährigen Jünglings schon ganz bewußt durchglühte, das war ja im Herzen dieses halben Kindes kaum ein schwacher Dämmerstreif. Wie aber hätte Eckbert das unterscheiden können? Und wieder brauste sein Wort dahin, stürmisch, wie drunten der Wildbach, das Ebenbild seiner Jugend.

„Nein, Lisl, ein kostbarer Schatz ist mir dein Strauß, und diesen lass' ich mir gar prächtig in einem Portefeuille einfassen mit zwei darauf verschlungenen, großen silbernen E. Weißt Du, was diese Anfangsbuchstaben bedeuten? Wie einen Talisman werd' ich ihn dann auf meinen Seefahrten bei mir tragen. Wenn aber unser Schiff untergehen müßte, dann werd' ich diese Blumen auch noch im Sterben küssen, als ob Du selber es wärest. Bleib' ich aber am Leben und bin ich einmal Unterlieutenant der Marine, so ungefähr in vier Jahren — o ich habe mir schon Alles ganz genau ausgerechnet — dann, Lisl, dann hol' ich mir für diesen Waldstrauß die aller schönste Blume aus dem Delfer Schloß. — Ach, liebst denn auch Du mich so, Elisabeth?“

In feierlich gehobenem Tone sprach er diesen Namen aus und mit ausgestreckten Armen stand er flammenden Blicks vor ihr da. Sie aber, die schon bisher ihm immer ängstlicher zugehört, erwiederte jetzt ganz zaghaft:

„O freilich hab' ich Dich lieb. Du bist ja doch mein lieber Vetter! Warum sagst Du denn aber jetzt auf einmal nicht mehr „Lisl“ zu mir? — „Elisabeth“, das klingt ja so steif und völlig fürchten könnt' ich mich vor Dir, wenn Du mit solchen Augen mich ansiehst und so eigen zu mir redest.“

„Sie versteht mich noch nicht!“ dachte sich jetzt Eckbert.

„Ich muß ihr's anders begreiflich machen, daß sie's all ihr Lebtag nimmer vergessen kann.“

Und laut erwiederte er, seinen Ton wieder zur Harmlosigkeit herabstimmend: „So gieb her den Strauß! Was aber geb' ich nun Dir zum Andenken an mich?“

„Ei, eine Blume“, antwortete sie, da sie ihm den Strauß in die Hand legte, „denn einen solchen brächtest Du ja doch nicht fertig!“

Lächelnd deutete sie dann auf eine nahestehende Erika: „Sieh' her! diese gieb mir! Ich lege sie in mein Gesangbuch und jeden Sonntag denk' ich dann auch an Dich.“

„So, so, wie gnädig, Lisl!“ scherzte Eckbert gezwungen. „Also doch an jedem Sonntag? Nun, und an den Werktagen? Da vergiffest Du mich natürlich wieder? — Das ist ja recht lieb von Dir!“

Feuriger fuhr er dann fort: „Doch meinst Du vielleicht: eine Blume, wie die, für die man sich nur zu bücken braucht, die wäre mir gut genug für Dich? Gott bewahre! Nur mit Lebensgefahr muß diese für Dich zu holen sein! Hier oben jedoch giebt's ja gar keine solchen, aber drunten am Wilbbach — —“

„Nein, Eckbert,“ fiel sie ihm ängstlich in's Wort, „komm, gehen wir jetzt lieber nach Hause! Die halbe Stunde ist gewiß schon lange vorbei und Mama wartet wohl auch schon.“ —

Sie nahm ihn bei der Hand, er aber machte sich los und rief: „Nah, wegen ein paar Minuten früher oder später, wo sich's jetzt um das Glück meines ganzen Lebens handelt? Wir müssen ja nicht den alten Weg zurückgehen. Nein, sieh', Lisl, hier, gleich senkrecht springen wir hinunter.“

„Aber, wenn ich falle? O welch steiles Gerölle! Nein, ich kann nicht,“ wehrte sie sich standhaft.

„Das ist ja gerade recht lustig“, ermunterte er sie wieder. „Komm, leg' deinen Arm nur auf meine Schulter, ich umfasse Dich dann und, gieb Acht, ganz prächtig fliegen wir zusammen hinunter. — Also vorwärts — marsch!“ commandirte der künftige Seeheld.

Ohne langes Besinnen hatte er sie auch schon umschlungen. Wie in seelischem Zwang legte sie die linke Hand um seinen Hals, sich fest an seine Schultern stemmend. Und ob auch die Steine rings vor ihnen aufstoben, daß ihr Hören und Sehen verging — da waren sie auch schon drunten, dicht am Rande des Wilbbaches, und Eckert rief triumphirend:

„Siehst Du, ganz famos ist es gegangen! Ja, nicht-wahr, nun hast Du's noch einmal verspürt, wie stark ich bin!“

Indeß Lisl Kleid und Schuhe noch besorgt musterte, spähte Eckert auch schon in das zerklüftete Wasserbecken, und auf einem jäh vorspringenden Steinblock eine ganz kleine Blume gewahrend, rief er, zu ihr herabdeutend: „Siehst Du, Lisl, diese dort, die ist die richtige für Dich! Braucht es doch Courage, um sie heraufzuholen! Hab' nur jetzt keine Angst! Ich bringe sie Dir ganz sicherlich.“

„Nein, Eckert, thu's nicht!“ warnte nun Elisabeth voller Angst, und wieder schlang sie den Arm um seinen Hals, um ihn zurückzuhalten. Doch nur ein einziger Ruck, da war er schon von ihr los und begann am Wilbbachufer hinabzusteigen.

Und wieder klang ihr flehendes Wort: „O Gott, diese

schrecklichen Schaden! Ich kann gar nicht zusehen. Du brichst Arm und Bein dabei!"

"Was, hier Arm und Bein brechen?" lachte er, "wo ich bald auf dem Kriegsschiff bis in's höchste Takelwerk auf und nieder klettern muß?"

"Aber Du fällst in's Wasser und ertrinkst!" warnte sie auf's Neue, während Eibert vorsichtig auf Händen und Füßen am Felsgewirre sich hinuntertastete. Während dessen rief er herauf: "Vor einem solchen Wässerlein mich fürchten? — 's ist doch kein Weltmeer! Und ich habe ja mein Schwimmzeugniß für die Marine schon in der Tasche."

Jetzt war er der ersehnten Blume schon nahe gekommen, er mußte nur noch von einem schrägen Felsen völlig hinuntergleiten.

"Lisl, nun hilf mir fliegen!" scherzte er tollkühn herauf zu ihr, die, ängstlich vorgebeugt, bis jetzt zu ihm hinuntergesehen, dann aber die Hände vor's Gesicht hielt. Er war schon glücklich hinabgerutscht und, als gälte es jetzt, die kostbarste Perle zu erraffen, so hastig brach er die unscheinbare Blume.

"Hurrah, Victoria, Lisl! Ich habe sie schon!"

Raum ein paar Sekunden verflogen, da war Eibert auch schon wieder heraufgeklettert, legte ihr die Blume in die Hand und sagte trotzig stolz:

"Siehst Du, Lisl, diese da ist Deiner werth. Leg' sie in das Gefangbuch und dann denk' an mich an jedem Sonntag! Doch wachse nur noch recht, Du kleines, furchtames Ding, dann wirst Du vielleicht auch an den Wochentagen meiner gedenken! — O Du begreiffst es ja noch gar nicht, wie unendlich lieb ich Dich habe!"

"O ich Dich auch", sagte sie verlegen und setzte dann

noch etwas schmolleud hinzu: „Und ich werde ja schon noch wachsen, deshalb brauchst Du mich nicht zu verspotten! Das ist recht garstig von Dir!“

„Nun bist Du mir auch noch böse? — Nein, liebste, beste Lisl, verzeih' mir jedes Wort, das Dich gekränkt haben sollte!“ bat nun Eckbert wieder. „Morgen früh muß ich ja wieder fort von Dir und auf lange, ewig lange Zeit, darum mußt Du mir auch wieder ganz gut sein! Und bitte, kein Wort sage der Mutter, wo und warum ich Dir diese Blume geholt! Aber Du versprichst mir nun, daß Du sie gar gut aufheben willst, sowie ich deinen Strauß. Und nichtwahr, herzige, einzige Lisl, so oft Du den Wildbach brausen hörst, dann mahnt er Dich, bei Tag und Nacht an mich zu denken, bis ich wiederkehre.“

„Ach ja, ja, schon recht! Aber komm jetzt endlich mit nach Hause, sonst wird Mama zanken.“

Das war ihre ganze Erwiederung auf Eckbert's letzten Satz, mit dessen stürmischem Pathos er das Klauschen des Vaches noch übertönen wollte.

Mengstlich sah dabei Elisabeth nach dem Altan zur Mutter, die, nach Beiden ausspähend, schon vor einigen Minuten herausgetreten war. Auch Eckbert war jetzt kleinlaut geworden.

„Sie versteht mich noch immer nicht!“ sann er wieder wehmüthig vor sich hin. . . .

Hand in Hand hierauf, wie Geschwister, kehrten sie wieder über die Zugbrücke heim. —

In gewohnter Traulichkeit wurde der letzte Abend verbracht und Eckbert hielt sich so standhaft gegen Elisabeth zurück, der das Gleiche gar keinen Zwang kostete, daß Frau von Delsk auch nicht das Mindeste zu ahnen bekam von der

tieferen Bedeutung des Straußes, sowie der einzelnen Blume, die sie mit heimgebracht hatten. —

Am andern Morgen fuhr der Wagen im Burghofe vor. Die Tante, die schon mit aufgesetztem Hute zur Fahrt bereit stand, wollte Eckbert nach dem, eine Stunde weit entfernten Bahnhofe begleiten, dann sollte er nach Berlin weiterreisen, um im Hause eines Professors sich noch völlig einzuschulen für die, im künftigen April in Kiel stattfindende Prüfung zum Eintritt in die kaiserliche Marine. Nach glücklichem Erfolg hatte er dann auch seine körperliche Tüchtigkeit in sofortiger halbjähriger Seefahrt auf dem Kadettenschiffe zu erproben.

Schon kam jetzt die Zeit des Abschiednehmens für mindestens vier Jahre, ein für Eckbert gar wohl bewußter Zeitraum, der deshalb auch zentnerschwer auf seinem Herzen lag, in Elisabeth's Begriffen aber nur ein sehr unbestimmtes Maß darstellte.

Jetzt endlich mahnte Frau von Delz zum Aufbruch. Schon minutenlang hatte Eckbert mit mühsam verhaltenem Schmerz und noch trockenen Augen vor sich hingestarrt. Nun aber ward er mit einem Male von heftigem Weinen geschüttelt. Schluchzend umarmte er seine kleine Cousine und wollte sie gar nicht mehr loslassen, bis er zuletzt auf das Geheiß der Tante von dem, immer schüchterner vor ihm zurückweichenden Mädchen sich abgekehrt hatte.

„Komm, lieber Junge! Mach' Dir den Abschied von uns nicht allzuschwer!“ tröstete Frau von Delz. „Wenn Du ein richtiger Seemann werden willst, mußt Du Dich bei Zeiten an's Abschiednehmen auf gar lange Zeit gewöhnen!“

Ohne ein weiteres Wort griff er nach seinem Hute, vermied es, noch einmal in Elisabeth's Augen zu sehen und

ließ sich, wie willenlos, von der Hand seiner Lante hinunterführen.

Schon polterte der Wagen über die Zugbrücke hinaus zur Waldstraße. Nochmals sah Eckbert, von seinem Sitze sich erhebend, zum Altan hinauf.

Elisabeth stand droben und wehte dem „lieben Vetter“ mit dem Taschentuche die letzten Grüße zu. Er selber winkte mit zitternder Hand zu ihr hinan, — als seiner ersten, heiligen Liebe.





Zweites Kapitel.

Frau von Delz war zur Mittagszeit von der Begleitung ihres Neffen wieder heimgekehrt. Dieser fuhr, seinen Strauß wie das kostbarste Kleinod in der Hand haltend, weiter nach Berlin, und er fühlte sich in seinem jungen, schwärmerischen Herzen so verwaist, als habe er in der Nacht zuvor Vater und Mutter verloren. Aber auch seiner Tante dünkte jetzt die einsame Wohnung wie ausgestorben. Eckbert's lebensfrohes Wesen hatte die Eintönigkeit ihrer täglichen Gewohnheiten angenehm unterbrochen und die Luft ihres Hauses wohlthuend erfrischt. Schwermüthig ließ selbst die sonst immer froh gelaunte Lisl noch den ganzen Tag den Kopf hängen, aber nicht, weil sie in ihrem Better den stürmischen Liebhaber, als vielmehr den lustigen Gespielen vermistete, mit dem sie trotz all' seiner Neckereien und Kraftproben so gute Kameradschaft geschlossen hatte.

Deshalb that es Frau von Delz auch um derentwillen leid, daß diese abwechslungsreiche Woche nun gar so rasch verstrichen war, denn in der ganzen Gutsnachbarschaft gab es für Elisabeth kein gleichalteriges Mädchen, das ihr einen heiter anregenden Umgang gewähren konnte. Sie hatte sich

zwar noch nie über ihr bisher so abgesehenes Leben beklagt. Seit den drei letzten Jahren mußte sie nichts Besseres und entbehrte darum auch nichts. Auch war ihr der harmlose Kinderfrohsinn bis jetzt so wenig verloren gegangen, wie die Singlust dem Waldvogel, der, von keinem andern Liede angeregt oder begleitet, ganz einsam aus Laub und Wipfeln seine frohen Weisen hinausfingt.

Trotzdem aber glaubte das Auge der Mutter in dieser Woche wahrgenommen zu haben, daß unter Eckbert's Verkehr gar manche Knospe in Elisabeth's Wesen sich erschlossen, zu deren Entfaltung alles Licht der Mutterliebe doch nicht kräftig genug gewesen war. Gedachte Frau von Delz dann auch noch ihrer eigenen, an Schwestern und Freundinnen so reichen Jugendzeit, so bedrängte sie jetzt immer stärker der Gedanke, daß sie endlich, um ihrer Tochter willen, ihr einsames Wittwenheim hier aufgeben sollte.

Schon am folgenden Morgen, nachdem sie manche Nachtstunde nachgesonnen, war in ihr dann auch der Entschluß gereift: ihren dauernden Aufenthalt in Schloß Delz schon in diesem Spätherbst aufzugeben. Nicht aber nach ihrem früheren Wohnsitz, Schloß Strelow, wollte sie zurückkehren. Sie hatte die dazu gehörigen Güter verpachtet und fürchtete sich jetzt davor, dort allein weiter zu leben, wo Haus, Feld und Wald sie immer nur an die frohe Thätigkeit ihres Mannes erinnern mußten. Trotz aller Verklärung ihrer Trauer um ihn — eine Wittwe blieb sie eben dennoch. In dieser Empfindung war es ihr noch der erträglichste Gedanke, sich in Berlin ständig nieder zu lassen, wo ihr zudem auch noch ihre, unterdessen gleichfalls verwittwete Mutter zur Seite stand. Dort wollte sie sich dann nur der Ausbildung Elisabeth's hingeben und dann alljährlich

in den Sommermonaten wieder hierher zurückkehren, zur waldbumblühten ersten Heimath und nunmehrigen Grabstätte ihres einstigen Liebesglückes. —

Die Jahreszeit, in der ihr Entschluß ausgeführt werden sollte, war jetzt herangekommen. Doch immer wieder schob Frau von Dely den Zeitpunkt dafür hinaus. Erst wollte sie zum vollen Begriff des Spätherbstes das gänzliche Verwelken der Laubbäume und Sträucher abwarten, dann wieder den völligen Blätterfall und, als auch dieser endlich eingetreten war, sogar noch die ersten Schneeflocken. In dieser Walbeinsamkeit brachte ihr ja die Natur zu allen Jahreszeiten ein gleich theilnahmvolles Verständniß entgegen. Ging sie hier allein oder mit Elisabeth spazieren, immer war dabei ihres Mannes Geist ihr Begleiter, der sich auch an der kleinsten Blume mit ihnen freute. Wollte jedoch jemals ein zu düsterer Gedanke ihre Seele bedrücken, so kannte sie schon die Stelle, wo sie diesen wieder ablegen konnte: an Eckbert's Grab. Tag um Tag besuchte sie's und zu jeder Jahreszeit, selbst im tiefsten Winter, wußte sie's mit neuen Blumen und Kränzen zu schmücken. So ward sie sich hier immer wieder aufs Neue ihrer geistigen Vereinigung mit dem geliebten Verklärten bewußt. — Wie ganz anders aber würde ihr wohl in der lauten Welt einer Großstadt zu Muth sein, unter all' ihren, vom Kampf um's Dasein alltäglich abgehetzten oder nur nach äußerem Vergnügen verlangenden Menschen! Hatte sie sich's auch hundertmal gesagt, daß sie auch mitten in Berlin mit der Mutter und Tochter ein gleich stilles, beschauliches Leben führen und dem Geist ihres Mannes gleich nahe bleiben könnte, so ward ihr der Abschied von ihrer Delyer Einsiedelei doch noch ganz besonders wehmüthig gemacht. Sie

sollte sich ja nicht nur vom Grab ihres Todten trennen, sondern auch vom Herzen einer Freundin, die, wie nie eine andere, in Freud' und Leid ihr seit vielen Jahren nahe gestanden. Und diese war ihre nächste Gutsnachbarin, Frau Irene von Goos.

* * *

Beim Verleben der ersten Flitterwochen auf Schloß Deltz vor anderthalb Jahrzehnten hatte das neuvermählte Paar, das in seinem jungen ehelichen Glück ungestört sein wollte, jeden Verkehr mit der Nachbarschaft vermieden. Im nächsten Sommer jedoch, als die Beiden mit der kleinen Elisabeth von Schloß Strelow wieder hierher gekommen, war ihnen der Besuch einiger Nachbargüter doch als unvermeidliche Pflicht der Höflichkeit erschienen und sie begannen damit in Goos, das ihrem Sommeritz am nächsten gelegen war.

Schon damals, im neunten Jahre von Irene's Ehe, hatte diese in der ganzen Nachbarschaft als eine unglückliche gegolten, und, wie es mit dem Urtheil der Welt meistens so geht, war es dem allgemeinen Klatsch noch viel interessanter erschienen, das Bild dieses häuslichen Unglücks wo möglich noch schwärzer auszumalen und gar keine Lichtpunkte daran übrig zu lassen. Die junge Frau von Deltz hatte jedoch eine offenkundig unglückliche Ehe bisher nur dem Namen nach gekannt, und da sie gleichfalls hörte, daß Frau von Goos der völlig unschuldige Theil war, so konnte sie sich in ihr auch nur das verkörperte Bild trübseliger Kümmerniß vorstellen.

Darum fuhr sie denn auch damals in feltjamer Bekommenheit den Gooser Schloßberg hinan. Sie waren Beide jedoch auf's Angenehmste überrascht, als sie Frau

von Goos zum ersten Mal gesehen und gesprochen. Mit solch' ungekünstelter Herzlichkeit wurden sie von der, zu jener Zeit noch sehr schönen Frau begrüßt und bewirthet. Ihre belebte Unterhaltung ließ so gar keinen Beisatz von heimlichem Herzleid ahnen. Sogar mit ihrem Manne verkehrte sie mit einer so wohlthuenden Liebenswürdigkeit, als sei sie die durch Gegenliebe beglückteste Frau. Als sie dann ihren neuen Gästen auch noch ihre blühenden Kinder, Wolf und Dora, vorgestellt, da that sie das mit einem so reinen Ausdruck der Mutterfreude, daß auch nicht die kleinste Wolke den Himmel ihres häuslichen Glücks zu verdunkeln schien. Doch, so tief auch Irene die wahre Stimmung ihres Herzens zu verschleiern wußte: Agnes, und noch schärfer Eckbert, hatten gar bald, selbst aus ihrem kurzen Verkehr in diesem Hause, herausgeföhlt: das Gerede der Außenwelt sei denn doch kein unbegründetes und nur der Mann hier der schuldige Theil.

Als die Beiden dann wieder durch das dämmerigte Delzer Waldthal heimwärts fuhren, da war das herzlichste Mitleid mit Frau von Goos deren Geleit, und Agnes sagte zu Eckbert: „Wie dauert mich diese arme Frau! Ich kann Dir nicht sagen, wie sie mir schon bei diesem ersten Besuche sympathisch geworden. Und, so viel älter sie auch ist, glaub' ich doch: wir Zwei könnten recht gute Freundinnen werden. Drum, nichtwahr, Eckbert, recht oft darf ich mit ihr zusammenkommen?“

„Sehr gerne, liebes Kind“, erwiederte dieser. „Kannst Du es so einrichten, daß Du in Zukunft mit ihr allein verkehrst, so soll es mich für euch Beide herzlich freuen, wenn nur ich selber mit dem Mann aus dem Spiele bleiben darf, der auf mich den allerübelsten Eindruck gemacht hat.

Denn, mag er auch äußerlich noch so perfekt den Cavalier spielen: der ganze Mensch, nach Allem, was ich von ihm schon gehört, ist mir doch nur verächtlich.“

Die Abneigung des Gooser Gutsherrn gegen seinen Delzer Nachbarn war indessen gleichfalls eine nicht minder ausgeprägte, schon nach dieser ersten Begegnung. Auch Werner hatte sogleich herausgeföhlt, daß Eckert nie und nimmer der Mann sei, mit dem er einen näheren Umgang pflegen möchte. Dessen lautere Männlichkeit, die seinem Wesen den Stempel aufdrückte, war ihm instinktiv zuwider, und in jedem seiner ernstern Blicke witterte er eine versteckte moralische Schulmeisterei heraus. Ihm war überhaupt nur wohl bei Männern, die gleich layer Lebensanschauung hulbigten und als gleiche Nichtsthuer sich einander Nichts vorzuwerfen hatten. Darum ließ es Werner auch bei seinem einmaligen kühlen Gegenbesuche bewenden und kümmerte sich nicht weiter um den öfteren Verkehr der beiden Frauen. —

So verging keine Woche, ohne daß Irene nicht mindestens einmal nach Delz herübergefahren kam. Agnes aber getraute sich meist nur dann ihren Besuch zu erwiedern, wenn sie wußte, daß Werner nicht daheim sei, denn zu peinlich empfand sie es schon ein paar Male, wie er ihr absichtlich aus dem Wege ging. Stets freudig hingegen empfing Eckert die Freundin seiner Frau und war immer als lebenswürdiger Hauswirth bemüht, die Stunden ihres Besuchs auch seinerseits möglichst angenehm zu machen.

Bei der immer inniger werdenden Freundschaft dieser beiden Frauen hatte nun Agnes freilich den leichteren Stand. Von der Fülle eigenen Hausfriedens umgeben, kostete sie's nur die Empfindung wehmüthiger Theilnahme für die

Freundin, die von Jahr zu Jahr an diesen inneren Glücksgütern immer mehr daheim verarmte. Frau von Boos hingegen, je tieferen Einblick ihr in das Delz'sche Liebesleben gewährt ward, empfand um so bewußter den traurigen Gegensatz davon im eigenen Hause. Gewahrte sie drum bei jedem neuen Zusammensein mit Edbert und Agnes, wie dieser jedes ihrer Worte immer gleich freundlich und sanft erwiderte, wie sie bald wie zwei Kinder zusammen scherzten und bald in ernstern Fragen friedliche Reden und Gegenreden austauschten, um schließlich, wie gleichgestimmte Harfen, zusammen zu klingen: da that freilich der armen, vergleichenden Frau das Herz oft recht weh und es ward von traurigen Gedanken beschlichen. Sie wurden im Laufe der Zeit aber immer spärlicher und viel höhere, abgeklärtere Empfindungen kehrten tröstend bei ihr ein.

Schon unzählige Male, noch vor ihrer Freundschaft mit Frau von Delz, war die Versuchung an Irene herangeföhren: unter dem Druck all ihrer Schmerzen und Täuschungen, gleich so vielen anderen Frauen, am Wesen, Glück und Segen der Ehe überhaupt irre zu werden. Freilich hätte die Erinnerung an den friedensreichen Haushalt ihrer eigenen Eltern ihr diesen gefährdeten Glauben in seiner alten Zuversicht wieder zurückgeben zu können. Ihr aber war das Verhältniß von Vater und Mutter, so einträchtig dieses auch war, doch von etwas derberem Zuschnitt erschienen, als sie selber ihr Eheglück mit Werner sich einst ausgedacht hatte. Die meisten anderen Ehen hingegen, die sie bis jetzt in der Nachbarschaft kennen gelernt, dünkten ihr weder gut noch schlecht, weder kalt noch warm: eben solche Duzendehen, bei denen Mann und Frau mitunter ganz behaglich zusammen hausen und mit äußerlichem An-

stand das Leben gegenseitig genießen, ohne deshalb auch schon in jener harmonischen Gemeinsamkeit mit einander aufzugehen, wie diese in den Tagen der Brautzeit ihr als eheliches Ideal vorgeschwebt hatte.

Hier aber, im Hause der glücklicheren Familie Delz, sah sie dieses jetzt in Fleisch und Blut und täglich zu neuer Schönheit und Würde verkörpert. Und je öfter sie im Schleier neidloser Entfagung darin einkehrte, um so überzeugender ward ihr, statt ihres früheren verbitterten Glaubens vom ehelichen Glück, der andere, erlösende gepredigt: „Nein, kein phantastisches Trugbild, von dem nur die Dichter singen, ist der Ehestand! Das immer gleich klare Sonnenlicht ist er im Dunkel des Lebens, die Pflegestätte aller Zucht und Sitte, der lautere Born alles Guten und Edeln, die Weihe für jede irdische Freude, sowie der Trost für alles Menschenleid!“ —

So wirkte die Freundschaft dieser beiden Frauen gegenseitig aufeinander. Das Glück der Einen half die Andere in ihrer Trübsal aufrichten. In Treenen's Unglück hingegen ward Agnes ihrer häuslichen Segnungen immer dankbarer bewußt.

Ein Glück hatten Beide aber doch gemein: das an ihren Kindern, die stets traulicheren Antheil nahmen an der Freundschaft ihrer Mütter. Schon als Elisabeth Delz ein einjähriges Kind war, hatte Frau von Goos den damals neunjährigen Wolf sammt seiner, um vier Jahre jüngeren Schwester, Dora, mitunter nach der alten Ritterburg herübergebracht. Diese mit dem viel glänzenderen väterlichen Schloß vertauschen zu dürfen, erschien vor Allem dem Knaben immer als ein besonders romantischer Hochgenuß. Für Dora hatte ein solcher Besuch noch den Reiz, mit der kleinen Nisl, wie mit

einem Schwesterchen, kosen und spielen zu können. Und auch Wolf machte sich oft den Scherz, sich zum Ritter dieses herzigen Kindes aufzuwerfen.

Als dem Deltz'schen Ehepaar dann der eigene Sohn schon kurz nach der Geburt gestorben war, und diese tiefe Wunde wieder zu heilen begann, empfand Herr von Deltz eine ganz besondere Sympathie für den heranwachsenden Wolf. In den Herbstferien nahm er später den jungen Gymnasiasten manchmal auf die Jagd mit und schulte ihn in der Waidmannskunst ein, die seinem Vater daheim von jeher ein verhaßtes Vergnügen war. —

So wuchsen auch die Goos'schen Kinder von Jahr zu Jahr immer vertrauter mit dem Deltz'schen Hause zusammen, und so oft Irene ihnen den Besuch darin in Aussicht stellte, freuten sie sich darauf, wie auf einen Festtag. Doch waren all' diese Besuchstage später nur für Wolf, der unterdessen zum lebensfrohen Universitätsstudenten herangewachsen war, von einer ungetrübten Freude, Dora jedoch hatte bei ihrer Heimkehr in's Elternhaus gar oft die traurige Empfindung, als ob sie aus warmem Sonnenschein in frostigen Nebeldunst versetzt worden wäre. —

Da kam für Frau von Deltz jener unsäglich traurige Herbsttag. Und jetzt erst, während jener langen, schweren Winterzeit, erhielt die Freundschaft dieser beiden Frauen ihre volle, schmerzreiche Weihe.

So oft sie nur daheim sich losmachen konnte, auch beim wildesten Schneetreiben, kam Irene zu Agnes herübergefahren. So half sie Monate lang das Herz der bekümmerten Freundin immer wieder von Neuem aufrichten und diese glaubte so fest an Irene's Trostwort, als sei sie eine, vom Himmel ihr herabgeschickte Bötin.

Schon ein paar Stunden nach Eckbert's Tode hatte dann Frau von Goos vor dem Sterbebette des Verklärten gekniet, um der Freundin die ersten herben Wittwen Thränen trocken zu helfen.

„Ach, Agnes, weine Dich aus,“ hatte sie damals gesagt, „aber laß mich zu deinem Troste sagen: die Thränen, die Du jetzt am Sterbebette deines geliebten Eckbert's weinest, der Dich im Leben allezeit nur auf Händen getragen, — glaub' es mir, es sind noch lange die bittersten nicht! Dein Schmerz ist ja ein heiliger und wird sich mit der Zeit noch völlig verklären. Viel bitterer aber noch ist es, am Sarg alles ehelichen Glückes weinen zu müssen, denn dieser größte aller Schmerzen vermag sich nie zu lindern und nimmer wird er zu einem heiligen verklärt.“

Das war das allererste und alleinige Mal, daß Irene, von Mitleid für Agnes überwältigt, von ihrem eigenen häuslichen Leid ihr ein Geständniß machte, und sie war hinterher wieder so erschrocken darüber, daß sie sich von nun an auf's Neue unverbrüchliches Schweigen gelobt hatte.

Beim Grabgeleite ging dann auch Irene, die Wittwe mit ihrem Arme stützend, hinter dem Sarge. Die elfjährige Elisabeth wurde von Dora geführt und diese vergoß viel schmerzlichere Thränen, als die eigene Tochter des Todten, die damals nur dunkel begriff, daß sie den treuesten Vater zur Gruft im Walde hinaustrug. Wolf war damals auf der Universität, sonst hätte gewiß auch er den Mann zu Grabe geleitet, der ihm früher wie ein zweiter Vater zugehan war, und in dem er das Vorbild aller ritterlichen Tugenden verehren gelernt hatte. Werner von Goos jedoch, der schon dem lebenden Herrn von Dely immer ferngestanden, hatte nun auch bei dessen Begräbniß gefehlt.

Auch der damals neunundzwanzigjährigen Wittwe, die jetzt ihren bleibenden Wohnsitz in Schloß Deltz aufgeschlagen hatte, war Irene die gleiche Freundin und Beratherin geblieben. Zwei nahe wohnende Schwestern konnten nicht häufiger, nicht vertrauter, mit einander verkehren und nach wie vor war Dora bei allen Besuchen die treue Begleiterin der Mutter. Auch Wolf wußte sich in den Ferien keinen lieberem Besuch, als bei Frau von Deltz. Er hing an ihr mit einer, für seine Jugend ungewöhnlich ernstern Verehrung und auch für das Töchterlein, das er noch immer harmlos duzte, hielt sein Wohlgefallen ganz gleichen Schritt. Hätte er jedoch im Frühjahr mit angesehen, wie Elisabeth's junger Vetter ihr zum Abschied am Wildbach jene gefährlich zu holende Blume gebrochen, und hätte er auch dessen allzu stürmisches Liebesgeständniß mitangehört — wer weiß: ob ihn dann nicht urplötzlich die Eifersucht übermannt haben würde, und mit ihr eine gleich frühzeitige Liebe? . . .

* * *

Nun war die stets hinausgeschobene Stunde des Abschieds für die beiden Freundinnen endlich herangekommen. Die Laubbäume des Waldes standen völlig kahl und schwere Nebelmassen hingen an den Bergen, so recht eine melancholische Stimmung der Natur zu traurigem Abschiednehmen von Menschen, die einander lieb haben.

Alle andern Besuche der Nachbarschaft hatte Frau von Deltz schon hinter sich, und nicht bei einem einzigen war ihrem Herzen besonders wehe geschehen. Auch in Goos hatte sie dem Schloßherrn, wie einem ihr halbfremden Menschen schon Lebewohl gesagt und dieser in gleich gemessener Förmlichkeit ihren Abschiedsbesuch erwidert.

Selbst vom Grab ihres geliebten Todten hatte sie schon in aller Frühe Abschied genommen. Ganz allein mit Elisabeth hatte sie davorgeliegt und war mit rothgeweinten Augen dann in ihr Wittwenheim gewankt. Nun sollte die allerletzte Frist vor ihrem Scheiden nur noch ihrer Freundin Irene aufbewahrt sein.

Diese war, von Wolf und Dora begleitet, heute herübergefahren und nun saßen alle Fünf in der getäfelten Wohnstube. Erst hatten sie sich alle Mühe gegeben, den Schmerz des nahen Abschieds in trauter Zwiesprache hinwegzuplaudern. Doch es wollte damit nicht recht gehen und alle ihre Worte verstummten zuletzt. Agnes hielt Irene's Hand umfaßt. Thränen rollten von ihrer Beider Wangen nieder. Wolff und Dora saßen ein wenig entfernt von den Müttern bei Elisabeth, Alle gleich gedrückt und schweigsam. Jetzt hörte man schon den Wagen im Schloßhofe vorfahren.

Frau von Deltz erhob sich und zwang sich zum letzten Wort: „Irene, nun heißt es Abschied nehmen! Doch wollen wir ihn uns nicht noch schwerer machen, als er ohnedem schon ist! Gott, was haben wir Zwei hier Alles durchlebt, was durchlitten! Unsere Herzen wissen's zur Genüge, darum wollen wir selber darüber schweigen. Aber, was Du mir als Freundin gewesen bist und gethan hast, das dank' ich Dir jetzt aus ganzer Seele, und das vergelte Dir der liebe Gott an Dir und deinen Kindern!“

In gleicher Ergriffenheit erwiderte Irene: „An mir, beste Agnes, hast Du noch viel mehr Gutes gethan, hundertmal mehr, als Du selber weißt! Drum nimm tausendfachen Dank mit Dir fort für alle mir erwiesene Wohlthat! — Und bleibe mir gut für das ganze Leben!“ —

Was das für eine Wohlthat war? — Die nun neunzehnjährige Tochter Treenen's ahnte es gar wohl. Unter Thränen umarmte sie Frau von Deltz und sie war sich jetzt des gleichen Dankes bewußt, wie vorhin die Mutter: des Dankes dafür, daß auch ihr im Deltz'schen Hause der Glaube gerettet ward an das erreichbare Ideal einer glücklichen Ehe, das sie daheim zu solch' tragischem Trugbild entstellt sehen mußte.

Die kleine Elisabeth sah verschüchtert drein. Als dann aber Wolff mit beiden Händen ihren lieblichen Kopf umfaßt und ihr stürmisch die Stirne geküßt, da brachen auch dem Mädchen auf einmal zwei große Thränen hervor und traurig sah sie ihm in sein schönes, ehrliches Gesicht.

Ein paar Minuten darauf fuhr Agnes mit Elisabeth auf der kalten, entlaubten Waldstraße zum Bahnhof. Trene kehrte, von innerem Frost durchschauert, mit ihren Kindern in ihr, stets gleich spätherbstlich ödes Heim zurück.





Drittes Kapitel.

Wieder war der Frühling unterdessen dreimal in's Land gezogen, aber noch nicht auch in's Innere von Schloß Goos, wie Irene immer wieder schüchtern gehofft hatte.

Nein, in ihrem Hause brütete noch immer das alte häusliche Unglück mit täglich neugeschlagenen Wunden, so recht dazu geschaffen, um auch die stärkste leibliche Kraft zuletzt aufzureiben. Aber man stirbt nicht so leicht an gebrochenem Herzen und das Pflichtgefühl machte ihr das Leben noch immer lebenswerth. Denn, so kärglich auch jetzt noch ihre Liebe von dem Manne gelohnt ward, und selbst dann nur in meistens gefälschter Münze: in ihrem zwiefachen Mutterglück war ihr wenigstens die andere Hälfte des Ehesegens in vollgültigem Gold ausgezahlt worden.

Dora's von Natur aus rasch erregbare Gemüthsart war seit ihrer Heimkehr von Jahr zu Jahr immer mehr gefänftigt worden, und längst hatte sie einsehen gelernt, daß sie den Vater nun einmal hinnehmen mußte, wie er eben war. Früher konnte sie sich trostlos unglücklich fühlen, wenn ihre Kindesliebe voll schmerzlicher Sehnsucht in sein

Herz hineingerufen und kein warmer Ton ihr daraus entgegen geklungen. War ihr Schmerz aber gar zu stürmisch geworden: jedesmal kam er zu neuer Versöhnung durch der Mutter inniges Trostwort, mit der sie des Vaters seltsame Art beschönigte. So, von der Mutter geführt und gestützt, hatte sich Dora immer beharrlicher zur Höhe jener Seelenruhe emporgemüht, die jene schon längst errungen hatte.

Trotz alledem lag aber ein zarter Wehmuthsschleier über dem Wesen des Mädchens. Weit über ihr Alter hinaus ernst geworden, war sie ebenso anspruchslos in ihren Freuden und Wünschen. Belustigten sich ihre Altersgenossinnen in Unterhaltungen aller Art und träumten sie zumeist von dem, gleich einem Erlöser ersehnten, Bräutigam: Dora war nur besorgt, der Mutter alles Liebe zu erweisen und ihr den Hausfrieden möglichst ungetrübt erhalten zu helfen. Wäre sie nur auf ihre Person bedacht gewesen, so hätte sie am Liebsten im Diakonissenschleier der leidenden Menschheit sich völlig hingegeben. Hatte sie doch im eigenen Hause gar so wenig Menschenglück kennen gelernt und ihren Glauben daran fast völlig verloren! In der Gooser Dorfgemeinde ging sie wie eine wohlthätige Fee in den Häusern der dortigen Kranken und Armen ein und aus. Sie gründete einen Kindergarten sammt Volksbibliothek, die sie beide sorglich überwachte, und erschloß sich durch diese kinderfreundliche Beschäftigung einen Himmel innern Glückes, dessen reiner Sonnenglanz auch das Herz der Mutter miterquickte.

Wenn Werner oft tagelang kein freundliches Wort mit Irene sprach, nur mit frostigem Gruße ging und kam, oder gar beim geringsten Anlaß mit derbsten Worten sie anfuhr, da genügte ihr stets ein Blick auf Dora, ein Gedanke an den noch abwesenden, gleich braven Wolf, und gerne

verzieh sie immer wieder dem Manne, der auch der Vater ihrer Kinder war.

Doch all solches Leid erlitt Irene ja gleichsam offen am Tage, und sie wußte darum auch, was sie Werner verzeihen konnte, ohne sich selber zu entwürdigen. Ob ihr aber in undurchdringlicher Verborgenheit von ihm nicht noch Unwürdigeres angethan wurde, was sie ihm nicht vergeben durfte?

Doch wie kam sie nur auf einmal zu dieser argwöhnischen Frage? War am Ende doch ein boshaftes oder nur unbedachtes Wort ihr zugetragen worden, ob auch bisher Ehrfurcht und Mitleid selbst dem leichtfertigsten Schwäger vor ihr die Lippen verschlossen hatten? Nein, nichts dergleichen. So viel auch schon vor Jahrzehnten in der Nachbarschaft über die galanten Sünden des Goosjer Schloßherrn gesprochen worden war, schon längst waren sie durch noch pikantere Historien aus der Berliner chronique scandaleuse verdrängt gewesen.

Zudem hatte man aber auch schon längst allgemein angenommen: Frau von Goos habe, neben allen andern offenkundigen Schwächen Werner's, auch noch seine heimliche Untreue mit zugedrückten Augen und stummem Munde mit in den Kauf genommen. Niemand hatte durch diese Annahme sie an der allgemeinen Verehrung wesentlich verkürzen oder ihren Charakter erniedrigen wollen. Was manch' andere unglückliche Frau aus schmerzlicher Klugheit beim Mann übersieht, da sie's doch nicht ändern kann, hätte das nicht auch diese eine Frau von Goos gedurft? Und doch, wie Unrecht that man ihr! Nein, noch immer lag der Schleier der Unwissenheit vor Irenen's Frauenaugen. Denn, daß Werner auch in diesem Winter sogar auf Wochen nach

Berlin gegangen, daran hatte sie sich ja gewöhnt und es ohne besondere Bitterkeit auf seine arbeitslose Langweile geschoben. Auch, daß er bald mit erzwungenem Humor, der so gar nicht zu ihm paßte, bald tief verstimmt, heimgekommen, auch damit hatte sie sich längst schon abgefunden. Doch jetzt, nachdem er wieder einmal aus der Hauptstadt heimgekehrt, ward es jählings Nacht in ihrem Kopf, Nacht in ihrem Herzen, und das Gespenst des unseligsten Argwohns bedrängte sie. Noch waren zwar keine greifbaren Beweise seiner Untreue ihr nahegetreten, aber die wachsende Scheu vor ihrem Blick und Umgang, das verlegene Ausweichen bei den harmlosesten Fragen über seine letzten Berliner Kunstgenüsse, von denen er sonst so weitschweifig zu erzählen wußte; die gesteigerte Heimlichkeit, mit der er empfangene Briefe verbarg, machten endlich den Schleier zerreißen, den die Hand der Liebe dem Blick ihrer vertrauensvollen Unerfahrenheit bisher vorgehalten hatte.

Von solchen Zweifeln gequält, saß Irene jetzt weinend in ihrem Zimmer. Da mußte sie unwillkürlich einer andern Frau gedenken, die einst in gleicher Lage gewesen, wie nun sie selber. Lange schon war es her und sie noch jung und glücklich. Doch erinnerte sie sich noch gar gut daran. — Damals sprach man in einer Gesellschaft vom untreuen Manne jener Frau, und man beschuldigte diese darum, daß, obwohl sie selber das argwöhnen mußte, sie dennoch nichts gethan, um darüber in's Klare und zu einem entscheidenden Schritte zu kommen. Und manch' eine der anwesenden Damen hatte gemeint: eine wirklich moralische Frau habe die Pflicht, die ihrem Manne nachgeredete Schuld in's volle Licht zu ziehen, um sie dann auch gründlich verdammen und ihn selber, so bald als möglich, zur Besinnung und Umkehr

bewegen zu können. Unterließe sie dieses aus Feigheit oder verblendeter Liebe, so mache sie sich gleichsam zur Mitschuldigen ihres Mannes und ihre eigene Sittlichkeit sei dann nicht minder hart zu beurtheilen, wie die seinige. Und Irene selber, um ihre Meinung gefragt, hatte damals als ganz junge Frau schüchtern beigestimmt.

„Ach ja,“ sann sie jetzt vor sich hin, „wie schnell ist man doch oft fertig mit dem Urtheil über Andere! Befindet man sich aber in der gleichen Lage, dann wird man sich erst bewußt, wie voreilig und ungerecht man gewesen. Arme Frau, wie schmerzlich hab' ich Dir jetzt abzubitten! Aber ich war ja damals noch zu jung und unerfahren. Nun zittert mein Herz vor derselben Frage: was thue nun ich, um einem, mich gleich beängstigenden Argwohn auf den Grund zu kommen?“ . . .

Eine Weile sah sie sinnend vor sich hin. Aber immer heftiger fing der Aufruhr in ihr zu toben an, bis sie endlich sich sagte: „wo ist mein eigener Muth, den Zweifel von der Gewißheit auszuscheiden? Ach, ich bin zu feige dazu! Ich kann, ich will die Wahrheit nicht wissen! Auch der finsterste Verdacht läßt sich ja wieder händigen und in lichte Hoffnung verwandeln, daß Alles nur ein Trug gewesen. Nein, lieber sterben, als die ganze grauenvolle Gewißheit ertragen!“ —

Wieder starrte sie glanzlosen Blickes in's Leere, dann auf einmal flog ein heller Schimmer über ihr Gesicht und erleichtert aufathmend hob sich ihre Brust bei dem neuen erlösenden Gedanken:

„Nein, nein — mir sagt's mein Gewissen — so lange der Schleier nicht von selber herniederfällt, bin ich auch nicht verpflichtet, ihn mit eigener Hand herunterzuziehen Und, wenn mein Mann auch unrechte Wege gewandelt, darf ich

ihm dann dauernd nachschleichen und mich selber dadurch entwürdigen? Hätte ich es aber dennoch und der Argwohn erwiese sich als falsch? Was dann, wenn Werner inne würde, wie niedrig ich an seiner Treue gezweifelt? Gott, welche dann nie wieder gut zu machende Schuld hätt' ich auf mich geladen? Dürft' ich je wieder um Verzeihung meine Hand und Stimme zu ihm erheben? Ja, wär' ich nicht dann selber die Mörderin an einer möglichen, glücklicheren Zukunft? — Ja, ja, ich will, ich darf schweigen! — Licht, neues Licht der Liebe und Hoffnung durchströmt meine Seele! Du aber, o Gott, sei barmherzig mit mir, und hilf mir den Glauben an Werner bewahren!“ —

Ist der Mensch nur einmal mit seinem Herzen im Klaren, was er in einer schwierigen Lebenslage zu thun oder zu lassen hat, dann wechselt auch gewöhnlich sein erst angstvolles Ringen nach einem Entschluß mit neuer Seelenruhe. Alle Schreckbilder, die ihn Anfangs bedrängt, weichen immer weiter, immer stoffloser zurück, bis sie zuletzt völlig in Dunst zerrinnen, wie wenn sie niemals dagewesen wären.

So ging es auch jetzt Treenen. Seit langer Zeit war darum auch ihr Willkomm- und Abschiedsgruß, ihr Wort und Blick, für ihren Mann nicht mehr so warm gewesen. Zu gemeinsamen Spaziergängen und Ausfahrten, die längst schon aufgegeben waren, lud sie ihn jetzt wieder ein und erfann immer wieder neuen Stoff zu anregendem Zwiegespräch. Jede Aufmerksamkeit für sein häusliches Wohlbehagen, von der sie wußte, daß sie ihn früher gefreut und die nur ihr wachsendes Herzeleid zuletzt übersehen hatte, nahm sie wieder auf und befestigte gleichsam dadurch ihren wiedergewonnenen Glauben an ihn und seine Treue.

Und Werner? — Nun, man durfte von seiner Natur nicht zuviel auf einmal verlangen. Sich Irene's neu erwachter Liebe geradezu entziehen durfte er wohl nicht, um nicht an sich selber zum Verräther zu werden. Ihre Liebe jedoch mit gleicher Innigkeit erwidern, das konnte er nicht. Denn noch nicht so tief war er zum Heuchler herabgesunken, um nicht die glühenden Kohlen, die Irene unbewußt auf sein Haupt gesammelt, bis in's Herz hinunter brennen zu fühlen. Hundertmal lieber wäre ihm jedenfalls gewesen, hätte das frühere frostige Verhältniß zwischen ihnen für immer fortgedauert. Unter dessen düsterem Himmel hatte sich sein Gewissen immerhin noch leidlich wohl gefühlt. Im reinen Glanz von Irene's neuem Liebesverkehr sank dagegen sein Herz immer tiefer in den dunklen Abgrund seines schuldbewußten Daseins. Diese hatte indessen längst gelernt, genügsam zu sein und war deshalb schon froh, daß wenigstens ein freundlicher Gedankenaustausch zwischen ihr und Werner wiederhergestellt war.

Seine Ausflüge nach Berlin waren ja auch viel seltener geworden und in scheinbar froherer Stimmung war er jedesmal von dort heimgekehrt. Ja, gewiß! — Irene konnte nicht länger mehr daran zweifeln: — eine andere, reinere Luft durchwehte jetzt ihr Haus . . .

Nun war auch draußen der Winter vergangen und in der ganzen Natur regte sich schon neues, keimendes Leben. Warmer Sonnenschein, sprießende Saaten, hie und da eine grünende Hecke und eines Vogels Singversuch, dazwischen wieder brausende Stürme — sie verkündeten das Nahen des Frühlings. Doch nicht auf einmal, wie über Nacht hergezaubert, ist er da. Nein, nur langsam, kaum merkbar, schreitet er vorwärts, bis er endlich in voller Pracht vor-

unsern Augen steht. — Ja, auch so ganz allmählig kommt jetzt ihr altes, schon längst entschwundenes Hausglück herangeblüht! Ist jetzt nur auch Wolf wieder heimgekehrt, dann wird das Herz des Vaters an des Sohnes Anblick wieder völlig genesen und auch in ihm wird ein neuer Frühling auferstehen!

Seltzam, nur Dora, das doch an Lebenserfahrung um so viel ärmere Mädchen, ließ mit noch immer gleich kühlem Herzen Alles an sich vorübergehen. Auch sie freute sich zwar aus ganzer Seele auf die Heimkehr des Bruders und noch mehr darüber, daß die Mutter ihr häusliches Leid nun um so viel weniger empfand. Still in sich gefehrt ging sie aber die Wege des Mitleids im Dorfe weiter und vermied ängstlich jedes weitere Gespräch über den Vater. Zu tief war der Gram über diesen in ihr Herz eingegraben und ihre Liebe zu ihm lag auch jetzt noch im Winterfrost, trotz aller mütterlichen Frühlingsahnung, zu der sie nur wehmüthig zu lächeln vermochte.

* * *

Nun war Wolf in sein altes Stammschloß wirklich heimgekehrt. Er hatte nicht nur die Universität absolvirt, sondern auch schon Land- und Forstwissenschaft studirt auf den gleichen zwei Lehranstalten, wie einst sein Vater. Wie ganz anders aber als dieser!

Dadurch war er gleich befähigt, als Gutsherr dereinst an der Verwaltung seines Erbtheils mitwirken, wie im Gemeinleben jeden Ehrenplatz ausfüllen zu können. Bei seinem Wesen war jede Gefahr beseitigt, in der Alltagsprosa des Gutsbetriebs zum einseitigen Landjunkere herabsinken und die Antheilnahme auf den höheren, idealen Gebieten des Lebens

in sich verpumpfen lassen zu müssen. Den vollen Freudenbecher deutschen Studentenlebens hatte er ausgetrunken und sein Schläger war ebenso gefürchtet auf der Mensur gewesen, wie sein schneidiges Wort im Konvent. Das Corps Vandalia, das er wie ein kleiner Regent in fester Hand gehalten, hatte niemals in seinen Annalen einen gefeierteren Senior zu verzeichnen gehabt, und seiner intimeren Freundschaft gewürdigt zu werden, war von all' seinen Corpsbrüdern als ein beneidenswerthes Vorrecht erstrebt worden. Unverbraachte junge Manneskraft lag in seinem Blick, in seiner ganzen Gestalt, und daneben war eine wohlthuende Treuherzigkeit über ihn ausgegossen.

So viele Söhne und Brüder auf Schloß Goos auch schon im Laufe der Jahrhunderte aus der Ferne heimgekehrt: ob wohl nur ein einziger darunter gewesen, der mit gleich verschiedenen Stimmungen jetzt von Vater, Mutter und Schwester begrüßt worden war?

„O, so hab' ich ihn wieder, meinen herrlichen Sohn! All' meine Schmerzen und Sorgen um ihn sind nun überreich belohnt! Und was ich von seinem Vater einst vergeblich geträumt: bei diesem Sohn ist jenes Ideal zur Wahrheit geworden!“

So jubelte heimlich Irene, als sie Wolf an ihr Herz geschlossen hatte.

„Daß ich diesen lieben, treuen Bruder doch für immer jetzt bei mir habe!“ sagte sich Dora. „Nun hab' ich in ihm doch ein Herz, dem ich all' meine heimlichen Kümmernisse um die Mutter anvertrauen darf, das sie verstehen und mit mir theilen wird!“

Werner hingegen, nachdem er den Sohn bewillkommt und düsteren Blickes vor sich hingesonnen, dachte: wie anders es

wohl jetzt um sein eigenes Glück stände, wäre er einst als gleicher Sohn zum Vater heimgekehrt. — Eine, ihm früher völlig fremde elegische Stimmung, die, kaum in ihm aufgetaucht, auch eben so schnell wieder zerronnen war, um einer andern Platz zu machen, die so recht mit seinem ganzen Charakter zusammenstimmt.

„Pah, mit diesen sentimentalischen Skrupeln! Hinweg damit! — Was an meinem Jungen wirklich gut ist und andauert, das hat er ja doch nur von mir. Ja, ja, die angeborene Race thut Alles, und der ihm von seiner Mutter aufgedrungene gelehrte Kram wird in ihm ebenso schnell wieder verfliegen, wie einst in mir selber. Was hat er ihn denn auch nöthig? Ein perfekter Gentleman soll er sein, der in der Welt seinen Mann stellt, sowie das Leben zu genießen versteht, weiter nichts. Und was ihm in dieser Kunst noch fehlt, das werd' ich selber ihn noch lehren.“ —

So lange die frohe Stimmung der Heimkehr andauert, hatte Werner auch noch seine volle Freude daran, den Sohn im Sattel, wie auf dem Kutschirbock, als gleich eleganten jungen Meister, der seiner väterlichen Schule Ehre machte, bewundern zu können, sowie auf den Nachbargütern die Komplimente über seinen ritterlichen Stammhalter begierig einzuheimsen. So stand die Tafel guten Humors für Werner alltäglich neu gedeckt und Mutter, wie Tochter, waren glücklich, wenn sie an Wolf's Seite daran Theil nehmen durften.

Aber auch diese Festwoche allgemeinen Einklangs verging nur allzusehnell. Werner war gegen Irene nach und nach wieder der Alte geworden und auch Dora konnte ihren alten Schmerz um die Mutter nicht länger mehr zurückhalten.

Auf einem einsamen Waldspaziergange hatte sie, erst ganz verzagt, dann immer muthiger, vor dem Blicke des Bruders den Trauerflor hinweggehoben, der den todten Liebesfrieden ihrer Eltern seit langen Jahren verhüllte. In bitterstes Weinen war sie darnach ausgebrochen. Auch Wolf's junges Mannesherz erschauerte vor dem Geheimniß, und er brauchte erst einige Zeit, um sich wieder aufraffen zu können. Dann aber gelobten sie sich, treulich zusammenzustehen, und in ihrem Hause wieder heilen zu helfen, was darin in so langem schweren Siechthum lag.

Irene merkte wohl, wie Wolf seit diesem Tage den Vater gar oft mit mißtrauischem, sie selber aber mit traurigem Auge betrachtete, und wie sein Gesicht immer ernster, sein Wesen mehr und mehr in sich gekehrt ward. Sie ahnte auch den Grund dieser veränderten Stimmung, doch wagte sie nicht, sich durch eine Frage an ihn darüber völlig aufzuklären. Er selber hingegen erkannte immer deutlicher, daß tüchtige Arbeit, die er seit Jahren gewohnt war, für sein wundes Herz jetzt das einzige Heilmittel sei, und keinen Tag länger wollte er damit zögern. . . .

Mutter und Sohn saßen eben vom Frühstück her noch beisammen, da theilte er ihr mit scheinbarer Unbefangenheit seine Absicht mit, sich noch heute Morgen vom Vater die Erlaubniß zu seiner landwirthschaftlichen Praxis im Gooser Gutsbezirk erbitten zu wollen. Fast erschrak sie darüber ein wenig, dann antwortete sie ihm: „Von Herzen freu' ich mich über deinen Entschluß, doch siehe, lieber Wolf, ich meine nur: weil eben der Vater selber bisher sich so gar nicht um seine Gutsverwaltung persönlich gekümmert hat, da könnt' ihn deine Bitte für den ersten Augenblick etwas unangenehm berühren. Und wenn er drum, was ja leicht

möglich wäre, Dir dein Begehren nicht ganz so schnell und freundlich gewährt, wie Du es erwartest, — nichtwahr, dann nimmst Du seine Antwort, wie sie auch immer lauten mag, ruhig und ehrerbietig hin! Und kommt es vielleicht auch schwer Dich an, so bitt' ich Dich: sei verständig und bleibe ruhig, mir, deiner Mutter zu Liebe!“

„Ja, Dir zur Liebe Alles, Alles!“ rief Wolf ergriffen. Das Eis war gebrochen und nun gab es kein Aufhalten mehr. Schwall auf Schwall brach die Fluth seines Schmerzes hervor.

„Verdank ich doch Alles, was ich geworden, nur deiner Liebe! Ein unwissender Nichtsthuer wär' ich, ja, vielleicht zu Grunde gegangen, hättest nicht Du mir's vom Vater mühselig Stück für Stück abgerungen, daß ich etwas lernen durfte! Deine Liebe war der Schutzgeist meiner Jugend! In deiner Ergebung bewunder' ich Dich und mit Dir trauer' ich jetzt über alle jahrelange Trübsal, die Du um des Vaters willen erdulden mußtest. O Mutter, ich will Deine Wunden ja nicht wieder aufreißen, aber ich kenne sie nun alle, alle, und sie müssen jetzt zur Heilung kommen!“

„Um des Himmels willen, Wolf, was redest Du da?“ fiel Irene ihm erschrocken in's Wort. „Das kommt nicht aus Dir allein! Sag', hat Dora etwa mit Dir gesprochen?“

„Und wenn auch? That sie dann ein Unrecht?“ versetzte Wolf. „Oder that sie es nur aus der gleichen Liebe, mit der auch ich nun zu Dir rede? — Nein, glaube mir: es ist besser, daß wir Geschwister wissen, wie es in unserm Hause steht! Dies ewige Verschweigen und Verbergen ist vom Uebel für Dich, wie für uns, denn auch Du mußt nun ein für allemal wissen, daß ich und Dora zu Dir stehen

gegen den Vater! Mag es auch noch so unnatürlich sein, gleichviel! Wir, so wenig, wie Du, haben diese Unnatur in unserm Hause geschaffen. Darum sag' mir, Mutter: wie kann ich Dir beistehen? Was soll ich thun, was lassen? Zu Allem bin ich bereit, wenn es nur Dir etwas hilft, denn geholfen muß Dir werden!"

Voll schmerzlicher Angst hatte die Mutter ihn ausreden lassen. Setzt, da er schwieg, nahm sie zaghaft das Wort, ihre Stimme zitterte leise: „Mein guter Wolf, nie hätt' ich geglaubt, über solche Verhältnisse mit Dir einmal reden zu müssen, und auch jetzt kommt es mich unsäglich schwer an. Doch Du hast mich gefragt, mag es nun gut sein oder nicht, und ich muß Dir Antwort geben. So sag' ich Dir denn: erkennst Du es dankbar an, daß ich Dir von Kind auf eine gute, sorgsame Mutter gewesen, dann beglückt und belohnt es mich. Auf das Tiefste jedoch betrüben würdest Du mich, wolltest Du Dich in offener Feindschaft gegen den Vater stellen, im falschen Glauben, mir selber dadurch helfen zu können. Stehe mir vielmehr mit gleicher Liebe zum Vater bei und Alles meide, wozu ein sündiger Groll Dich verleiten könnte. Glaube mir! Nur dann kann für unser Haus die Zeit noch kommen, wo der Dämon, der sich darin eingenistet, vom Engel des Friedens wieder verscheucht werden wird. Und auch das bedenke, mein Sohn! Alles Gute und Tüchtige Deines Charakters kommt doch nicht allein, wie Du meinst, von meiner Erziehung, die nur pflegen, behüten, entwickeln und vor Auswüchsen bewahren konnte. Doch niemals vermochte sie völlig Neues in Dir zu schaffen, weder im Geist, noch im Herzen. Danke vielmehr Gott, der deinem Wesen schon im Entstehen eine so gute Art verliehen! Den Vater aber beklage mit mir, daß in seiner

Natur von vornherein mehr unglückliche Elemente gelegen, und ihm auch leibergottes die richtige Elternhand fehlte, um in verständiger, sorgamer Zucht den guten Geistern über die schlimmen zum Siege zu verhelfen.“

Wolf hörte ihr im innersten Herzen bewegt zu. Er wagte nichts mehr einzuwenden. Die Mutter aber mahnte im alten Liebeston: „Und nun, lieber Wolf, gehe hinauf zum Vater! Und wie er Dir auch begegnen möge, — vergiß meine Bitte nicht: bleibe ruhig! — Mir zu Liebe!“ —

* * *

Unterdessen lag Werner in seinem sogenannten Arbeitszimmer auf dem Ruhebette hingestreckt, einen französischen Roman in der einen, den Eschibuf in der andern Hand, und das Aroma der Rauchwolken vermengte sich mit dem giftigen Parfüm, das die Blätter dieses Buches aushauchten.

Mit ernster Ruhe trat Wolf bei ihm ein. Schon höchst unwillig über die unerwartete Störung, klappte der Vater das Buch zu, nicht, ohne den Zeigefinger dazwischen zu behalten, und in ziemlich barschem Tone fragte er ihn:

„Was giebt es? Was willst Du?“

Wolf antwortete mit möglichster Gelassenheit: „Ich komme, Vater, um mir etwas von Dir zu erbitten, was Du mir auch gewiß gerne gewähren willst. Siebt es doch kaum eine Bitte, die noch einfacher, noch natürlicher, und für Dich noch leichter zu erfüllen wäre!“

„Und doch braucht es dazu eine so seriöse Vorrede?“
fiel der Vater ihm gereizt in's Wort und blies eine dicke Rauchwolke heraus.

Schon stieg das Blut dem Andern zum Kopf und das Herz schlug ihm mächtig. Doch ihm war es, als stände

seine Mutter dicht neben ihm und sie flüsterte ihm mahnend in's Ohr: „Sei ruhig — mir zu Liebe!“

So fuhr er denn auch gelassen fort: „Ich glaube, lieber Vater, in der Landwirthschaft draußen etwas gelernt zu haben, freilich nur erst in der Theorie, und nun verlangt es mich auch noch nach der Praxis. Wo aber könnt' ich in diese besser eingeführt werden, als gerade hier in unserer eigenen Musterwirthschaft und durch unsern vortrefflichen Gutsdirektor? Darum bitt' ich Dich: laß mich gleichsam als Gutspraktikanten hier in die Lehre treten“ —

Der Vater ließ ihn aber gar nicht ausreden. Ein scharfer Zug von Ironie umspielte seine Lippen und hastig begann er:

„So, so, mein Junge, ein simpler Bauernpraktikant willst Du werden? Ei, hätt' ich mir doch nie gedacht, daß Du von deiner akademischen Höhe wieder so tief heruntersteigen möchtest!“

„Heruntersteigen? Vater!“ fiel Wolf rasch ein, doch noch immer sich beherrschend. „Verzeihe mir, ich dächte doch: wer ernstlich lernen und arbeiten will, der steigt immer nur hinauf, doch niemals herunter.“

„Naseweise Bemerkung!“ trumpfte Werner ihn ab. „Und daß Du es nur ein für allemal weißt: rundweg verweh'r ich Dir deine Bitte, weil deren Gewährung ein Unsinn wäre. Unsere Güter sind vortrefflich verwaltet, und nur einen heillosen Wirrwarr könnte deine gelehrte Theorie darin anrichten. Ja, ja, ich kenne sie schon! Sie stolzirt im Colleg gar hochbeinig einher, aber bei der Praxis fällt sie dann auf die Nase, oder der Edelmann sinkt bis über den Hals in den ganz gemeinen Bauernschmutz. Bis zum Ekel hab' ich es selber früher satt bekommen; und nun willst

auch Du dies lächerliche Kunststück probiren? Danke Gott, daß ich Dich davon abhalte, mein Junge!"

Dann richtete er sich höhnisch auf, maß seinen Sohn mit durchdringendem Blick und fuhr bittersten Tones fort:

"Was soll Deine Praxis hier überhaupt für ein Endziel haben?"

"Arbeiten will ich", erwiderte Wolf erregter, "denn das Nichtsthun müßte mich zum Sterben unglücklich machen."

"Du hast hier nichts zu arbeiten! Noch bin ich alleiniger Herr auf Goos und denke nicht daran, mich vor der Zeit auf mein Altentheil zurückzuziehen. Oder spekulirst Du vielleicht gar schon auf meinen frühen Tod?"

"Vater!" schrie jetzt Wolf, "welche Gesinnung trauest Du mir zu? Vor Scham möcht' ich in den Boden sinken! Doch nichts mehr von meiner Bitte! Gut denn — so verweigere sie mir hier auf deinem eigenen Grund und Boden! Sie wird mir dann wohl von einem Fremden gerne gewährt werden!" —

Mit immer größeren Augen hatte Werner ihn angestarrt und bevor er sich noch von seiner Betäubung erholen konnte, war Wolf auch schon aus dem Zimmer gestürzt. Der Mutter früheres Mahnwort umklang ihn jetzt wohl wieder, aber zu spät. . . .

"Bah, mit dieser unausstehlichen Tugendhaftigkeit in meiner Familie! Sie bringt mich noch zur hellen Verzweiflung", stöhnte Werner unterdessen vor sich hin und preßte die Faust vor die Stirne. "Nun kommt auch Dieser noch mit seinem philisterhaften Arbeitsdrang! Alle haben sie sich gegen mich verschworen und thun mir dennoch heuchlerisch schön! Hole der Henker diese übermoralische Luft meiner Familie! Ich kann sie nicht länger mehr er-

tragen, denn aus anderm Stoffe bin ich geschaffen! Drum jetzt hinweg mit allen dummen Scrupeln! Leben und glücklich sein will ich nach meiner Manier! — Und freue Dich nur, Du mein Liebchen, lange genug bin ich ausgeblieben! Aber nun komm' ich, heute noch komm' ich zu Dir!" —

Er hatte sich unterdessen wieder rücklings auf dem Divan ausgestreckt, hob das ihm vorhin entfallene Buch vom Boden auf und wollte darin weiter lesen, wo er durch Wolf unterbrochen worden war. Aber es ging nicht mehr. Die Buchstaben tanzten vor seinen Augen. Da drückte er sie zu. Ein lusternes Schmunzeln verdrängte nach und nach den früheren Unmuth auf seinem, nun wieder fahler gewordenen Gesicht und wohlbehaglich vertiefte er sich in seinen eigenen, ungeschriebenen Roman, den er seit den letzten Monaten durchlebt hatte. —

An der Hand der Phantasie trat er in ein kleines, elegantes Häuschen am Berliner Thiergarten und wie er die teppichbelegte Treppe hinaufschlich, umspielte magisch gedämpftes Licht aus rothen Glaslampen den Korridor. Jetzt trat er in's Boudoir. Purpurfarbige, golddurchwirkte Tapeten, schwellende Divans und Stühle von gelber Seide, Genrebilder in prunkvollen Goldrahmen, kostbare Nippsachen auf dem Schreibtische — welch' reizendes Versteck! Von blauem Stoff lugte das üppige Himmelbett aus dem danebenliegenden offenen Schlafgemach, von dessen dunklen Wänden sich zwei Venusstatuen schimmernd abhoben. — Ja, Herr Werner von Goos hat einen gar guten Geschmack, den er sich etwas kosten läßt! — Und ein schön etwas verblühtes, üppiges Weib in weißem, mit rosigen Schleifen besetztem Schlafrock sitzt mit dem Rücken gegen ihn im Boudoir am Piano und singt, sich selber begleitend, die

Liebungsarie aus ihrer einstigen besten Operettenrolle. Leise schleicht er jetzt zu ihr hin und tupft sie auf die Schulter. Sie springt auf, und umschlingt ihn mit ihren weichen Armen — —

„Endlich, endlich kommst Du, Du böser, ungetreuer Mann!“ ruft sie schmolend und heiße Lippen brennen auf einander.

„Ah, das ist Leben, das noch reizt!“ jubelte jetzt Werner traumselig vor sich hin. — — — Aber trat jetzt nicht Jemand in's Zimmer? — Erschrocken schlägt er die Augen auf und vor ihm steht das strahlende Gegenbild seines lüsternten Traumes.

„Was ist Dir, lieber Werner?“ fragte Irene überrascht.

„Ah, diese Nerven!“ stieß er verlegen hervor, und griff an die Stirn.

„Und doch kann ich Dich jetzt nicht schonen“, fuhr sie mit mühsam errungener Ruhe fort, „denn es handelt sich sehr ernstlich um unsern Wolf.“

„Aha, der Herr Sohn hat mich bei Dir verklagt?“ wollte Werner spöttisch ihr ausweichen. „Das ist das Richtige! Aber es bleibt bei meinem Ausspruch, und Niemanden, auch Dir nicht, gesteh' ich das Recht zu, mich in meinen Verfügungen stören zu dürfen.“

„Das ist deine ganze Antwort, die Du mir zu geben hast?“ fragte sie nun strengen Tones und drückte dabei die zusammengekrampfte Hand an's Herz, damit nicht dessen Qual schon jetzt vor ihm ausbräche. „Es thut Dir also gar nicht leid, daß Du in deiner alten unseligen Erregtheit unsern Wolf wie einen zudringlichen Bettler abgewiesen hast? Hat er Dich denn um etwas Anderes gebeten, als was hundert Väter in Deiner Lage ihm freundlichst bewilligt

hätten? — Kannst Du ihm so gar nicht nachempfinden, wie schmerzlich Du sein Herz getroffen, da Du ihm Gefinnungen zugetraut, die nur ein entarteter Sohn gegen seinen Vater hegen kann? Hast Du gar kein begütigendes Wort für ihn, dessen ganzes Leben doch bisher nur unsere Freude, unser Stolz gewesen? — Komm, sprich jetzt dies Vaterwort der Versöhnung aus, daß ich es Wolf bringen kann! Nicht mehr mit ihm, nein, nur mit mir berathe nochmals Alles in Ruhe, was Dir und ihm am Besten zu Statten kommt! Wir finden dann gewiß das Richtige heraus. Und nicht lange verschieben wollen wir's, nein, jetzt, sogleich laß über Alles uns klar werden!“

Kein Zug in Werner's Gesicht verrieth, daß ihn die Reue nachträglich beschleiche. — Irene zwang sich noch immer zur Ruhe. Sie legte die Hand um seine Schulter und versuchte, ihn zum Sitzen niederzuziehen. Doch sie abwehrend, erwiderte er trotzig:

„Bemühe Dich nicht lange, Irene! Aus Höflichkeit hab' ich Dich ausreden lassen. Aber nochmals, es bleibt bei meinem früheren Wort! Denn nicht im Lähzorn sprach ich es aus, sondern mit kaltem Blut.“

Das war seine ganze Antwort auf Irenen's eindringliche Fürsprache? — Jetzt war es vorbei mit ihrer Sanftmuth und sie begann nun mit herb klingender Stimme:

„Wenn Du mein eigenes Herz mit Füßen trittst, so kann ich Dir's wieder vergeben, Dich dennoch lieben, und auf bessere Tage hoffen. Das hab' ich Dir, — Du und unser Herrgott wissen's, — schon unzählige Male fast im Uebermaße bewiesen. Willst Du aber das Lebensglück unserer Kinder schädigen, dann wahrhaftig wär' ich eine feige, gewissenlose Mutter, wollt' ich auch dann nur dulden und

schweigen. — Erinnere Dich, Werner! Meine Sorge um Wolf's Zukunft hatte mich schon einmal gezwungen, Dir die Genehmigung dafür abzurufen, daß ich ihn schon als kleinen Jungen fremden Händen zur Erziehung übergeben dürfte. Und mußt nicht auch Du heute die Stunde nachträglich segnen, in der Du mir damals nachgegeben hattest und der Grundstein gelegt wurde, für Alles, was später sich an Wolf so gut entwickelt hat? — So muß es Dich doch auch jetzt befriedigen, wenn er nun weiter lernen will und nur freuen kann es Dich, daß er, kaum heimgekehrt, sich schon wieder nach Arbeit sehnt. Das Gegentheil davon wäre Unnatur, wäre Wahnwitz!“

„Nach Arbeit sich sehnt?“ platzte Werner heraus und ließ sich jetzt unwillig auf sein Ruhebett nieder. „Nach welcher Arbeit? Nach der eines Bauern! Vor fünfundzwanzig Jahren hattest Du dieses mir selber zugemuthet! Und nun willst Du das Gleiche für unsern Sohn? — Sieh' Irene, das ist Unnatur und Wahnwitz von deiner Seite!“

„Wär' es dennoch aber nicht besser gewesen, Werner,“ fiel Irene ihm bitter in's Wort, „wenn Du während all' dieser Jahre diesen edelmännischen Wahnwitz getrieben hättest? Gesteh's Dir doch selber! Deine eigene chevalereske Beschäftigung: Reiten, Fahren, Romanlesen, Oper- und Balletbesuch, sie hat Dich noch niemals längere Zeit zum innerlich glücklichen Manne gemacht. Nein, Werner, täusche Dich nicht darüber! Entfremdet hat sie Dir dein bisheriges Leben, deinen wunderschönen Besitz, dein Haus, deine Frau sammt deinen Kindern! — Und weißt Du, was mein seliger Vater einst lange vorhergesagt?“

„Laß die Todten ruhen!“ wehrte er düsteren Blickes ab.

„Nein, Werner, die Todten sollen jetzt reden!“

„„Rüßiggang ist nicht nur aller Laster Anfang, sondern auch alles Glückes Ende.““ — So hatte mir mein Vater einst zugerufen, als Du schon damals jede Arbeit verschmäht! — An unserm eigenen Leben hat sich dieser tragische Satz schon traurig genug bewährt. Dora's frohe Jugend hast Du zerstört! Nein, Du darfst jetzt nicht auch noch Wolf's Herz verbittern. Komm zu Dir, Werner! Ich beschwöre Dich: bewillige seine Bitte!“

„Gut denn, so geschehe Dein Wille!“ preßte er jetzt gewaltsam heraus. Sein Auge sah verdüstert drein und sein Troß wand sich, wie zertreten, vor Treenen's seelischer Uebermacht.

Sie wollte, wie zur Versöhnung, ihm die Hand noch reichen und ein dankend Wort sagen. Er aber wehrte Beides ab und da sie dann, trotz ihres Sieges, mit schwerem Herzen das Zimmer verließ, ließ Werner sich ganz erschöpft auf den Divan zurücksinken.

Seine vorige Romanlektüre nahm er jedoch den ganzen Tag nicht wieder auf.





Viertes Kapitel.

Sanz anders, als einst sein Vater gethan, arbeitete sich nun Wolf in den praktischen Gutsbetrieb ein. Das war kein vornehmthuendes Ländeln, kein heut überwallender, morgen wieder erlahmender Eifer. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend, bald zu Pferd, bald zu Fuß, war er auf dem weiten Gutsgebiete thätig, dann saß er wieder stundenlang in der Kanzlei, um auch im Rechnungswesen sich einzuschulen. Dennoch blieb er bei all' dieser, oft recht prosaischen Arbeit der äußerlich, wie innerlich vornehme junge Gutsherr, der das Geheimniß erkannte, daß auch die scheinbar niedrigste Beschäftigung durch den Geist, der sie belebt, geadelt werden könne.

Dem nun schon hoch in den Sechzigern stehenden Direktor Burkhardt war ein neues Leben aufgegangen, das ihm allen früheren Gram wegen seines gnädigen Herrn vergessen ließ. So hatte die Mutter am Sohne glücklich erreicht, was einst die Frau vom Manne vergeblich ersehnt und erbeten. Wenn sie jetzt von der Terrasse auf die Felder nieder sah und überall, wo Arbeiter sich regten, Wolf mitten darunter, da freute sie sich des stillen Glückes und

gedachte weniger ihrer Trauer, die trotz alledem der ständige Gast ihres Hauses geblieben war.

Werner jedoch stand zu Frau und Sohn noch schlechter, als zuvor. Daß Irene jenes Zugeständniß ihm abgerungen, konnte er ihr so wenig vergessen, als die Beschämung gelassen hinnehmen, die Wolf unwillkürlich ihm nun alltäglich bereitete. Nie ritt oder fuhr er mehr mit ihm gemeinsam und mit keinem Worte befragte er ihn jemals um die Erfahrungen seines neuen Arbeitslebens. Sogar bei Tisch blieb er wortkarg, als stände der Sohn ihm so fern, wie ein fremder junger Gutspraktikant aus niedriger Familie, dem er freie Kost gewährte.

Noch öfter, als zuvor, verließ er nun sein Haus, um sich in Berlin schadlos zu halten für den Mißmuth, den er daheim nicht loswerden konnte. Und schon weilte er wieder eine Woche lang dort. Jetzt vermochte er ja seinen dortigen Aufenthalt sehr gut dadurch zu begründen, daß er angeblich nur seinen Vetter besuchen wollte, der, als einstiger Legationssecretair in Paris, längst seiner diplomatischen Laufbahn entsagt und sich nun in Berlin als abgelebter Stagestolz dauernd niedergelassen hatte. —

So sehr aber auch Wolf durch seine neue Thätigkeit sich befriedigt fühlte: in seinem Herzen brannte dennoch die Wunde weiter, die ihm das nur zu klar gewordene Unglück der elterlichen Ehe geschlagen. —

Im Jagdrock und mit umgehängtem Gewehr hatte er soeben an einem schönen Morgen den Gooßer Wald durchstreift und sich auf eine einsame Ruhebank niedergesetzt. Jetzt nahm er den Hut ab, strich sich über die gedankendurchwogte Stirn und sann vor sich hin:

„Meine Mutter, meine arme Mutter! Ich bring's

nicht mehr aus dem Kopf. Wenn mir der Verstand auch hundertmal sagt: Du kannst in deinem Hause ja doch nichts ändern! — Was hilft das? — Da drinnen hämmert's doch weiter und läßt mir keine Ruhe. Wahrhaftig, den ärmsten Bauernsohn, dessen Eltern friedlich zusammen hausen und denen er freudig mithilft um's tägliche Brot, könnt' ich darum beneiden. O, und ich, dem sonst so viel Glück in den Schooß gefallen, kann mich nicht daran freuen — meines eigenen Vaters wegen! — Und dies Unglück währt auch nicht bloß heut und morgen, nein, noch viele Jahre lang wird es gleich fühlbar sein. Ja, sogar mein eigenes Leben wird immer tiefer, immer düsterer, mit hineingezogen werden in das Dunkel dieser Familientragödie. Mutter, Schwester, ich selber, wir Alle müssen eine Schuld mitbüßen, an der wir keinen Antheil haben!"

Schmerzlich vor sich hinblickend, sah er jetzt in die ihn umblühende Waldnatur. Die Vögel zwitscherten und flöteten; bunte Falter umgaukelten die Blumen und Blüthen und auf dem saftiggrünen Blattgewebe spielten goldene Sonnenlichter. All' dieser geheime Waldzauber ließ ihn aber heute kalt. Es war ihm, als würde das Herz ihm abgedrückt. Plötzlich raffte er sich wieder heißblütig auf und seine Augen glühten düster.

„Gott, wenn es mir einst mit meiner künftigen Frau so erginge, wie meiner Mutter mit dem Vater! Wenn ich einst, durch äußerliche Vorzüge verblendet, gleich ihr betrogen würde in meinem Glauben an Liebe und häusliches Glück! Nie und nimmer wär' ich der Mann dazu, um das als stummer Dulder zu tragen! Schmerz und Zorn würden mich verzehren, ja, dem Wahnsinn brächt' es mich nahe!"

Während es so in ihm stürmte, ließ eine Drossel ihre

Lochweifen ertönen, eine andere erwiederte darauf voll bräutlicher Sehnsucht. Durch den ganzen Wald ging ein wonniges Flüstern und Säuseln, als ob hunderte von geheimen Liebesgeständnissen ausgetauscht würden.

Wolf war wieder aufgestanden und ohne bestimmtes Ziel tiefer gegen Westen in den Forst gegangen. Schon war er eine Wegstunde vom väterlichen Schloß entfernt und ganz nahe der Delzer Waldbegrenze.

Wieder ließ er sich auf einen Baumstumpf nieder und versank in neues Sinnen. War das frühere einer düsteren Wolke vergleichbar: jetzt ward all' sein Denken von Morgenglanz gefärbt, denn er dachte mit einem Mal an Elisabeth Delz.

Noch vor seinem heutigen Weggehen hatte er ja daheim erfahren, daß sie mit ihrer Mutter gestern wieder auf der alten Burg angekommen wäre und schon morgen auf Schloß Soos zum Willkommen einkehren würde. Er freute sich von ganzem Herzen darauf und doch ward ihm auch bange dabei. Er hatte Elisabeth nun drei volle Jahre nicht mehr gesehen, seit jenem Spätherbsttage, da er zum Lebwohl ihre Stirne geküßt.

Wie er nun so dasaß, mußte er von früheren Tagen träumen, da ihn das lustige Kind mit den Rehhaugen herzlich lachend angeschaut, bis auch die seinen mitlachen mußten.

„Ja, da war sie mir gut, und hing an mir so zärtlich, wie eine Schwester am älteren Bruder. Doch heute, wo sie in voller Schönheit aufgeblüht sein mag, könnte sie mich jetzt wohl auch lieben? Und wenn auch, dürft' ich daran denken, ihr junges, heiteres Leben in's Unheil meines Elternhauses mit zu verstricken? Ja, würde mein Vater eine so frühe Heirath auch nur zugeben?“

Erst ließ er diese düstere Frage etwas in sich verklingen, dann sann er wieder helleren Blickes:

„Und doch, ob ich je auf der weiten Welt Eine finden würde, die mir eine gleich große Bürgschaft dafür böte, daß ihr von Vater, wie Mutter, gleich gute Art vererbt worden und die in gleich tiefem häuslichen Frieden aufgewachsen sei? — Wo fänd' ich noch festere Säulen für das Haus meines Glücks? — Nein, ganz undenkbar wär's: mit Elisabeth könnt' ich unmöglich unglücklich werden!“

Mit einem Male jedoch durchblitzte ihn der Zweifel: „Ist aber ihr Herz noch frei?“

Mitten in dieser quälenden Frage trug der stärker gewordene Wind das Rauschen des Delzer Wildbaches bis zu seinem Ruhesitze herüber. Wie von einer geheimen Gewalt erfaßt, war Wolf aufgesprungen und schritt wieder vorwärts, unschlüssig, wie weit er noch gehen sollte. Eine Lichtung auf dem Waldbamm erschloß sich ihm und da er diese jetzt betrat, schaute auch schon die wetterschwarze Burg aus der Tiefe zu ihm herauf, wie ein friedlich ernster Gedanke mitten in blühender Wildniß.

Ein geschlängelter Waldpfad lud ihn zu raschem Abstieg ein. Und, ob es nun klug oder unklug, ob er drunten ein willkommenener oder ungebetener Gast sei, gleichviel, jetzt gab es für ihn kein Bedenken, kein Zaudern mehr. Die Sehnsucht junger Liebe ließ ihm Schwingen und im Sturmflug ließ er sich von ihnen zur Tiefe hinunter tragen.

Da stand er auch schon drunten an der wildbachumbrausten Waldstraße, und schritt nun zögernden Fußes bis zur Zugbrücke. An keinem Fenster des Schlosses war Jemand sichtbar. Ob er nun eintreten und die Steintreppe hinaneilen sollte? Wäre er doch im Walde droben sogleich

wieder umgekehrt! Aber nun war es zu spät. Schon hatten ihn zwei helle Augen vom Thurmfenster aus entdeckt. Schnell war Elisabeth's schlanke Gestalt auch wieder hinweggehuscht, um der Mutter im Nebengemach die frohe Botschaft dieses Besuches zu verkünden.

Wolf war unterdessen mit seltsamem Zagen in den Hof geschritten und fast verwunderte er sich darüber, daß nicht, wie bei seinen früheren Besuchen, Frau von Delz und Elisabeth auch diesmal ihm schon auf der Treppe entgegen kamen. Festen Schrittes aber stieg er hinauf, hing sein Gewehr an ein mächtiges Hirschgeweih, und als er dann an der geschnitzten Eichenthüre des traulichen Wohnzimmers pochte, klang ihm aus der Mutter und zugleich auch der Tochter Mund ein freundliches „Herein“ entgegen.

„Grüße Sie der Himmel, lieber Wolf!“ bewillkommte ihn Frau von Delz mit ihrer früheren Herzlichkeit und streckte ihm frohen Blickes die Hand hin, die er voll Ehrerbietung küßte.

„Verzeihen Sie nur, gnädige Frau, daß ich so ungebeten jetzt in Ihr Haus gefallen bin! Ich weiß selbst nicht, wie es so kam. Da ich aber in unserm Walde spazieren gegangen —“

„Aber bitte, lieber Wolf,“ unterbrach ihn Frau von Delz, um ihm über seine sichtliche Befangenheit hinweg zu helfen, „was ist denn da zu verzeihen? Es war ja recht schön von Ihnen, daß Sie unserm Besuche zuvorgekommen sind und ich so schon heute von all den Ihrigen etwas hören kann.“

Als er nun auch Elisabeth mit warmem Händedruck bewillkommte, gewahrte er völlig betroffen, zu welch' schöner

jungfräulicher Blume sie sich erschlossen, die er beim letzten Abschied als kindliche Knospe verlassen hatte.

Mit großen Augen sah auch das Mädchen ihn an. Da sagte die Mutter:

„Geh, Lisl, und bestell' eine kleine Erfrischung! Unserm Gaste wird sie nach dem schwülen Gange wohl thun.“ Leichtem Schrittes verließ sie das Zimmer und Frau von Delz lud Wolf nun ein, mit ihr am runden Tisch in der Fensterische sich niederzulassen.

Elisabeth, der ein Diener mit Wein und Backwerk folgte, traf bei ihrer Rückkehr die Beiden schon mitten im Gespräch. Auch sie saß bei ihnen nieder und Wolf erzählte nun gar traulich von seiner schönen Studentenzeit. Das Licht der Erinnerung erwärmte dabei seine Worte und überstrahlte sein männliches-Antlitz. So war schnell eine halbe Stunde vergangen, in der sich die Drei wieder ihrer alten Freundschaft voll bewußt geworden. Wolf hatte in Elisabeth das von ihm erträumte Ideal vollauf verwirklicht gefunden. Vielleicht ahnte auch sie schon bei diesem ersten Wiedersehen, daß er einst ihrem Herzen näher stehen könnte, als ein nur brüderlicher Freund.

Da schlug die Wanduhr soeben die Mittagstunde. „Wie spät schon! ich muß nach Hause zu Tisch!“ rief Wolf. Rasch stand er auf und drückte Mutter und Tochter zum Abschied die Hände.

In welch' ganz anderer Stimmung schritt er jetzt heimwärts durch den blühenden Wald, dessen geheimnißvolles Weben und Klingen seinem eigenen Herzen nun so ähnlich war!

* * *

Und zur selben Zeit, am fernen wunderprächtigen Strand von Singapore, hatte das deutsche Cadettenschiff auf der Heimkehr von seiner Weltreise die Anker ausgeworfen. Im Schatten von Cocospalmen, seitab von seinen Kameraden, saß der zwanzigjährige Eckbert von Deltz. Träumerisch vor sich hin sinnend, ließ er seine Blicke über den Meeresspiegel gleiten, an die ferne, ferne Heimath denkend. Jetzt zog er aus der Brust ein Portefeuille hervor, das barg gepresste Blumenblätter: sein Talisman war's, der ihn bisher gegen alle Seestürme gefeit. Lange, lange besah er ihn jetzt wieder. Sein Auge ward von einer Thräne verdunkelt und es kam ihm vor: alle Palmen ringsum verwandelten sich in nordische Tannen und Eichen. Wie deutscher Waldesduft wehte es herüber von der brandenden See und er vernahm in ihr das Brausen des Deltzer Wildbaches. —

Nun war er im Geist auch schon mitten im Walde. Die für ihn noch immer vierzehnjährige Elisabeth saß neben ihm auf dem Moosgrund und reichte Blume um Blume zum duftigen Strauß. — Sie sind nun schon längst vertrocknet und ruhen auf seiner Brust. O, wann und wie wird er die liebliche Geberin wohl wieder sehen? Wird sie dann noch immer seiner ersten Liebe gedenken? — So träumte er vor sich hin, da er noch lange die welken Blätter ansah. — Armer Better Eckbert! — Wie wird einst sein Erwachen sein?

* * *

Erst nach dem heute sehr verspäteten Mittagessen, als Wolf mit der Mutter allein auf der Terrasse saß, erzählte er ihr von seinem Besuch in Deltz, und wie er während

seines Waldganges unvermuthet dazu gekommen war. Seine junge Liebe zu Elisabeth und die Hoffnung, daß diese erwidert werden könnte, vertraute er dann in stürmischem Feuer dem Mutterherzen an, dann aber auch in gedrückter Stimmung all' seine Zweifel und Sorgen wegen Frau von Delz, und fast noch mehr wegen seines eigenen Vaters. Mit äußerlicher Ruhe hatte Irene dem Sohne bisher zugehört, aber in ihrem Innern regten sich stets mehr Bedenken, je eindringlicher Wolf in sie hineingesprochen hatte. Endlich, da sie sich über die ganze Lage klar geworden, ergriff sie das Wort:

„Ach, lieber Wolf, hätte nur ich über dein Schicksal zu bestimmen: weiß es der Himmel, ich würde schon heute voll namenloser Freude deine Liebe segnen und auch von Frau von Delz weiß ich ganz sicher, daß sie Dich als künftigen Schwiegersohn schon jetzt gleich freudig begrüßen würde, denn Du und Elisabeth scheinen mir für einander geradezu geschaffen zu sein. Doch, leibergottes, mit der Einwilligung des Vaters wird es nicht eben eilig und leicht gehen. Ich sehe schon im voraus: er wird Dich als zu jung und zu unselbstständig zu solcher Verlobung erachten. Indeß sei ruhig und laß Dich nicht voreilig durch solche bange Zweifel quälen! Erst laß noch heute die Nacht vorüber gehen und morgen den Besuch der lieben Delzger bei uns abwarten! Eine solche hochernste Lebensfrage braucht Zeit, um langsam auszureifen. Und bist Du nur erst Elisabeth's Gegenliebe gewiß, dann, guter Wolf, leg' all' deine Sorgen in meine Hand! Und ich hoffe zu Gott: es wird dann sich Alles für Dich zum Besten wenden, bei Frau von Delz und — vertraue darauf! — auch beim Vater!“

Wolf küßte der Mutter die Hand, bestieg dann sein

Pferd und in neuen, glücklichen Gedanken sprengte er hinaus in das sonnige Flachland. —

Der Deltzer Besuch fand dann auch am andern Nachmittage statt. Noch in derselben Woche wurde er von den Goosern erwiedert, und schon nach diesem zweimaligen Zusammensein von Wolf und Elisabeth hatten sich ihre Herzen in stummer Liebe gefunden. Auch Frau von Deltz konnte es nicht länger mehr ein Geheimniß bleiben. Erst verriethen es ihr die seltsam träumerisch gewordenen Augen der Tochter, deren strahlendes Glück in Wolf's Nähe, die Unruhe und Niedergeschlagenheit nach seinem Abschiednehmen. Endlich aber konnte Elisabeth ein längeres Schweigen nicht mehr über sich bringen und durch stürzende Thränen, sowie ein offenes Geständniß vor der Mutter, befreite sie ihr Herz von dem schwer lastenden Drucke.

Eine volle Woche war jetzt vergangen und wieder brachte Frau von Deltz mit ihrer Tochter den Nachmittag in Goos.

Wolf mit Elisabeth und Dora gingen eben im Platanengange plaudernd auf und ab. Die beiden Mütter aber waren im Park etwas höher hinaufgegangen und ließen sich dort zu weiter Ausschau in die Ebene auf einer Bank nieder.

Alltägliche Reden waren es erst, die sie führten, aber bald kamen diese in's Stocken und jeder der beiden Frauen verrieth es der Andern Befangenheit, daß eine noch unausgesprochene, wichtige Frage ihr Herz belaste. Trotz der reizenden Fernsicht waren Beider Augen niedergeschlagen und die Unterhaltung verstummte nun völlig. Gesprochen mußte aber dennoch werden, das empfand am meisten Frau von Goos. Sie erfaßte der Freundin Hand und nach einem

tiefen Athemzuge begann sie, ihr Wolf's Liebe zu Elisabeth anzuvertrauen, dessen Hoffnungen und Sorgen, und auch die Bedenken Werner's wegen waren von ihr in möglichst vorsichtiger Weise mit einbezogen worden.

„Du triffst mich nicht unvorbereitet“, erwiderte Frau von Delz, da Irene geendet, „denn auch Lisl hat mir schon ihr Herz erschlossen. Und so kann ich Dir nur sagen, daß ich mit keinen vertrauenswürdigeren, sympathischeren Schwiegerjohn zu finden wüßte, als deinen Wolf. Auch Du, wie ich hoffe, wirst wohl glauben: meine Lisl würde Dir eine ebenso liebe Tochter werden. So hätten wir Mütter ja nur allen Grund, uns von Herzen über die Liebe unserer Kinder zu freuen und was könnte wohl uns zwei Freundinnen noch erwünschter sein, als auch durch so nahe Verwandtschaftsbande, wenn möglich, noch inniger verbunden zu werden? An den wunden Punkt deiner Besorgniß wegen deines Mannes aber laß mich nicht weiter rühren! Wozu denn auch? Wir Beide kennen ihn ja, auch ohne daß wir darüber viel reden. — Und sieh', liebe Irene, ich meine: Wolf und Lisl lieben sich nun einmal, und ich würde mich Sünde fürchten, wolt' ich in allzu ängstlicher Vorsicht das Glück meines Kindes in andere Bahnen lenken, als jene, die ihre Herzensliebe sie zu betreten drängt. Alle andern Verhältnisse jedoch werden sich mit Vernunft und gutem Willen leicht regeln lassen. Und so hoffen wir zu Gott: auch dein Mann werde die Liebe unserer Kinder gerne segnen.“

„Agnes, theuerste Freundin!“ rief Frau von Goos. „Wie herzlich dank' ich Dir für Wolf und für mich selber! Doch nichtwahr, wir wollen den Kindern unser Einverständnis noch geheim halten, bis auch meines Mannes Zustimmung uns gewiß ist. Noch heut Abend werd' ich ihm

Alles nach Berlin schreiben, denn ich habe die Empfindung: es sei für Werner viel besser, wenn er vor seiner Heimkehr schon Alles weiß. Ueberlasse nur Alles mir und gewiß wird es sich dann auch zum Guten wenden.“

Arm in Arm wanderten nun beide Frauen durch die Platanen-Allee und über die Treppe auf die Schloßterrasse zurück, wo die drei Anderen unterdessen schon angekommen waren.

Auf dem runden Steintische hatte ein Diener Maibowle aufgetragen, und alle Fünfe setzten sich nun im Kreise herum, um sich von Dora den köstlichen Trank kredenzen zu lassen.

Er wollte den beiden Liebenden aber heute nicht recht munden, denn die Mütter, deren langes Zwiegespräch wohl ihrer eigenen Zukunft gegolten haben mochte, hatten solch' ernste Stimmung hieher zurückgebracht, daß Wolf so wenig, wie Elisabeth, wohl eine gute Prophezeiung für sich herauslesen konnte.

Einige Zeit darauf rüsteten sich die Delzer Nachbarn zur Heimfahrt. Irene und Agnes drückten sich verständnißinnig die Hände. Der Abschied der beiden jungen Leute war in Wort und Blick seltsam gedrückt.

Wolf stieg dann in sich verloren nochmals zum abendlichen Park hinauf, Dora besuchte ihren Kindergarten, Frau von Goos aber ging in ihr Zimmer, setzte sich an den Tisch, und langsam, bedächtig Satz um Satz erwägend, schrieb sie den Brief, darin sie mit der ganzen Beredsamkeit ihres Herzens Wolf's und Elisabeth's junge Liebe ihrem Mann erzählte, deren beiderseitige Vorzüge, deren Zusammenpassen, überzeugend hervorhob, und, an die eigene, einst so rasch von den Eltern geseignete Verlobung mahnend, ihn auf's

Dringlichste bat und beschwor, daß er nun auch diesen jungen Liebenden eine gleich väterliche Hochherzigkeit gleich bedenkenlos erweisen möchte.

Sie hoffte dabei bestimmt, daß Werner nach Empfang dieses Briefes ungesäumt heimkehren würde. Statt seiner jedoch brachte der elektrische Draht am andern Tag eine Botschaft in's Haus. Mit zitternden Händen erschloß sie Irene. Ihr ahnte nur das Schlimmste, doch ganz unerwartet freudig war ihr Inhalt.

Er lautete: „Vielen Dank für frohe Ueberraschung! Bin einverstanden. Alles Andere wird sich finden. Kann leider nicht sogleich abreisen. Fühle mich nicht ganz wohl, bin aber bei Herbert gut aufgehoben, deshalb keine Sorge. In ein paar Tagen komme ich. Bis dahin Dir und dem Brautpaar Gruß und Kuß. Auf glückliches Wiedersehen! Werner.“

Ueber dem Mittagessen langte dies glückverheißende Telegramm an und gleich nach Tisch machten sich Mutter, Sohn und Tochter, bereit zur schleunigsten Fahrt hinüber nach Delz. Auch das schnellste Tempo der Pferde war für Wolf noch viel zu langsam. Er hätte mit seinem stürmischen Herzen vorausfliegen mögen.

Welch' ein vielfacher Jubel ward es dann in der sonst so stillen alten Burg! Wer wollte ihn noch länger schildern, von den Küffen und Thränen dieser überglücklichen Menschen noch viel Worte machen? Nur das Eine sei gesagt: zum ersten Male seit all' den Jahren der nachbarlichen Freundschaft war heute der Name Werner's voll dankbarer Freude in diesen Räumen genannt worden. Sein inhaltschweres Telegramm hatte in dieser Stunde des Glücks alle bisherigen Schatten an ihm vergessen machen.

Nach einem der frohesten Nachmittage, die in Schloß Nelt noch jemals verlebt worden, fuhr Frau von Goos mit Wolf und Dora wieder im offenen Wagen durch das nächtliche Waldthal heim. Jetzt ebenso langsam, wie sie vorher hastig hergeflogen waren, denn die Nacht war so schön und stimmte harmonisch zur Feierlichkeit ihrer glücklichen, dankbaren Herzen. Aus tausendfachem Sternenglanz quoll die Hoffnung hernieder auf künftige Tage voll von Liebesglück, versöhntem Gram und wiedergekehrtem Hausfrieden. —

Wie war aber Werner dazu gekommen, Wolf's Verlobung so schnell gut zu heißen, da Irene noch vor wenig Wochen so schwer mit ihm ringen mußte, nur, um für des Sohnes doch viel leichter erfüllbare Bitte Gewährung zu erlangen?

Hätte Irene freilich daheim und mündlich ihn um diese Einwilligung gebeten, wer weiß, wie barsch er sie zurückgewiesen, mit welchem Hohn er Wolf's Annäherung verlacht haben würde?

So aber war ihr Brief im Hause seines Betters ihm eben eingehändigt worden, als er, an Leib und Seele gleich abgesspannt, heimgekommen. Da ward er nach Durchlesung von Irenen's reinen Liebesworten von solchem Ekel über sich selbst gepackt, daß er sich sogleich in sein Zimmer einschloß, darin er selbst seinem Better den Eintritt verwehrte. Ein gewaltiges Ringen zwischen seinem bösen und guten Geiste begann in ihm. Im endlichen Sieg des letzteren hatte ihm sein wiedererwachtes Gewissen dann jene Botschaft in die Feder diktirt.

Und auch noch nach der Absendung seines Telegramms blieb Werner's Stimmung völlig verändert.

In derselben Nacht, als seine Frau und die Kinder mit so glücklichem Herzen von Deltz heim fuhren, saß er selber auf einer Bank des Berliner Thiergartens. Der Hut lag neben ihm und müde vorgebogen stierte er mit finstern Augen vor sich hin.

Er war ganz allein und Alles dunkel um ihn. Nur die erleuchteten Fenster eines ihm gar wohlbekannten, kleinen, eleganten Hauses schimmerten durch die Bäume zu ihm her, über ihm aber glänzten die ewigen Sterne. Trübsinnig murmelte er vor sich hin:

„Nun werden sie daheim wohl von Liebe schwärmen und reinem bräutlichen Glück. Ich aber, der Herr des Hauses, sitze hier und habe mich selber davon ausgeschlossen durch eigene Schuld. Heimilien möcht' ich wohl, um mich mit den Meinigen zu freuen und doch getrau' ich mir's nicht, denn ich spür' es: ein wüster Dunstkreis umgiebt mich und er würde die reine Luft dort verpesten. O, wie oft schon hatt' ich für immer diesem Leben entsagen wollen! Und immer wieder hat es mich lockend hineingezogen. Ach, wer es einmal gekostet, hat ewig Hunger darnach!“ — —

Jetzt hob er auf einmal wieder den Kopf und er sprach vor sich hin: „Umkehren von all' diesen Irrwegen und wieder in neue reine Lebensbahnen treten — ja, wer das vermöchte! — Gewiß, wenn mir Einer Brief und Siegel geben könnte, daß vor Trenen's Augen ein ewiger Schleier Alles bedeckte, ja, dann könnt' ich wieder ein anderer Mensch werden!“

Dann sah er himmelwärts und klagte: „Was schaut ihr mich so vorwurfsvoll an, ihr Sterne da droben? Was erinnert ihr mich jetzt an all' jene Winternächte, in denen ich einst mit heißliebendem Herzen vom Hause der Braut heimgeritten? Bin ich denn ganz allein daran schuld, daß Alles

so anders gekommen? — Fluch meiner Art, meiner Erziehung! Fluch dem Dämon in mir, der mich immer wieder umklammert, so oft ich mich auch von ihm losgerissen! — Aber jetzt, ich schwör' es zum Himmel: ich selber will mich umwandeln zu einem neuen Menschen, dem es im eigenen Hause wieder wohl werden darf! — Für immer will ich das Weib da drinnen meiden, und wenn sie sich auch wie eine Schlange mich umringelt, ich schleudere sie von mir hinweg! Nur heute noch zum Abschied soll sie mich sehen, und dann nie, niemals wieder!“ . . .

In halb wahnsinniger Erregtheit sprang er jetzt auf und verschwand dann unter der Thüre jenes Hauses — zum letzten, nächtlichen Bacchanal. —





fünftes Kapitel.

Ein wundervoller Morgen überstrahlte heute das weite Flachland. Wie eine Riesenflamme welterwärmender Liebe loberte die Sonne vom wolkenlosen Himmel nieder. Und doch, den einen Mann, der jetzt den gewundenen Gooser Schloßberg im offenen Wagen hinanfuhr, schien es bis in's innerste Herz hinein zu frieren. So düstern Blickes brütete er vor sich hin.

Ein angehender Fünfziger war's, eine derbe, breit-schulterige Mannesgestalt mit kurz geschnittenem, schon vor der Zeit ergrautem Haar, wie Vollbart, und von strengen, kantigen Zügen. Wie der bitterste Groll oder auch das gedrückteste Gewissen sah er äußerlich aus.

Das war der Gutsherr Friedrich von Klinger, der schon längst im väterlichen Welleger Herrenhause wohnte — Ireuen's älterer Bruder.

Nur sehr selten, und auch dann nur zu kurzem förmlichen Besuche, war er seit all' den Jahren in Schloß Goos eingekehrt. Wie er einst schon die Brautzeit seiner Schwester als kalter Schatten verbüßert, so hatte er ihr auch die Heirath mit Werner niemals verzeihen können. Je

lauter dann auch noch die häßlichen Gerüchte über seinen Schwager ihm zu Ohren gekommen, um so höher bäumte sich sein Familienstolz auf. Denn, so lange menschliches Gedächtniß reichte, war der Klinger'sche Name immer unbesleckt geblieben. Der Schmutz am Namen Goos verunreinigte jetzt auch den seinigen. Und hatte er sich auch schon seit langen Jahren an den Gedanken gewöhnen wollen, er habe gar keine Schwester mehr: in deren wachsendem ehelichen Unglück war seine Bruderliebe doch immer wieder auf's Neue, und stets ungestümer, erwacht. Jetzt endlich war das Maß seiner Langmuth zum Ueberlaufen voll geworden. Denn erst gestern hatte er in einem Berliner Bekanntenkreise nach langer Zeit wieder einmal so unfählich Schmachvolles über Werner's Leben erfahren, und in so zweifellos glaubwürdigen Einzelheiten, daß er vor Zorn heute Nacht kein Auge geschlossen, und mit unwiderstehlicher Macht trieb es ihn heute Morgen hierher. Kein Wunder, daß es ihn bei seiner Fahrt fröstelte — trotz allem Sonnenschein. —

Irene saß eben im Wohnzimmer. Lichte Glücksbilder von Wolf's Zukunft zogen an ihrem Geiste vorüber, ihr Herz war friedlich gestimmt und ihr Auge heiter. Da ward ihr durch den Kammerdiener die Ankunft des Herrn von Klinger gemeldet, und schon bei dessen Namen fühlte sie sich wie von einem plötzlichen Eiseshauch überrieselt. Was konnte ihr Bruder nach zwei langen Jahren jetzt auf einmal von ihr wollen?

Das war ihr erster, banger Gedanke. Sogleich aber ward er von dem andern, freudigen wieder verdrängt: „D gewiß, nur seinen Glückwunsch wegen Wolf's Verlobung will er mir bringen! Noch vor meiner Nachricht hat er sie wohl zufällig schon erfahren!“

Mit offenen Armen und hellsten Augen eilte sie darum auch in den Corridor zum Willkomm ihm entgegen. Und da stand er draußen auch schon vor ihr! — Aber, o Gott, mit welchem Gesicht! — Nein, so sieht kein glückwünschender Bruder aus! — Wie gelähmt sank ihr der Arm wieder herab.

„Um des Himmels willen, Fritz! Was bringst Du mir mit solcher Miene?“ fragte sie angstvoll, faßte seine Hand und zog ihn mit in's Zimmer.

„Bist Du allein?“ war seine tonlose Gegenfrage, obwohl er sich von Werner's Abwesenheit schon vor seiner Herfahrt heimlich versichert hatte.

„Ja, ganz allein bin ich“, entgegnete sie noch immer tief beklommen. „Wolf ist mit Dora drüben in Deltz und Werner noch in Berlin, wo er etwas unwohl geworden.“

„So, so, unwohl?“ sprach der Bruder bitteren Tones ihr nach, während er auf ihre Bitte ihr gegenüber Platz nahm.

„Doch sobald als nur möglich kommt er heim“, fiel sie hastig ein, „um unseres Wolf's Verlobung mit Elisabeth Deltz auch persönlich einzusegnen, die er vor der Hand nur telegraphisch bewilligt. Und verzeih' nur, lieber Fritz, daß ich dies frohe Ereigniß nicht auch Dir schon mittheilen konnte! Es war ja so überraschend schnell eingetreten! — Doch, nicht wahr, auch Dich freut nun von Herzen dies neue Glück in unserm Hause?“

Fragend hing ihr Blick an seinem Auge, wie Mund. Doch in tief gedrücktem Ton erwiderte dieser: „Mich freuen, Irene? Gewiß, aus ganzer Seele würd' ich's, wär' ich in anderer Stimmung jetzt zu Dir hergefahren. Doch ich komme deines Mannes — und auch Deinetwegen.“

„Unserwegen? Warum?“ fragte Irene betroffen, da sie

nur zu gut ahnte, was er damit meinen mochte. Entschlossen fuhr sie dann fort: „Sag', Friß, bin ich nicht immer ganz allein mit meinem Herzen und Hause fertig geworden? Hab' ich Dich noch jemals auch nur mit einer leisen Klage belästigt, oder mit einer Bitte um Hilfe, daß Du Dich jetzt vielleicht verpflichtet glaubst, als Bruder mir gegen meinen Mann beistehen zu müssen?“

„Nein, Irene, nicht nach deinem Sinne Dir gegen ihn beistehen will ich“, erwiderte Herr von Klinger, und ein leiser Zug von Hohn umspielte seinen Mund. „Vorerst möcht' ich Dich jetzt nur fragen: sag' mir, was hältst Du wohl davon, daß dein Mann nun schon seit so vielen Jahren sich immer nur auswärts belustigt, statt sich's bei Dir daheim genügen zu lassen? — Verlezt das so gar nicht deinen Stolz nach außen?“

„Was kümmert mich der Stolz nach außen,“ antwortete sie verletzt und zurückweisend, „so lang ich nur in meinem Innern weiß, was ich selber davon zu halten habe? Leidergottes war eben Werner von jeher nicht an regelmäßige Arbeit gewöhnt, auch diese ländliche Einsamkeit ist ihm zuwider, und so treibt ihn die Unbefriedigtheit seines phantastischen, unruhigen Geistes, mehr, als gut ist, oft von daheim fort, um draußen geistige Zerstreuung zu suchen. Auch ich selber, denk' ich mir oft, hab' ihm, trotz meinem besten Willen, wohl schon gar lange nicht mehr sein können, was ich ihm früher gewesen war. Vor den Jahren bin ich ja gealtert und ernst geworden.“ —

„Ja, ich glaub' es gern“, unterbrach sie Herr von Klinger mit herber Wehmuth. „Wer hätt' auch in deiner Lage gar zu lange jung und froh bleiben können?“

Dann ermannte er sich wieder, und Hohn wie Zorn

brachen in ihm jetzt rücksichtslos hervor: „So, geistige Zerstreuung sucht er draußen? Wohl nur in Musik und Kunst, wie er Dir immer vorgeheuchelt? — Elender, lügenhafter Bube!“ — Und er reckte die geballte Faust empor.

„Um Gottes willen, Friß!“ rief Irene und sprang geängstigt empor, entsetzten Blickes ihn anstarrend.

Mit sanfter Gewalt drängte er sie wieder zum Stuhle nieder, und dumpf klang sein Wort: „Bleib' sitzen, Irene! Denn Du brauchst noch Kraft, um mich zu Ende zu hören! Haben auch Alle bisher vor Dir geschwiegen: ich, dein Bruder, muß jetzt reden und Dir die Augen öffnen. Nun geht's nicht mehr anders!“

Benige Minuten darauf war Irene schluchzend zurückgesunken und hielt beide Hände vor's Gesicht gedrückt.

In ganzer Nacht lag Werner's Schuld vor ihr enthüllt, wie ihre Frauenphantasie diese nie so häßlich sich hätte vorstellen können. —

Eine Zeit lang saßen sich die Geschwister schweigend einander gegenüber. Nur das Weinen Irenen's, deren Brust mühselig arbeitete, war hörbar. Voll Mitleid hing der Bruder an ihrem Schmerzensbild, bis es auch vor seinen Augen durch eine Thräne verschleiert ward.

Jählings, wie aus wirrem Traum aufschreckend, riß sie jetzt die Hände vom Gesicht hinweg, griff hastig nach des Bruders Hand und durchbohrenden Blickes bedrängte sie ihn: „Ist aber auch Alles wahr, was Du mir Entsetzliches über Werner gesagt?“

„Glaubst Du wohl: nur um böser Nachrede willen hätt' ich diesen schweren Gang zu Dir gemacht? Nein, Irene, Wahrheit ist Alles, unwiderlegliche Wahrheit! Mit meinem

Mannesworte bürg' ich Dir dafür. O wollte Gott, daß Alles nur Lüge wäre, für dein eigenes Glück und auch das meinige!"

Mit düsterm Sinnen sah der Bruder nach dieser Antwort wieder vor sich hin.

Trenen's Thränen waren jetzt auf einmal versiegt, und deren letztes Salz rann ihr noch eben über die Wangen. Höher richtete sie sich im Stuhle dann auf und im Tone trostlosesten Leids fragte sie ihn wieder: „Wozu aber, Fritz, war es gut, daß Du mir das Alles gesagt, und mich aus meinen Täuschungen in solchen Abgrund des Glends hinabgestoßen hast? — Sag', was bezweckst Du damit?"

„Das Einzige“, erwiderte er mit unerbittlicher Energie, „das Allereinzige, was einer so gottlos betrogenen Frau noch möglich, ja, was ihr durch die Moral unumgänglich geboten ist: Du mußt Dich von deinem Manne scheiden lassen!“

„Von Werner mich scheiden lassen?“ rief Irene auf's Tiefste erschrocken. „Also darauf zielte Deine Anklage gegen ihn hinaus?“

Wie verloren hielt sie erst inne, wohl nur, um den ihr so völlig fremden Gedanken in ihrem verwirrten Gehirn fassen zu können. Dann mit ungestüm abwehrender Hand gab sie zur Antwort:

„Nein, nein, niemals! In meinem ganzen Leben nicht!“

Hestig erregt sprang Herr von Klinger auf, und in seiner ganzen, derben Mannesgröße stand er vor ihr emporgerichtet.

„So willst Du also fernerhin geistige Gemeinschaft machen mit dem Ehebruch? Willst, dessen vollbewußt, ihn vor der Welt bemänteln und ihn gleichsam als Mitschuldige gutheißern? —

Irene, denk' an unsern reinen Familiennamen! An Ehr' und Sitte Deines Hauses denk', an das Wohl Deiner Kinder, vor Allem an Wolf, dem das Beispiel des eigenen Vaters gefährlich werden muß!"

Dann, weicher geworden, schloß er: „Gedenk' auch unserer so rechtschaffenen seligen Eltern! Was würden diese Dir jetzt wohl rathen?“

In fragender Spannung sah er die erschütterte Schwester an, die sichtlich schwer in innerem Kampfe mit sich rang. Dann stieß sie die neue Entscheidung hervor:

„Und doch, ich kann, ich darf nicht!“

„Wer verbietet Dir's, Irene? Erlaubt Dir's nicht das weltliche Gesetz so gut, wie das kirchliche? Ja, hat nicht Christus selber die ehebrecherische Schuld als Scheidungsgrund im Evangelium anerkannt?“

„Was kümmert mich kirchliches, was weltliches Recht, wenn es auch zu mir sagt: „Du darfst!““ In meinem Herzen aufgeschrieben steht ein anderes Gebot, das zu mir sagt: „Du sollst nicht!““ — Und nur dieses gilt für mich jetzt, das alleinige Gebot, das ich einst am Altare vor Gott und den Menschen beschworen, und das mir wörtlich gebietet: meinen Mann in keinem Wege zu verlassen und mich nicht von ihm zu scheiden — es scheide uns denn der allmächtige Gott durch den Tod voneinander.“

Ihr Bruder aber gab sich mit dieser feierlichen Erklärung noch nicht zufrieden, und kalten Wortes entgegnete er ihr:

„Das Alles sind stets gleichlautende, formelle Sätze, die jede Braut vor'm Altar mit gleichem Jawort bekräftigt! Und doch haben sich schon unzählige Frauen in deiner Lage von ihrem Manne wieder scheiden lassen, ohne

dadurch nur ein Atom von ihrem religiösen und sittlichen Werthe preiszugeben. Ja, gieb Du selber jetzt Zeugniß dafür, wenn ich Dir nur ein einziges Beispiel aus der allerletzten Zeit vor die Augen führe! — Ist nicht die, von ihrem ungetreuen Manne geschiedene Frau von Schmottau auch heute noch der allgemeinsten Verehrung würdig geblieben, oder wer möchte sich wohl getrauen, nach ihrem Haupt auch nur das kleinste Steinchen zu werfen, weil sie die traurige Wahrheit ihrer jetzigen Vereinsamung der Lüge ihres früheren Zusammenlebens vorgezogen hatte? Willst Du selber jetzt wohl besser sein, oder Dich höher stellen, als diese, Dir moralisch, wie religiös, ganz ebenbürtige Schicksalsgefährtin?"

„Gott bewahre mich vor solcher Ueberhebung!“ wehrte Irene tiefverlezt ab. Nein, wahrhaftig daran denk' ich nicht. Doch Du selber bedenke: die Schmottau'sche Ehe war kinderlos. Scheinen aber auch bei unglücklichen Ehen die äußeren Verhältnisse oft ganz gleich zu sein: die innere Natur gleich duldbender Frauen gleicht sich doch niemals! — Möge deshalb die Eine thun, was das Gesetz, Herz und Gewissen, ihr zu thun erlaubt! — Ich, die so hart Geschlagene, so tief Gedehmüthigte, bin, Gott weiß es, die Letzte, die sie deshalb tadeln oder gar verdammen möchte! — Aber gleiches Recht, gleiche Freiheit beanspruch' ich nun auch für mich selber: den gleichen Schritt so manch' anderer Frau unterlassen zu dürfen. — Müssen Andere in meiner Lage ihrem Mann unerbittlich grollen, mich, lieber Fritz, laß dem meinigen verzeihen! — Müssen Andere an Umkehr und Läuterung ihres Mannes verzweifeln, so laß mich bei Werner darauf hoffen! — Wenigstens den Versuch dazu laß mich machen, so lange das Maß meines Duldens noch nicht

völlig erschöpft ist! — Und bist Du so ängstlich um unsere Familienehre besorgt, so hab' auch dafür Verständniß, daß diese wahrhaftig viel weniger nach außen geschädigt wird, wenn ich meine Kenntniß von Werner's Verirrungen als Geheimniß meines Herzens bewahre, als wenn ich sie vor öffentlichen Gerichten als klagende Frau jedem unberufenen Ohre verrathe und alle Welt dadurch gleichsam auffordere, ein gleiches Verwerfungsurtheil zu fällen über ihn und seinen Namen, den ich selber trage!"

Herr von Klinger erwiederte ihr kein Wort, in seinem Blicke war es dennoch zu lesen. Die Stimme seiner Schwester klang aber noch viel bewegter, als sie geneigten Hauptes fortfuhr:

„Und ich bitte Dich, lieber Fritz, bedenke auch noch dieses! Hätt' ich einen, trotz all' meiner Liebe und sorgsamem Erziehung mißrathenen Sohn, der mir nur Herzleid und nur Schande bereitete, und ich selber ständ' als Wittwe allein auf der Welt: dürft' ich dann diesem schlechten, unwürdigen Sohn als Mutter für alle Zeit mein Herz und Haus versperren, oder müßt' ich ihn nicht dennoch in erbarmender, helfender Liebe bei mir behalten, fort und fort auf dessen Besserung sinnen und mich dafür abmühen? Müßt' ich nicht dieses Schicksal geduldig und ergeben hinnehmen und tragen, wie so manches andere, das einen Unschuldigen heimsuchen kann? Steht aber der Mann dem Herzen der Frau nicht ebenso nahe durch das heilige Band der Ehe, als der Sohn der Mutter durch die Bande des Blutes?“ —

„Und siehe, darum will ich mich auch meines armen, verirrten Mannes nach dem Drange meines Herzens erbarmen. Mit neuer, geduldiger Liebe will ich ihn von

seinem Fall aufrichten helfen, damit er wieder zu sich komme und nicht, nur seinem inneren Glend preisgegeben, zuletzt völlig zu Grunde gehe. Die Einheit unseres Hauses will ich nicht zerstören und nicht Verachtung gegen den Vater austreuen in's Herz der Kinder, damit sie sich nicht lieblos abwenden von ihm, dessen gute Kinder sie bleiben sollen, so gut, wie die meinigen. — Und deshalb will ich jetzt auch nicht feige meinen Platz verlassen, auf den ich mich einst selber, trotz aller Warnungen, so entschlossen hingestellt. Jahrzehnte lang hab' ich nun schon darauf ausgeharrt trotz allem inneren Leid und Streit, und nur mit meinem andern, letzten Platz im Grabe, will ich meinen jetzigen hier auf Erden dereinst vertauschen.“

Mit großen, staunenden Augen hatte der Bruder ihr zugehört, und auch jetzt noch blieb sein, von einem herben Zug umspielter Mund geschlossen.

Trenen's Herz aber schien neue, bewußte Kraft zu durchströmen und helleren Blickes fuhr sie fort:

„Aber auch darauf, lieber Fritz, hoffe mit mir, daß ein geheiltes, gereinigtes Herz dann doch noch zu dem meinigen dankbar zurückkehrt und mich all' meine namenlose, jahrelange Trübsal vergessen macht! — An einen neuen Frühling unseres häuslichen Glückes laß mich glauben und sollt' er auch erst in unseren Kindern und Enkeln uns erblühen dürfen! — O ja, ich hoffe darauf: er kommt für uns noch! Und mit ihm kehrt uns aller Friede wieder, dessen unser Herz und Haus nun schon so lang und so schmerzlich entbehren mußte.“

Ihr Auge ward neu umflort, sie ergriff die Hand des Bruders, und ihre Stimme klang von Wehnmuth durchzittert: „Und folgst auch Du dann vielleicht einmal meinem Sarge

— o, glaube mir's doch, Frig: — dann wirst auch Du im stillen Herzen mich segnen dafür, daß ich in diesem Hause als Frau und Mutter treulich ausgehalten bis zum Tode, und viel stolzer wird Dein brüderliches Andenken an mich sein, als wenn man mich, fern von hier, als eine geschiedene Frau zu Grabe tragen müßte.“ . . .

Seine Hände noch immer umfaßt haltend, hatte sie, wie bittend, ihn dabei angesehen. Sein strenger Sinn blieb aber ungerührt und, schon den Hut in der Hand, sprach er nun sein letztes Wort:

„Aus Bruderliebe, Pflicht- und Ehrgefühl hab' ich diesen harten Gang zu Dir gethan. Greifbare, unwiderlegliche Beweise für die Schuld deines Mannes, wie für die Nothwendigkeit deines eigenen Handelns, hab' ich Dir vorgeführt. Du aber, Irene, statt Hand in Hand mit mir den einzig richtigen Weg zu gehen, hast Dich in einen Himmel von Illusionen geflüchtet, in den ich selbst, der ich nur festen Boden liebe, Dir unmöglich folgen kann. Doch gieb Acht, Du arme Verblendete! Nur allzu frühe werden sich auch deine jetzigen Hoffnungen auf Werner's sittliche Umkehr gleich trügerisch erweisen, wie einst schon die früheren auf dein eheliches Glück mit ihm. Und Du wirst mit noch viel wunderem Herzen dann dennoch den einzigen, heilsamen Schritt thun müssen, den Du aus falscher Großmuth für einen Unwürdigen jetzt glaubst unterlassen zu können! Dann erst, Irene, wenn Du dazu entschlossen bist, werd' ich Dich wiedersehen, und Du, sammt deinen Kindern, sollst Rath, Trost und Stütze finden in meinem Hause, wie an meinem Bruderherzen! — Damit bin ich fertig geworden! — Und jetzt keine lange Abschiedsszene! — Leb' wohl!“

In rascher, schmerzlicher Umarmung preßte er sie an

sich, und bevor sie sich dessen versah, schritt er auch schon zur Thüre.

Wie gestörten Geistes starrte Irene dem hinaustretenden Bruder nach, dann brach sie, halb ohnmächtig, in den Stuhl hernieder.

*
*
*

Noch lange, lange blieb Irene so dasitzen, mit herabgeneigtem Kopf in dumpfer Schmerzensqual versunken. An Leib und Seele war sie zerschlagen und gelähmt, wie in einem Bannkreis, in dem man keinen vernünftigen Gedanken mehr fassen, nicht mehr lieben, nicht grollen, und nicht einmal mehr weinen kann.

Auf einmal schreckte sie auf, wie aus einem schweren, wüsten Traum, und griff sich hastig an die Stirn.

„Nein, nein, nicht geträumt hab' ich! — Alles ist fürchtbare Wahrheit!“

Rasch erhob sie sich und in wirren Gedanken irrte sie im Zimmer umher, dann blieb sie wieder stehen, wie zu sich kommend.

„Doch was nützt aller hinbrütende Gram, der mir nur den Willen lähmt? In's Auge schauen muß ich all' dem Schrecklichen, das ich gehört! Meine Gedanken muß ich ordnen und klären, denn wohl noch heute kehrt Werner heim, und nicht unvorbereitet darf er mich antreffen.“

Der erste Gedankensturm war vorüber. Wieder setzte sie sich zum Tisch und stützte den schweren Kopf in die Hand.

„Ja, was soll ich jetzt thun, was lassen? — O Du da droben, erleuchte mein dunkles Herz mit deinem göttlichen, barmherzigen Rath! — Wenn Werner jetzt zu mir

.

heimkommt, wohl nur froh gestimmt über Wolf's Verlobung: soll ich ihm dann mit kalter, zürnender Miene sogleich als seine Anklägerin entgegentreten? Soll ich seine unreinen Sünde, die bereit sind zum Segen des Sohnes, unwillig von mir abwehren? — Nein, schon um der Verlobten willen — das darf ich nicht! — Wenn diese jedoch einmal glücklich vereint sind, und ihr künftiges Leben durch uns geordnet ist: soll ich nicht dann meinen vollen Schmerz vor ihm ergießen und die ganze Fülle seiner Verirrung ihm vorhalten? — Ja, dann, dann werd' ich's, denn ich muß es!“

Sie hatte bei diesem Entschluß unwillkürlich wieder den Kopf erhoben, und ihr Blick sagte, daß sie nicht mehr davor zurückweichen würde. Allmählig aber sah ihr Auge wieder sanfter vor sich hin, denn nach dem Kopfe war nun auch ihr Herz an die Reihe des Redens gekommen.

„Doch nur mit zartester Schonung soll er Alles von mir erfahren! Nicht selbstgerecht triumphirend will ich ihn, von seinem Schuldbewußtsein beschämt und erdrückt, mir zu Füßen liegen sehen. Durch mitleidige Verzeihung will ich als liebevoller Arzt das kranke Herz ihm zu heilen versuchen. Am meinigen, das er aufgegeben, soll er den verlorenen Frieden wiederfinden und sich daran aufrichten zu neuem vorwurfslosen, mich und ihn selber gleich beglückendem Leben. Ja, so, so will ich's mit ihm halten. So erlaubt mir's mein Herz und auch mein Gewissen.“ . . .

Ihr Gesicht war nun ganz ruhig geworden, der klare Spiegel ihres Innern. Mit einem Male jedoch zog sich ihr Mund wieder schmerzlich zusammen und ihr Blick ward aufs Neue verdüstert. Denn weit, ja, weit in vergangene Zeiten hatte der Flügel einer urplötzlichen Erinnerung ihren Geist jetzt zurückgetragen, und längst schon verklungene

Worte schlugen wieder an ihr Ohr. — Sie saß im Gedanken in jenem Pariser Hôtel mit Werner zusammen. Mit verstörtem Gesicht klagte er ihr vor, daß sein Herz einmal so krank gewesen, bis sie es ihm wieder gesund gemacht, und nie mehr sollte sie ihn verlassen, denn ohne sie müßte er sonst elend zu Grunde gehen. — Und auch ihr eigenes Wort hörte sie nun wieder: daß sie sein guter Engel ihm bleiben und sein Herz ihm gesund erhalten wollte, so lange Gott sie als seine Frau für ihn leben ließe. — Was hatte sie damals von all' seinen Worten verstanden, was sogar von den eigenen, die sie ihm zum Trost erwiedert? — Erst jetzt, nach so langen, langen Jahren begriff sie deren traurigen Sinn. Und auch das Unfägliche, was sich einst nicht auf die Lippen ihres Vaters heraufgetraut — heute wußte sie nur allzubestimmt, wie auch jenes schwerste Wort seiner Warnungen hätte lauten sollen.

„Hinweg damit!“ sprach sie jetzt vor sich hin. „Nur mit der Gegenwart hab' ich es zu thun. Aber auch in dieser will ich, wie ich's schon damals gewollt, seinem so schwerkranken Herzen derselbe gute Engel bleiben, der es ihm wieder genesen macht.“ —

Daß ihr wenigstens für die nächste Zeit vor Werner zu schweigen erlaubt sei: diese trostreiche Einsicht hatte ihre Seelenqual um gar Vieles gemindert. Erleichtert aufathmend stand sie auf, trat zum offenen Fenster und sah hinaus in die Landschaft, deren sonniger Glanz, wie ein höhrender Gegensatz zum eigenen Innern, ihr freilich dann wieder recht wehe that.

Wie sie dann an der Fensterbrüstung stand, sah sie auf einmal im Schloßwege drunten die Jagdkalesche mit Wolf und Dora langsam herauffahren. Auch diese wurden der

Mutter sogleich ansichtig und schwenkten zu deren freudigem Gruße die Tücher herauf. Unwillkürlich strich sie über die Augen, um auch die letzte Thränenspur davon hinweg zu wischen. Dann nahm sie ihren ganzen Muth zusammen, ging bis unter das Schloßthor den Beiden entgegen, und da sie ihnen die Hand gab, merkte keines ihrer Kinder mehr, was die Mutter unterdessen erfahren, gelitten und durchkämpft hatte. — An den beständigen Zug leiser Behmuth in deren Gesicht waren sie ja schon längst gewöhnt.

* * *

Der Mittagstisch war vorüber und Wolf's neue, strahlende Glücksträume hatten Treenen's erst so nächtlichen Himmel wieder aufgelichtet. Sie traten eben vom Speisezimmer auf die Terrasse hinaus, da überbrachte der Kammerdiener seiner Herrin ein Telegramm. Es meldete mit kurzem Wort die Ankunft Werner's auf heut Abend. Wie hätte seine Frau noch gestern sich darüber gefreut! Jetzt mußte sie sich alle Mühe geben, um vor den Augen ihrer Kinder verbergen zu können, in welch' unheimlicher Angst sie deren Vater erwartete.

Wolf's Auge hingegen leuchtete vor Freude und er rief: „Komm, Dora, gehen wir rasch an's Werk! Der Vater muß heute festlich begrüßt werden! Drum wollen wir das Schloßportal mit Kränzen schmücken, und die schönsten Blumen, die nur aufzutreiben sind, sollen ihn im Wohnzimmer willkommen heißen.“

Bereitwillig stimmte die Schwester mit ein, und mit gezwungenem Lächeln hieß auch die Mutter es gut. Doch

in der arglosen Freude der Kinder empfand sie nur um so schwerer wieder den Druck ihres verschlossenen Brames. —

Aller Laub- und Blumenschmuck war jetzt außen und innen vollendet. Auch die gehißte Flagge mit dem Goos'schen Wappen flatterte, wie sonst nur an besonderen Festtagen, vom Schloßthurm. Es dämmerte bereits, und schon fuhr der offene Wagen mit Werner allein, wie er's immer bei der Heimkehr gewohnt war und auch heute gewünscht, die Landstraße gegen den Schloßberg heran. Wie er jetzt aber das Wappenbanner erblickte, hatte sich sein Auge schnell verdüstert, denn er sann vor sich hin: „In meinem Hause scheinen sie meine Ankunft wie einen Festtag zu feiern. Wenn sie aber wüßten, in welch' unreinem Kleid ich zu ihnen heimkehre?“ —

Wie er dann auch bei der Einfahrt in den Schloßhof des laubumkränzten Portals ansichtig geworden, darunter Frau und Kinder zum Willkommenruße bereit standen, da fuhr es ihm wie ein Dolchstoß in's Herz. Krampfhaft zwang er sich zu heiterer Miene, aber sein Gesicht ward dadurch erst recht verzerrt. Seine Frau sah es gar wohl und nur allzu gut wußte sie jetzt es sich zu deuten. Auch die stets mißtrauische Dora stuzte etwas darüber. Nur Wolf in seiner Herzensfreude ging raschen Schrittes dem langsamer fahrenden Wagen entgegen, um schon jetzt dem Vater die Hand hineinzureichen. Und als er dann auch noch am Thore den Kutschenschlag geöffnet, fiel er dem Ausgestiegenen sogleich um den Hals, um keine Sekunde länger mit seinen dankenden Küßten zu säumen. Unterdessen blieb Trenen so viel Zeit, ihre erste Erschrockenheit über Werner's Aussehen in sich zu unterdrücken.

Dann gab auch sie ihm Hand und Kuß. Desgleichen that Dora.

Mit Frau und Kindern betrat Herr von Goos hierauf das blumengeschmückte Wohnzimmer. Rasch warf er sich in den Lehnstuhl und sagte mit erzwungener Heiterkeit:

„Ihr habt Euch wohl auf meine Heimkehr heute ganz besonders gefreut, da ihr mir einen so festlichen Empfang bereitet?“

„Gewiß, lieber Vater!“ fiel Wolf rasch ein. „Wie könnt' es denn auch anders sein? — Denn nicht nur ich allein, wir Alle schulden Dir ja so innigen, freudigen Dank.“

Und wieder ergriff er die väterliche Hand zu ehrerbietigem Kuße.

Trotz dieser frohen Scene zwischen Vater und Sohn überflog jetzt aber unwillkürlich ein unsagbar schmerzlicher Zug Irenen's Gesicht. Wie ihr Blick und Mund auch mitlächeln wollte: ihr Seelengram strafte sie dennoch Lügen. Werner's argwohnscharfes Auge hatte es auch sogleich gemerkt und sein Herz zuckte.

„Wie hab' ich das zu deuten?“ fragte er sich furchtsam. „Was ist seit meiner Abwesenheit hier heimlich vorgefallen? — Oder täusch' ich mich nur?“

Als seine unbestimmte Beängstigung über Irenen's so seltsam leidvolles Gesicht wollte er indessen auf einmal los werden, um seine Rolle harmlosen Mitfreuens möglichst gut durchführen zu können. Und jeder weiteren Erzählung von Wolf's und Elisabeth's junger Liebe kam er mit seinem eigenen Worte zuvor:

„Wie herzlich hatt' ich mich über eure Nachricht gefreut! Schon in sechs Wochen wollen wir fröhliche Hochzeit feiern, und Du sollst dann hier, auf deinem Erbgut, als dessen

Generalpächter deinen Einzug halten. Auch verlaß Dich auf mich und den alten Burkhardt: wir werden Dir einen Pachtzins bestimmen, bei dem Du selbst in den schlimmsten Jahren noch deine gute Rechnung finden sollst! Für euren jungen Haushalt aber wird euch der ganze linke Schloßflügel eingeräumt, sowie standesgemäß ausgestattet werden. — Und schon morgen frühe werd' ich mit Dir, lieber Wolf, zu Elisabeth Deltz hinüberfahren, um sie als mein zukünftiges Schwiegertöchterlein an's Herz zu drücken. — Nun, mein Herr Bräutigam, und auch Du, Mutter Irene — seid ihr mit dem Hausvater zufrieden?"

Er streckte dabei nach rechts und links die Hand aus. Wolf ergriff die eine und rief: „Mein ganzes Leben lang, bester Vater, werd' ich Dir diese liebevolle Güte danken.“

Irene mußte Werner's andere Hand erfassen, ob sie's auch vorhin innerlich fröstelte bei diesem erzwungenen Humor des „Hausvaters“, wie sie ihren Mann heute zum allerersten Male sich nennen hörte. Auch ihr Mutterherz war ihm um Wolf's willen gewiß dankbar, sie brachte jedoch den Ausdruck dafür jetzt nicht über die Lippen und beglückwünschte nur, im Verein mit Dora, den bräutlichen Sohn ob seiner schönen Zukunft. —

Ein neues Lichtreich häuslichen Glückes und Friedens schien heut Abend auf Schloß Goos aufzugehen. Zwischen Erd' und Himmel aber hing, wie ein dumpfer Luftdruck der beiden Ehegatten Herz gleich schwer belastend, das zwischen ihnen noch unausgesprochene Wort von Schuld und Vergebung.



Drittes Buch.





Erstes Kapitel.

Voll allgemeiner Freude vernahm man die Verlobung von Wolf Goos und Elisabeth Delz, als einem Brautpaar, an dessen Zusammenpassen auch die böswilligste Zunge nichts zu mäkeln wußte. Die Wärme dieser Theilnahme wurde freilich dadurch noch erhöht, daß man der Frau von Goos, wie nicht leicht einer andern Mutter, diesen freudigen Trost von Herzen gönnte. Aber auch die überall beliebte Frau von Delz, wie nicht minder ihre Freundin Irene, hatte sich gleich ehrlich gemeinter Glückwünsche zu erfreuen. Der einzige Umstand, daß dann das junge Ehepaar unter einem und demselben Dache mit Wolf's Vater sein neues Heim beziehen würde, hatte selbst bei den Wohlmeinendsten gewisse Bedenken hervorgerufen. Indessen fand man's doch auch wieder natürlich, daß Wolf auf seinem eigenen Erbgut, und nicht auf dem seiner Frau, seinen künftigen Wohnsitz aufschlagen sollte. Die außerordentlich günstigen Pachtbedingungen, unter denen er den gesammten Goos'schen Gutsbetrieb zu übernehmen hatte, waren auch schon bekannt geworden, und sie trugen nicht wenig dazu bei, den sonst so unbeliebten Vater in besserem Licht er-

scheinen zu lassen. Im Voraus aber freute man sich jetzt für Irene: nicht nur den Sohn, sondern auch noch ein solch' liebes Schwiegertöchterlein so nahe bei sich haben zu dürfen. Und konnte denn dieser junge, glückliche Haushalt nicht sogar auch Werner mit neuem Reize dauernder an sein eigenes Heim fesseln und dadurch dem Herzen seiner Frau wieder näher bringen? —

All' diese gutherzigen Erwägungen waren der ersten Ueberraschung über diese Verlobungsnachricht sogleich auf dem Fuße gefolgt, und schon nach wenigen Tagen blieb von allen Gesprächen über dies Familienereigniß nur der allgemeine Wunsch übrig, daß es dem künftigen jungen Ehepaar auf Schloß Goos einst glücklicher ergehen möchte, als bisher dem alten.

Daß man über diese Verlobung so schnell wieder hinweggekommen, daran war doch noch eine andere Neuigkeit schuld, eine so abenteuerlich klingende, und den allgemeinen Klatsch erregende, wie seit vielen Jahren keine mehr die hiesige Umgegend beschäftigt hatte.

Nach siebenundzwanzigjähriger Abwesenheit war nämlich Gräfin Irma von Rottberg mit ihrer Tochter, Comtesse Ellinor, plötzlich wieder hier aufgetaucht. . . .

Zum letzten Male hatte sich die gräßliche Mama im pomphaftesten Aufpuß sammt dem damals fünfjährigen, blumenstreuenden Comteschen bei dem Goos'schen Hochzeitsfest öffentlich gezeigt, und in der Welleker Dorfkirche eine ebenso glaubwürdige Scheinandacht, als dann beim Festschmaus im Klinger'schen Herrenhaus einen wahrhaft grotesken Humor zur Schau getragen. Niemand hätte wohl damals ihren schon gefaßten Fluchtgedanken unter solch' geschickter Bemäntelung argwöhnen können. Und doch waren noch in

derselben Nacht Mutter und Tochter auf Nimmerwiederkehr verschwunden. In Schloß Rottberg ließ die Gräfin zwar die Nothlüge zurück, daß sie nur für kurze Zeit zum Besuch ihrer siebenbürgischen Verwandten abgereist sei, und diese wurde dort so gut, wie anderswo, auch geglaubt. Als aber Monate verflossen und weder ein Brief der Abgereisten hier ankam, noch auch sie selber irgend einen erwiederte, da mußte doch endlich an eine „böswillige eheliche Verlassung“ gedacht werden, und die dann nach Jahresfrist erfolgte gerichtliche Scheidung des gräßlichen Ehepaares hatte auch in der weiten Umgegend keinen Zweifel daran mehr übrig lassen können.

Ein besonderes Erstaunen darüber war jedoch nirgendwo erregt worden, höchstens über die Keckheit dieser Frau: ihrem Manne auch noch das einzige Kind mit entführt zu haben. Und doch wußte man nicht recht, ob man den Gatten mehr zur Trennung von seiner Gemahlin beglückwünschen, oder den Vater um seines mitentflohenen Kindes willen bedauern sollte. War's doch von vornherein kein Geheimniß gewesen, daß nichts weniger, als ernste Neigung, sondern nur das Verlangen nach dem gräßlichen Besitz und Titel, das frühere blutarne ungarische Fräulein Irma von Lemnyay zum Traualtare hingelockt hatte.

Der Graf Rottberg war geistig, wie leiblich, vom Schicksal sehr stiefmütterlich bedacht, dabei ein schon eingerositeter, vierzigjähriger Hagestolz gewesen. Vielleicht hatte sich von seiner überstürzten Verlobung mit dieser erotischen Braut Niemand mehr überrascht gefühlt, als der Bräutigam selber, der sich's wohl nie hätte träumen lassen, während einer Karlsbader Cur von solch' schwarzäugiger Circe als schon so alter flachshaariger Knabe noch bräutlich umgarnt zu werden. Der Ehestand war dann auch kläglich genug

ausgefallen, und die lebenslustigere weibliche Hälfte desselben hatte mehr, als einmal, versucht, ihre nicht besonders strenge heimathliche Moral von ehelicher Treue in die Praxis des Lebens umzusetzen. Dies war ihr indessen in der hiesigen Gegend nur in einem einzigen romantisch-militärischen Abenteuer geglückt, und so hatte die im eigenen Hause so liebesarme Frau sich meist nur mit platonischer Schwärmerei, wie dazumal für die „fascinirenden“ Goos'schen Augen, begnügen müssen. Das einzige Bestreben jedoch, unter der hiesigen adeligen Gesellschaft dann wenigstens eine hervorragende Rolle zu spielen, war ihr im Laufe der Zeit vollkommen geglückt. Ihr feuriges Temperament und energischer Geist, Hand in Hand mit satyrischem Wit und sehr gewandten, fast gar zu degagirten Umgangsformen, so sehr diese sie auch anfangs bemäkelt und belacht worden waren, hatten ihr dennoch zulezt über norddeutsche Kälte und Prüderie eine tonangebende Uebermacht errungen. Kurz, die eingeschmuggelte, erst so steif und mißtrauisch aufgenommene Ungarin fühlte sich gar bald hier völlig eingebürgert und spielte mit virtuoser Rührigkeit die Rolle des Hechtes im Karpfenteich der hiesigen Aristokratie.

Ihre gesellschaftliche Oberherrschaft hatte die Gräfin Rottberg jedoch niemals ganz entschädigen können für all' ihre andern Entbehrungen bei dem stets kränkenden, geistesarmen Gemahl. Und da sie später an dessen Seite, in demselben Karlsbad, mit einem magyarischen Landsmann intimere Bekanntschaft angesponnen und seitdem mit diesem auch heimliche Liebesbriefe gewechselt, da war für ihr stets wachsendes Liebesbedürfniß endlich die Zeit gekommen, ihr unerträglich gewordenes gräßliches Ehestandsjoch mit energischem Ruck von sich abzuwerfen. Besonders schwere Ueber-

windung hatte sie dieser Entschluß zwar nicht gekostet, denn, ganz abgesehen von ihren eigenen, sehr biegsamen ehelichen Begriffen, wie sie diese schon daheim in sich aufgenommen, war ihr auch schon von ihrer Familie her das physiologische Erbschaftsgesetz von gewaltfamer Ringzersprengung im Blute gelegen. So erschien ihr auch dessen nunmehriger Vollzug an sich selber gleichsam nur als ein natürliches Postulat ihrer Abstammung, worüber sie sich, wie sie meinte, deshalb auch keine ängstlichen Scrupel zu machen hatte.

Das einzige Gut, das sie an ihr Haus gefesselt und es ihr noch halbwegs erträglich gemacht, war ihr Töchterlein Ellinor, das ihr, der dreißigjährigen Frau, nach erst fünfjähriger Ehe geschenkt worden war. Und nun, da sie die Leidenschaft für ihren ungarischen Landsmann aus ihrem deutschen Heim fortgedrängt, den gräßlichen Gemahl und zugleich auch ihr gemeinsames Kind heimlich zu verlassen — eine solche That hätte ihr eine ebenso unmoralische, wie gottlose Unnatur gedünkt. Mit solch' heißer Liebe hing ihr Herz an Ellinor, und diese auch an ihr, so daß dem Kinde nur ein einziges mütterliches Wort genügt hatte, um sich ohne jedes weitere Bedenken von Vater und Heimath mit fortreißen zu lassen.

War dann auch hierzulande später bekannt geworden, daß Beide nach Ungarn geflohen waren: der entscheidende Grund für diese Flucht blieb dennoch stets nur eine vage Vermuthung, und alle, dann und wann aufgetauchten Gerüchte von der erfolgten Wiederverehelichung der Gräfin waren jedesmal wieder, gleich Nebelbildern auf sumpfiger Haide, zerronnen. Jene Gegenden lagen eben zu weit entfernt von hier, es pflog keine der hiesigen Familien mit einer dortigen nähere Beziehungen, und sogar der verlassene

Graf selber mußte nichts Näheres, denn jede gerichtliche Aufforderung zur Rückkehr seiner Frau blieb unbeantwortet. So war die vormalige Heldin der hiesigen Gesellschaft mit- samt ihrem Kinde Jahrzehnte lang spurlos verschollen ge- wesen, bis erst vor wenigen Tagen Mutter und Tochter, wie urplötzlich hergezaubert, wieder auf der hiesigen Bild- fläche erschienen waren. . . .

Graf Hans Hugo von Rottberg, der trotz steter Kränk- lichkeit und Mangels an jeder anstrengenden Heldenthat, sein Leben dennoch bis hoch in die Siebzige gebracht, hatte nämlich in diesem Frühjahr sich seinen todtten Ahnherren, als ruhmloser Letzter seines Geschlechtes, zugesellt, nachdem er als geschiedener Ehgemahl bisher ein in seiner Art ganz behagliches Leben geführt. Etwaiger tiefgehender Schmerz um seine treulose Gemahlin war nicht einmal im allerersten Jahre seines Alleinseins an ihm zu bemerken gewesen. Der sonst sehr wenig begabte Mann hatte nach dieser Richtung auch sehr klug gethan, denn weder als zärtliche Gattin, noch als gute Hausfrau, war sie ihm besonders stark an's Herz gewachsen; sie hatte ihm vielmehr durch maßlose Puz- und Vergnügungsfucht kaum mehr erschwingliche Summen gekostet, und zum Dank noch obendrein über seinem Haupte den Pantoffel geschwungen. Die Empfindung: durch ihr böswilliges Verlassen von ihr nun wahrhaft erlöst zu sein, hatte denn auch so sehr sein väterliches Heimweh nach der mitentflohenen einzigen Tochter überwogen, daß er sie nicht einmal kraft des gerichtlichen Scheidungsdekretes zu sich heimzufordern wagte, aus lauter Angst, es hätte dann viel- leicht mit dem Kind auch die Mutter wieder zu ihm zurück- kehren können.

Statt dieser Weiden hatten sich dann entfernte Ver-

wandte beiderlei Geschlechtes schmarrchend auf Schloß Rottberg zeitweise niedergelassen und waren eifrig bemüht, dem so plötzlich wieder zum Hagestolz gewordenen Vetter die ländliche Einsamkeit zu versüßen. Dieser hinwieder, gutmüthig, wie er immer gewesen, war darauf bedacht, deren Anhänglichkeit reichlich zu belohnen. Da die Renten für diese stets wachsende Großmuth jedoch nicht immer ausreichten, belastete er seinen Stammsitz immer stärker mit Schulden. Er geizte zuletzt auch an der kleinsten Summe zur nothdürftigen Instandhaltung von Schloß und Park, und am liebsten hätte er auf seinem Sterbebett all' sein Hab und Gut unter diese lachenden Erbschleicher vertheilt, wäre nicht das gesetzliche Erbrecht seiner einzigen Tochter auch in der Ferne schützend zur Seite gestanden.

Nach dem Ableben des Grafen hatte dann die hiesige Verlassenschaftsbehörde wochenlang in Ungarn und Siebenbürgen nach der verschollenen Rottberg'schen Erbin umherfragen müssen. Endlich war deren Aufenthaltsort in einer dortigen Kleinstadt ausfindig gemacht worden, und kurze Zeit darauf auch sie selber in ihre alte deutsche Heimath zurückgekehrt.

Aber nicht allein. — Wie Comtesse Ellinor einst von der damaligen Gräfin Rottberg von hier mit fortgenommen worden, so hatte jetzt umgekehrt die Tochter ihre Mutter wieder mit hierher gebracht. Und wer hätte ihr diesen Akt kindlicher Pietät moralisch oder gesetzlich verwehren wollen? Sie selber war ja von dieser nicht gleichfalls geschieden, wie einst ihr Vater, sondern im Gegentheil auch noch heute mit ihr an Leib und Seele wahrhaft unzertrennlich zusammengewachsen — ein, in Anbetracht aller Umstände höchst merkwürdiges psychologisches Verhältniß!

Daß diese Mutter einst ihr unmündiges Kind, bloß um ihrer eigenen Sinnlichkeit zu folgen, dem rechtmäßigen Vater entführt, und aus allen ihr so günstigen Standes- und Besitzverhältnissen widerrechtlich herausgerissen: dieses Unrecht schon damals zu begreifen, dafür war Ellinor ja noch viel zu jung gewesen, und auch ihrem Vater von Kind auf zu sehr entfremdet, als daß ihr diese Flucht an der Hand der vielgeliebten Mama besonders schwer angekommen wäre. Und was war ihr später Alles vorgespiegelt worden, um vor ihr diesen Schritt als einen ganz unvermeidlichen, ihrer Beider Lebensglück geradezu rettenden, zu rechtfertigen! — Als dann schon nach fünf Jahren auch der zweite Mann der geschiedenen Gräfin, der ebenso reiche, wie rohe Guts- herr, Zands von Györgyfy Gyorgfalva et Bikács, sich um- gekehrt nun von ihr selber getrennt, da hatte sie's gleich gut bei Ellinor verstanden, deren Stiefvater ebenso glaub- würdig zu verlästern und herabzusetzen, wie einst den leib- lichen Vater, ihr eigenes Frauenhaupt jedoch von dem gleichen Glorienschein ganz unverschuldeten ehelichen Mar- tyriums, wie schon das erste Mal, umstrahlen zu lassen. Wie hätte denn das damals erst zehnjährige Mädchen auch nur eine Ahnung haben sollen von den mütterlichen Liebes- romanen, zu denen die, jenem ungarischen Edelsitz nahe ge- legene Husarengarnison den jeweiligen Helden geliefert hatte?

Im Besitz einer sehr beträchtlichen Abfindungssumme, um derentwillen Frau von Györgyfy in die außergerichtliche Trennung von ihrem zweiten Mann eingewilligt, hatte sie sich dann in einer Kleinstadt ihrer siebenbürgischen Heimath niedergelassen, und Ellinor war ihr auch dorthin voll ver- trauensvoller Kindesliebe nachgefolgt. Diese hinwieder hatte jetzt kein anderes Bestreben mehr, als das Leben ihrer her-

anwachsenden Tochter so reizend zu gestalten, als es ihr die Verhältnisse nur irgend möglich machten. Jeden leisesten Wunsch gewährte sie ihr im Laufe der Jahre, und zwang ihr in steter Steigerung neue Bedürfnisse noch förmlich auf. Die größten Summen für ihre Ausbildung, wie auch später für die Toiletten, Equipagen und Reitpferde hielt sie nicht für unerschwinglich, als wäre jenes Abfindungskapital ein nie zu erschöpfender Brunnen. Und doch konnten dessen Zinsen, von denen sie hätte ganz sorgenfrei leben können, zu dieser Verschwendung unmöglich ausreichen. So war denn der Kapitalstock zuletzt angegriffen worden und wurde natürlich von Jahr zu Jahr immer kleiner. Aber was that's? — Die in's Blaue hineinlebende Frau gedachte nicht der Zukunft und war nur in der Gegenwart besorgt, ihrer Tochter in vollen Zügen das Glück der Jugend genießen zu lassen. Auf allen Gütern der weitesten Umgegend machte sie mit ihr Parade und schwelgte förmlich im Lichte des Wohlgefallens an ihr, wohl einsehend, daß sie mit ihren eigenen, bedenklich verblicheneren Reizen auf fernere Eroberungen endlich verzichten müßte. — Ellinor war der einzige Brennpunkt all' ihrer Freuden und Wünsche geworden. Keine Mutter konnte ihre Tochter unmöglich noch leidenschaftlicher verhätscheln und vergöttern. Ja, was fast räthselhaft erscheinen mußte: sie, die im Leben so viel geliebt und der so viel zu vergeben gewesen, dieselbe Frau spielte sich nun zur ganz ernst zu nehmenden Sittenpredigerin bei der Tochter auf, und setzte ihren höchsten Stolz darin, diese, wie eine fleckenlose Lilie, mitten unter all' dem Unkraut jener Gesellschaft glänzen zu sehen.

Ellinor's Stimmung dagegen wechselte dabei in den felsamsten Sprüngen. Bald war ihr ganzes Wesen völlig

untergegangen im Wirbelsturm all' dieser Zerstreungen und ihre ganze Sehnsucht nach Glück durch Ruß und schöne Pferde vollauf befriedigt worden, all' ihr Liebesbedürfniß ausgefüllt durch ihre Kindesliebe. Mitten darin überkam sie dann wieder eine so tiefe Schwermuth, und dazu auch noch eine ihr unerklärliche und doch so unheimliche Angst vor der eigenen Mutter, daß sie am liebsten oft mitten in der Nacht auf und davon gegangen wäre, um heimwehkrank den Vater wieder aufzusuchen, und hätte sie sich auch zu Fuß dahin durchbetteln müssen. Saß sie am Morgen nach solch' schwermüthiger Nacht dann aber wieder bei der Mutter und sah sie nur eine Minute lang in deren Augen, dann empfand und glaubte sie auch schon auf's Neue, daß nur in deren Händen, nur an deren Herzen ihr Lebensglück am sichersten geborgen sei; daß sie eher sterben wollte, als sich jemals von ihr zu trennen, und friedliches Licht ward es wieder in ihrer, während der Nacht so geängstigten Seele.

Und doch wie hundertfachen Grund hätte sie gehabt, sich von dieser Mutter bei Tage, wie bei Nacht, gleich zu fürchten und aus deren Dunstkreise für immer in reinere Luft zu entinnen! . . .

Ellinor war unterdessen zu jungfräulicher Schönheit herangeblüht. Germanisch edle Gesichtszüge und heblbraunes, welliges Haar vereinten sich mit dunkeln, feurigen Augen, ihrem magyrischen Erbtheil, zu einem seltenen, anmuthigen Gesamtbilde, daraus Geist, wie Herzengüte, in gleich glaubwürdigem Glanze jedem Beschauer entgegenstrahlten. So hatte es auch nicht fehlen können, daß sie, als Comtesse Rottberg, das Herz manch' jungen Edelmannes jenes Landes sich gewann. Jeder ernsteren Annäherung eines Bewerbers

stellte sich jedoch die Mutter voll seltsamer Eifersucht sogleich in den Weg, erhob maßlose Ansprüche für die Tochter und gab nicht undeutlich zu verstehen, daß auch sie selber einst in den Kauf, sowie in's Haus, mit aufgenommen zu werden sich ausbedänge. Vor solcher schwiegermütterlicher Anmaßung war dann ein Freier nach dem andern ängstlich zurückgewichen, zudem auch der Ruf dieser Frau von Györgyfy gerade nicht der beste gewesen. Zuletzt ward über deren Ansprüche nurmehr gewitzelt und gespöttelt. Jede fernere Neigung für die Comtesse erhielt dadurch schon von vornherein den Beigeschmack des Lächerlichen, und die arme, völlig schuldlose Ellinor sah ein Jahr nach dem andern vorübergehen, ohne mit dem Myrthenkranz ihr schönes Haar schmücken zu dürfen. Die holden Täuschungen der Jugend zerrannen in ihr allmählig und ein tiefes, heimliches Herzweh blieb zurück. Gemildert ward es nur dadurch, daß es die Mutter auch in diesen, für Ellinor so traurigen Jahren gleich vortrefflich verstanden hatte, jeden einzelnen Bewerber, der sich nicht sogleich auch ihr als galanter Schwiegersohn erweisen und sie mit dreinnehmen wollte, vor der Tochter in den düstersten Farben hinzustellen. Stets auf's Neue erhob sie den tragischen Warnerruf zur Vorsicht vor der Schlechtigkeit der Männer, damit nicht auch ihr eigenes junges Leben einem gleich trügerischen ehelichen Verhängniß, wie das mütterliche gewesen, zum Opfer fallen möchte. Es war ihr nun einmal Lebensbedürfniß, jede Gelegenheit, die ihr die Tochter für immer entziehen könnte, wieder zu vereiteln und diese dafür mit immer neuen Liebesbanden zeitlebens an sich zu fetten. Nur nicht sich von ihr trennen und auf sich selber beschränkt sein zu müssen! Das allein wäre dieser Frau als das härteste, unerträglichste Unglück erschienen, zu dessen Ab-

wendung ihr auch das ränkevollste Mittel als erlaubt gegolten hatte. So war es, psychologisch ganz erklärlich, im Laufe dieser langen Zeit gekommen, daß zuletzt ein gleichsam magischer Bann die Herzen dieser Mutter und Tochter umwoben, dem sich die eine, so wenig, wie die andere, mehr entziehen konnte, und der in guten, wie bösen Tagen mit gleich wirksamem Zauber bis jetzt ausgehalten hatte.

Gleichwohl konnte doch nicht verhindert werden, daß durch das schon jahrelange Zehren vom Kapital die finanziellen Verhältnisse immer problematischer für die Zukunft geworden, und es war hohe Zeit, daß Ellinor's Vater der Welt endlich Lebewohl gesagt und sein Stammgut der verschollenen Tochter zugefallen war. Ein ebenso unverdientes, wie unverhofftes Glück, auf dessen möglichen Eintritt Beide in ihrer Rechtsunkenntniß sich eigentlich gar keine Rechnung zu machen mehr getrauten. Mit um so höher gehobener Empfindung hatten sie dann, sofort nach empfangener Erbschaftsnachricht, den Staub ihres siebenbürgischen Asyls von den Füßen geschüttelt, um der früheren deutschen Heimath, der man einst so leichtfertig den Rücken gekehrt, triumphirend entgegen zu eilen, wie dem gelobten Lande neuer Glücksverheißungen.

Wie indessen die jetzige Frau von Györgyfy Györgfalva et Bikács so gut, wie die frühere Gräfin Rottberg, in ihrem ganzen Leben nur das Außergewöhnliche, Widerrechtliche, zu thun gewohnt war, so hatte sie auch jetzt den genialen Entschluß gefaßt: ihren rechtmäßigen ehelichen Namen nach ihrem zweiten Mann, mitsammt ihrem hiesigen übeln Ruf, gleich zwei abgetragenen Kleidern, hier zurückzulassen, und dort den früheren, viel vornehmeren Titel einer Gräfin von Rottberg wieder anzulegen.

Daß diese ungefehlliche Anmaßung nach ihrer Rückkehr gar viele Köpfe stutzig und Zungen geschwätzig machen würde, hatte sie zwar schon gar wohl vorausgesehen, aber die ebenso menschenkundige, wie furchtlose Frau war fest entschlossen, darum völlig unbekümmert, geraden Wegs auf ihr Ziel loszugehen. Mit preußischen Gerichten, die sie wegen dieser unbefugten Namensbeilegung hätten allenfalls zur Rede stellen können, kam sie gar nicht in Berührung, da nur Elinor sich als Rottberg'sche Universalerin zu legitimiren brauchte. Gnade Gott aber jeder Privatperson, die so unvorsichtig wäre, mit ihr, als jetziger Pseudografin, ein peinliches Verhör über ihren Namen anstellen zu wollen! Denn ihre Zunge hatte von ihrer früheren, überall gefürchteten Schärfe ebenso wenig verloren, als ihre Stirn an eherner Härte. Noch viel ausgeprägter jedoch war in all' diesen Jahren ihre Menschenkenntniß und Menschenverachtung geworden, die sie gelehrt, daß muthig durchgeführte Lüge über alle Dummen und Feigen, in welche zwei Hauptklassen sie überhaupt die ganze Menschheit eintheilte, zuletzt die Oberhand behauptete. Und wer, so sagte sie sich nebenbei, hätte denn in Deutschland genau wissen sollen, ob sie, tief unten im ungarischen Siebenbürgen, zu einer zweiten Ehe geschritten war? — Ja, ihr Humor belustigte sich sogar über ihren jetzigen, so komplizirten Frauennamen, den diese ungelenten norddeutschen Zeugen ja nicht einmal aussprechen könnten, auch wenn sie ihn wüßten. —

Mit solchem Schwert und Schild zur allensfalligen Abwehr ausgerüstet, war dann die falsche Gräfin-Mutter mit der richtigen Comtesse-Tochter jetzt wieder hier angekommen, gerade so in Nacht und Nebel, wie sie vor nun schon siebenundzwanzig Jahren von hier entflohen gewesen.

Sich trotz all' ihrer dunkeln Vergangenheit hier wieder in's hellste gesellschaftliche Licht zu setzen, war ihr souveräner Entschluß, und Ellinor, deren unwiderstehlichen feilischen Uebermacht auch jetzt wieder sich willig beugend, hatte mit ihr ein Schutz- und Trutzbündniß geschlossen gegen alle Gemeinheit und Bosheit der Welt, die, wie sie auch heute noch glaubte, die einzige Schuld gewesen am doppelten, ehelichen Unglück ihrer armen, vortrefflichen Mutter . . .

Am ersten Morgen nach ihrer Ankunft war Gräfin Rottberg, wie Frau von Györgyffy von nun an auch hier genannt werden soll, in Begleitung Ellinor's aus dem Schlosse herausgetreten, um sich nun auch den weitausgedehnten Park in seinem jetzigen Zustand anzusehen. Sie hatten Beide die erste Nacht in ihrem alten Heim in unruhigem, von wüsten Träumen gequältem Schläfe verbracht, und als sie dann schon sehr frühzeitig aufgestanden und im Flug alle Schloßräume durchwandert, konnten sie sich über deren grenzenlose Verwahrlosung nicht schmerzlich genug verwundern. Die ganze altmodische Einrichtung war höchst herabgekommen und schmutzig, in manchem Zimmer hing die Tapete herunter und der Fußboden war rissig geworden. Sogar die Luft der von dem Grafen bewohnten Gemächer roch nach Schimmel und Moder, obgleich, wie der alte Schloßwart versicherte, die Fenster schon seit Wochen offen standen. Als hätte in den letzten Jahren eine ganz verarmte Familie das einst so glänzende Schloßinnere bewohnt, solch wüstes, armseliges Bild bot es den Wiedergekehrten nun dar.

Aber auch in den Parkanlagen, die vor Zeiten weit und breit als die schönsten der Umgegend gegolten, mußten die Beiden auf Schritt und Tritt jetzt die gleiche Vernach-

läufigung gewahren. Fußhohes Unkraut umwucherte alle Fahr- und Fußwege. Die Marmorbilder auf den einzelnen freien Wiesplätzen standen geschwärzt mit hie und da zertrümmerten Köpfen und Armen, wie Vogelscheuchen, auf ihren, von halbmansshohem Gras umwachsenen Postamenten. Der große Teich glich mehr einer versumpften Wiese, daraus das einst so zierliche Schwanenhaus als verwitterter, farbloser Bretterkasten hervorragte, während im Gewirr von Wasserpflanzen die verfaulenden Röhre Niemanden mehr daran erinnerten, wie geschmeidig sie einst diese spiegelklare Fluth durchglitten hatten.

In tiefer Verstimmung über all' diese äußere und innere Verwüstung hatten jetzt Mutter und Tochter auf einer zerbrechlichen Bank am Rande des See's sich niedergelassen, wo ein riesiger Ulmenbaum ihnen Schutz bot vor der heißen Sommer Sonne. Beide schwiegen soeben, denn das Herz war ihnen zu gedrückt. — Die Gräfin aber dachte bei sich: „Gerade so wüßt liegt meine eigene Vergangeheit jetzt hinter mir! Gottlob jedoch, wer weiß hierzulande was Bestimmtes davon? Aber, wie ich jetzt hier in Schloß und Park Alles wieder zu neuem Glanz auferstehen lasse: so will ich's auch mit meinem eigenen früheren Leben halten und Aller Augen sollen es in Zukunft nur in gleich strahlendem Lichte hier zu schauen bekommen!“

So sprach sie zu sich selber. Zu Ellinor aber sagte sie laut: „O sieh', — und vielleicht entsinnst auch Du Dich dessen noch aus deiner Kindheit! — einst war dieser jetzt so gräulich verwilderte Park gar sorglich gepflegt; auf der Wasserfläche dieses jetzt versumpften See's spiegelte sich klar der Himmel, und man konnte hinunterschauen bis auf den Grund. — Und doch, glaube mir's, Ellinor! Das trügerische

eheliche Glück mit deinem Vater hatte innerlich damals nicht anders ausgesehen, als das jetzige melancholische Bild dieses Parks, und hätte man das frühere, heitere, sorglich gepflegte mit dem Zustande meines Herzens damals vergleichen wollen: so wäre dieser Vergleich nur eine traurige Lüge gewesen. Begreifst Du's deshalb auch, wie ich das hier Unerträgliche nicht länger mehr auszuhalten vermocht und auch dein reines, junges Leben mit mir hatte fortflüchten müssen, damit es nicht mit dem meinigen hier allmählig zu Grunde ginge?"

"Hab' ich denn noch je daran gezweifelt, liebe Mutter?" erwiderte seufzend Ellinor, „und hat nicht seit all' den Jahren meine Liebe Dir dafür gedankt, daß Du mich nicht hier allein zurückgelassen?"

"Du gutes Kind!" sagte die Mutter vor sich hin und fuhr dann in sentimentalem Tone fort: „Ach, ich hätte wohl nie geglaubt, wieder hierher zurückkehren zu müssen, wo ich nur die bittersten Tage verlebt. Aber Dir zu Liebe, Ellinor, für deren Glück ich sogar in den Tod gehen könnte, hab' ich dies Opfer gebracht. Drum nichtwahr, willst Du auch hier nur ein Herz und eine Seele mit mir bleiben! Ich vertraue zum lieben Gott, der uns Zwei schon bisher so gnädig beschützt, daß er auch in Zukunft sich uns hier gleich barmherzig erweisen, und mich in deinem, hier zu erhoffenden neuen Glück mein eigenes altes Unglück wieder verschmerzen machen werde.

"Beste Mutter!" Mit diesen zwei Worten erschöpfte Ellinor die ganze Fülle ihrer Empfindung. Sie legte die Hand in die mütterliche und sah feuchtgewordenen Blicks in ihre Augen.

Die Gräfin hatte die vorigen Sätze vom lieben Gott in solch' glaubwürdiger Andacht gesprochen, daß auch der

gewiegteste Menschenkenner daran nicht wohl gezweifelt hätte. Eine solche fromme, sanftmüthige Ergebung hielt dabei ihr Gesicht umflossen. Auch ihr Blick hatte so etwas gleichsam Verklärtes, als sie die erst demüthig gesenkten Augen wieder zu Ellinor aufschlug. Ihr schon stark ergrautes Haar, das in zierlichen Locken aus dem dunkeln Spitzenschleier hervorquoll, vollendete noch das Bild einer gottesfürchtigen Dulderin, die als Frau kein Glück mehr für sich selber, aber alles für die Tochter erhofft.

War das nur eine gut gespielte Komödie religiöser Heuchelei? — Eine, mit einem einfachen Ja oder Nein nicht so rasch zu erledigende psychologische Frage!

Gräfin Rottberg hatte sich eben in ihrem jetzigen Lebensstadium allgemach jenen Frauentypen angereicht, die, nach einem ähnlichen Leben übersättigt und zerfahren, zuletzt eine reuige Sehnsucht beschleicht nach religiöser Tröstung und seelischem Frieden. In solchen Anwandlungen, die anfangs nie sehr lang andauern, glauben sie dann, gleichsam über Nacht, mit ein paar Seufzern und Thränen die sittlichen Flecken von vielen Jahren hinwegtilgen zu können und so gleich auch zu besonders intimem Verkehr mit dem Himmel begnadigt zu sein. Mit Vorliebe mengen sie dann auch in das profanste Gespräch fromme Sprüche, suchen mit den Augen stets mehr den Himmel, als die sündige Erde, und fühlen sich durch Jeden auf's Tieffte gekränkt, der so gottlos wäre, an der Aufrichtigkeit ihrer neuen Religiosität und Moral auch nur leise zweifeln zu wollen. Sie halten sogar ein verschärft strenges Gericht über jede andere Frau, die in lange nicht so tiefen Sumpf gefallen, aber auch noch nicht mit so fleckenloser Seele, wie die ihre geworden, daraus wieder auferstanden war. Indessen mit dem kategorischen

Imperativ der zehn Gebote pflegen sie meist nur dann auf gutem, verträglichem Fuße zu stehen, wenn er ihrer alten, noch nicht ganz entwöhnten Natur nicht gar zu viel Gewalt anthut. Vielmehr schreiben sie sich einen eigenen Katechismus sozusagen „auf den Leib“, mit möglichst dehnbarer Auslegung jedes einzelnen Sittengesetzes und mit vielen bequemen Hinterpförtchen, um jeden etwa auftauchenden Skrupel wegen dieser oder jener Uebertretung sofort wieder entwischen zu lassen. Trotzdem aber wird kein erfahrener Seelenkenner dieser ganzen, nicht sehr seltenen Frauenspezies ausnahmslos das verächtliche Brandmal bewußter religiöser Heuchelei aufdrücken wollen. Die Meisten davon glauben an die Wahrhaftigkeit ihrer verschwommenen Religiosität viel stärker, als ihre Umgebung, und bei manchen dieser modernen Magdalenennaturen mag auch die innere Läuterung, sowie Halt, Trost und Freude im Glauben zu immer zweifelloserer Wahrheit allmählig heranreifen.

Schon in den letzten Jahren ihres Siebenbürger Aufenthaltes hatte die Gräfin solche frommen, für ihr ganzes Vorleben symptomatischen Anwandlungen verspürt. Ihre dort immer peinlicher fühlbare Isolirtheit in der Gesellschaft, wachsende finanzielle Sorgen, vielleicht auch nachträgliche Reue über das, durch sie selber so schwer geschädigte Schicksal der gleichwohl vergötterten, einzigen Tochter, mochten neben der eigenen inneren Zerrissenheit hauptsächlich dazu mitgewirkt haben. Jetzt, im Angesicht ihres wiedergewonnenen gräßlichen Heims, das sie aller gemeinen Noth überhob und ihr eine neue glückliche Zeit für sich selber und Ellinor in Aussicht stellte, war es wohl auch ein aufrichtiges Dankgefühl, das sie vorhin drängte, so gerührten Herzens auch den lieben Gott in ihr Gespräch mit einzubeziehen. Wer wollte

denn auch im arg beschmutzten Seelenbuch einer solchen Frau, darin noch vor so kurzer Zeit alle moralischen Begriffe vermischt gewesen, jeden neuen, nur erst halb leserlichen Satz von besseren Empfindungen schon jetzt ganz deutlich entziffern? . . .

Mutter und Tochter hatten eine Zeit lang geschwiegen und horchten auf das Flüstern der breitästigen Ulme, das Jeder von den Beiden etwas Anderes erzählte von Vergangenheit, wie Zukunft. Ob es für Ellinor etwas Freudiges war? — Wohl kaum, denn nur tiefe Wehmuth verrieth ihr ernst sinnendes Auge. Die Gräfin kam ihr mit den Worten, die sie wieder zerstreuen sollten, zuvor: „Ich begreife, liebes Kind, wie dieser trübselige Anblick Dich verstimmen muß. Aber laß nur noch ein paar Wochen vorübergehen, dann wird die Verwandlung dieses Bildes Dich wieder ebenso heiter machen. Du bist doch damit einverstanden, daß Schloß und Park, wie in früherer Zeit, wieder hergestellt werden? Denn, weißt Du, nur Du allein bist jetzt hier die Herrin! Ich aber bin gleichsam dein Gast, und nur mit deiner ausdrücklichen Genehmigung darf ich daran denken, alle nöthigen Anordnungen zu treffen und Arbeiten zu leiten, wozu ich wohl erfahrener sein mag, als Du selber.“

„Genehmigung?“ fiel Ellinor, aus ihrem Hinbrüten erwachend, ein. „Was denkst Du, Mutter? Alles sollst Du hier thun, was Dir nur gutdünkt! Und auch nicht mein Gast bist Du hier, sondern nur meine Mutter! Du hast mir ja draußen die Fremde immer so angenehm, wie nur möglich, gemacht! Nun thu' ich das Gleiche hier in meinem eigenen Heim, und wie immer Du hier Alles anordnen wirst, und was es auch kosten mag: nur danken werd' ich Dir drum, und unser vereinter Genuß daran soll mir dann unsern Wohnsitz hier nur noch verschönern.“

„Gute Ellinor!“ erwiderte die Gräfin und legte den Arm um deren Schulter. „Bist Du auch damit einverstanden, daß wir uns so lange von allem Nachbarverkehr hier zurückgezogen halten, bis Alles, unserer Stellung würdig, hier wieder im früheren Glanze wird hergestellt sein?“

„Gewiß, auch damit, Mutter!“ entgegnete die Comtesse. „Nun aber komm mit mir von hier hinweg und laß uns tiefer in den Park hineingehen! — Mir thut der Kopf ganz weh von diesem Sumpferuch. Mein Gott, wie hatte der arme selige Vater es nur hier aushalten können? — Und er soll doch, erst ein paar Tage vor seinem Tode, hier auf dieser selben Bank gefessen haben!“

„Er war von jeher ein Sonderling“, warf die Mutter verächtlichen Blickes hin, „und hatte weder für Schönheit und Ordnung, noch für sonst etwas Höheres Sinn und Neigung. Der barmherzige Gott hab' ihn selig! — Doch Du hast Recht! Komm, gehen wir dort in die Lindenallee, wenn Du Dich nicht vor dem nassen Grase darin fürchtest!“

„Nein! Gehen wir doch lieber sogleich in's Schloß! Dort ist's noch erträglicher“, bat Ellinor, sich erhebend.

„Wie Du willst, mein Kind!“ — entgegnete die Mutter. „Doch auch drinnen wohnt die leibhaftige Melancholie. Wären nur schon ein paar Wochen vorüber!“

Beide gingen jetzt längs des übelriechenden See's, während Ellinor sich das Taschentuch vorhielt, dem Schloße zu, dessen stylvoller Renaissancebau, von zwei riesigen Linden rechts und links vor der Freitreppe bewacht, mit verwittertem Gesichte gleich schwermüthig dreinsah, wie hier das verwilderte, versumpfte Parkbild.





Zweites Kapitel.

Bei dieser wochenlangen Abgeschiedenheit wußte man draußen von diesen zwei, zur Zeit hier interessantesten Menschen trotz aller Neugier so viel, wie Nichts, und der ausschweifenden Phantasie war der weiteste Tummelplatz eröffnet. Nur das Eine war bisher aus der Rottberger Einsiedelei in die Deffentlichkeit gedrungen, daß eine Unzahl von Handwerkern und Arbeitern im Schloß und Park beschäftigt sei. Auch die pikante Thatsache, daß die geschiedene Mutter der gräßlichen Universalerin sich von Jedermann dort „Gräfin von Rottberg“ tituliren lasse, war schon allgemein bekannt geworden und hatte alle früheren Muthmaßungen von einer zweiten Berehelichung bei dem Einen beseitigt, bei dem Andern zum Mindesten verwirrt. Nur ganz Wenige konnten sich mit dem Uebermaße von Kühnheit befreunden, die dazu nothwendig wäre, einen solch' alten Adelsnamen widerrechtlich weiter zu führen.

Inmitten dieser hochgehenden Klatschfluth hatte man auf Schloß Goos dieser Frau nur eine sehr flüchtige Beachtung geschenkt, und das Recht oder Unrecht ihrer Namensbeilegung war bloß gestreift worden, ohne sich über die Entscheidung

den Kopf zu zerbrechen. — Die ganze Stimmung in der Goos'schen Familie war in diesen Wochen theils eine zu freudige in den Herzen Wolfs und Dora's, theils eine noch zu gedrückte in denen der Eltern, als daß man sich um das Leben dritter Personen viel gekümmert hätte. Besonders Irene war jedem Klatsch von jeher ängstlich aus dem Wege gegangen, denn sie wußte zu gut, daß sie selber in einem Glashause wohne und dankte dem Himmel, wenn nicht andere Hände danach mit Steinen warfen. Sie bedauerte jetzt nur im Stillen, daß gerade diese excentrische Frau wieder hierher zurückgekehrt war, durch deren früheren Einfluß die Sitten der hiesigen Gesellschaft nicht eben verfeinert worden waren. Das neu erweckte Andenken an Ellinor, die in ihrer Kindheit ihr einst so trügerische Blumen auf den Hochzeitweg gestreut, stimmte Frau von Goos obendrein noch wehmüthig und auch die Frage: was aus diesem einst so lieben, schönen Kind unter den Händen einer solchen Mutter in dieser langen Zeit wohl geworden sein möchte, ging ihr zu Herzen. Doch auch darüber vermied sie jedes Gespräch.

Zwischen ihr selber und Werner war jenes verhängnißvolle Wort vom Treubruch auch heute noch nicht ausgesprochen, denn erst nach Wolf's Verheirathung hatte Irene diesen schweren Schritt thun wollen. Aber auch ohne diesen begründeten Aufschub wäre die rechte Stimmung und Stunde bis jetzt immer noch nicht für sie gekommen gewesen. Schien ihr Mann doch seit seiner letzten Heimkehr ein völlig Anderer geworden zu sein! Er, der sich schon seit so vielen Jahren weder um Haus und Gut, noch um Frau und Kinder, viel geforgt und jeden Dienst nur für die Befriedigung seiner Selbstsucht in Anspruch genommen, er hatte jetzt unaufge-

fordert mit Irene den für Wolf bestimmten Schloßflügel in allen Räumen eingesehen, und zu deren Verschönerung bis in's Einzelne jede Bestimmung getroffen, die sein feiner Geschmack ihm vorgeschrieben. Wie gut er sich darauf verstand, das bewies erst vor wenigen Monaten die komfortable Eleganz jener Thiergartenvilla. Und nun wollte er sich nicht minder stylgerecht und freigebig erweisen für das neue Daheim seines eigenen Sohnes. Ja, was seit undenklicher Zeit nicht mehr geschehen: er war mit Irene sogar nach Berlin gefahren, um bei den dortigen Kunsthandwerkern und Kaufleuten in Möbeln, Tapeten und Galanteriewaaren das Neueste sich auszusuchen. Raum auf der Hochzeitsreise hatte er sich seiner damals so jungen, schönen Frau als solch dienst-eifriger Ritter bewährt, wie jetzt während der Hin- und Herfahrt, sowie in den Straßen Berlins, darin er ihr galant aus- und einsteigen half und sie dann am Arme führte, wie der aufmerksamste Ehemann. Nicht den geringsten Einkauf hatte er gemacht, bevor er nicht auch ihren Beifall gehabt; kein einziges gereiztes Wort war über seine Lippen gekommen, nicht in den Kaufhallen, nicht im Stötelzimmer, und nicht einmal seinen Vetter hatte er besucht, denn keine Minute war er von ihrer Seite gewichen, als müßte er in dieser Stadt seiner langjährigen Schuld sich fürchten, ohne ihre Begleitung von seinem guten neuen Geiste wieder verlassen zu werden. — Daß freilich während dieses ganzen, ihr Herz so hoch beglückenden, leidverföhnenden Tages dicht neben ihrem Mann auch sein Schuldbewußtsein beständig mitgegangen: dieses unheimlichen Gefährten war nur sein eigenes Herz ganz deutlich inne geworden. —

Irene jedoch hatte allen Grund, diesen Berliner Tag als einen hochfestlichen im Kalender ihres Martyriums roth

anzuzeichnen. Konnte es deßhalb Wunder nehmen, daß auch nach ihrer Heimkehr sich ihre Herzen näher standen, als seit vielen, vielen Jahren? — So hatte Irene's erster tödtlicher Schmerz allmählig an Schärfe verloren. Auch Werner's Argwohn vom Berrathe seiner Schuld begann sich in seiner Seele langsam zu verflüchtigen, nicht aber auch sein ernstlicher Vorfaß zur inneren Läuterung. Sein früherer Zehzorn und beständig nörgelnder Tadel hatte liebevoller Anerkennung Platz gemacht, sein Blick war von Tag zu Tag ruhiger, milder geworden und nie mehr anders, als zu gemeinsamen Ritten mit Wolf und Ausfahrten mit Irene verließ er jetzt sein Haus. — Ihrem Herzen geschah in dieser Zeit, wie einer schon völlig vertrocknet gewesenen Blume, die auf einmal wieder von Thautropfen erfrischt wird. Auch ihr Auge, ihr Mund und ihre Wange verspürten diese Wohlthat, und ihr von Gram allzufrühe gealtertes Frauenbild schien, trotz dem schon völlig gebleichten Haar, wieder in neuer Anmuth sich zu verjüngen. —

Daß zwischen den Eltern sich eine wunderbare Wandlung vollzogen haben mußte: diese trostreiche Empfindung konnten selbst Wolf und Dora nicht länger von sich abweisen. Auch gegen sie war der Vater schon zuvor wie umgewandelt und ihr eigenes Herz dem seinigen so nahe, wie noch nie, gekommen. Ja, sogar die Dienerschaft empfand diesen neuen Hausfrieden. Denn von jetzt an war Werner nicht mehr der, früher meist nur scheltende, polsternde Herr, in dessen Diensten gar Manche nur um der stets gleichsanften, im Stillen beschwichtigenden und ausgleichenden Schloßfrau willen so lange Zeit ausgedauert hatten. Und auch bei Werner's schon mehrmaligen Besuchen in Dels war Elisabeth stets freudiger inne geworden: welcher einnehmen-

den Liebenswürdigkeit ihr künftiger Schwiegervater fähig sei, und Frau von Deltz konnte sich's jetzt erklären: wie einst ihre Freundin Irene sich diesem Manne voll so liebes-trunkenen Glaubens hatte hingeben und dann um seinet-willen ein solches Martyrium geduldig überwinden können. Vermochte Agnes zuerst nur mit heimlicher Angst an das künftige, so nahe Zusammenleben ihres Kindes mit Werner zu denken: jetzt war diese mütterliche Besorgniß schon nahezu aus ihrem Herzen verschwunden, und voll ruhiger, vertrauens-voller Freude sah sie dem herannahenden Hochzeitsfest ent-gegen.

* * *

Seit der Wiederkehr der Gräfin Rottberg waren jetzt schon sechs Wochen verflossen. Gleich einem scharfsichtigen Feldherrn hatte sie in dieser Zeit, stets mitten unter den Arbeitern, die Ausführung all' ihrer Erneuerungspläne ge-leitet und überwacht, mit vollen Händen das in so kurzer Zeit scheinbar Unmögliche dennoch zuwege gebracht, und die nunmehrige, sehr gelungene Vollendung sie für all' ihre Mühen und Ausgaben vollauf belohnt.

Die Dämmerung begann soeben damit, die Wipfel der Parkbäume und die Wiesplätze mit feinen Schleiern zu umweben, und wieder saßen jetzt, wie damals am ersten Morgen, Mutter und Tochter unter demselben Ulmenbaum am Schloßteiche. Doch in welch' ganz anderer Stimmung!

Mit behaglichem Wohlgefallen ließ heut Abend die Gräfin ihren prüfenden Blick über den Wasserpiegel hin-schweifen, denn er war von seinem früheren Schlingpflanzen-gewirre nun völlig gesäubert und schneeweiße Schwäne wiegten sich auf der klaren, blauen Fluth. Ein Paar dieser

königlichen Thiere kam in stolzer Ruhe ganz nahe zum Ufer herangeschwommen. Ellinor, die, von der Bank erhoben, sich dem Wasser genähert, bückte sich zu ihnen nieder und es bot ein reizendes Bild dar, als jene jetzt den schlanken Hals nach den Brodstücken hinreckten, die von der zarten Hand ihnen dargeboten wurden. Andere Schwäne saßen auf dem Brett ihres elegant gezimmerten und zierlich bemalten Häuschens, und pußten geschäftig eitel Flügel und Brustflaum. Einzelne Rähne von silberfarbigem Anstrich und mit kunstvoll geschnitzten allegorischen Brustbildern am Schnabel lagen am Strand und harrten der Arme, die sie zur erstmaligen Lustfahrt hinausrudern sollten. So weit das Auge reichte, waren alle Parkwege vom Unkraut gereinigt, die einen zum Fahren mit Kies, die andern zum Gehen mit blinkendem Sande, bestreut und neu ergänzte alte Götterbilder hoben sich glänzend ab vom jetzt überall kurz geschorenen Rasen. Mit gleich heiterem Antlitz lugte der auch äußerlich verjüngte, stattliche Schloßbau zu seiner jungfräulichen jetzigen Herrin herüber, und in seinem Innern prangte er in so reicher, geschmackvoller neuer Einrichtung, wie diese selbst die stolzesten Tage des nun im Mannesstamm ausgestorbenen Geschlechts kaum so prunkend gesehen hatten. Stattliche Wagen- und edle Reitpferde standen im Stall und an der Besuchskutsche prangte bereits das Kottberg'sche Wappenschild, wie nicht minder auf den Knöpfen der himmelblauen, goldverschnürten gräßlichen Livréen. Sogar die Visitenkarten von Mutter und Tochter waren schon gestochen. Die der Ersteren trug unter der neunzackigen Krone die einfache, lügenhafte Inschrift: „La comtesse Irma de Kottberg.“ Der einstige Beisatz: „née de Lemyay“ war jedoch jetzt wohlweislich weggelassen worden, denn mit keinem Worte

mehr wollte die Gräfin an ihre ungarisch-siebenbürgische Abkunft und noch viel weniger an ihr späteres dortiges Leben hier erinnern.

Neben dieser Vorsicht hatte sie auch noch den andern Vortheil klug berechnet, daß während der sechs Wochen ihrer Abschließung von den Nachbarn auch deren Klatsch sich wohl hinreichend erschöpft haben würde. Sie selber aber war durch den noch von früher hier lebenden Schloßwart, einen sehr geriebenen Braukopf, über alle Persönlichkeiten und Verhältnisse schon so genau unterrichtet, als wäre sie niemals von hier entfernt gewesen. So hatte sie jetzt alle, ihr hier einst bekannten Familien vor ihrem Gedächtniß Revüe passiren lassen, die unterdessen Gestorbenen daraus streichen und die neuen Generationen darin eintragen können. In die intimsten Geheimnisse aller Häuser war sie durch diesen, in allen Praktiken erfahrenen Kundschafter eingeweiht, und hatte für sich selber dagegen den Vortheil, ihre eigene Vergangenheit nach Belieben verschleiern zu können.

Gräfin Kottberg begann so eben mit Ellinor, die sich wieder zu ihr gesetzt, sich zu berathen, in welcher Reihenfolge sie ihre Antrittsbesuche jetzt abstaten wollten. Die Tochter jedoch hatte bisher nur mit halbem Ohr ihrer Aufzählung zugehört, und mit steigender Wehmuth unterbrach sie jetzt diese:

„Ach, Mutter! Dürft' ich nach meinem eigenen Herzen handeln, so würd' ich hier mit gar Niemanden verkehren, so seltsam traurig ist mir jetzt zu Muth. Fürcht' ich doch gar sehr: die alten Familien, die uns einst hier befreundet gewesen, werden es jetzt nicht mehr sein oder zum Mindesten haben sie uns schon längst vergessen. Und nach neuen Bekanntschaften hab' ich sogar kein Verlangen.

Ueberhaupt, liebe Mutter, ist meine Stimmung hier eine ganz andere geworden. Als ich noch draußen in der Fremde war und das Glück mir manchmal vorstellte: wieder einmal in mein deutsches Heim zurückkehren zu dürfen, da dacht' ich mir immer, daß ich dann vor lauter Dank und Jubel auf der heimischen Scholle niederknien und sie küssen müßte. Jetzt, sei mir nicht böse drum, Mutter! — jetzt möcht' ich lieber fort von hier, weit fort, wo keine einzige Menschenseele mich kennt und keine sich um mich kümmert!"

"Aber, Ellinor, welche krankhafte Sentimentalität! — Ich kenne Dich gar nicht mehr!" verwies ihr die Mutter in fast grollendem Tone. „Hier, in deinem herrlichen alten Besitz, liegt ja noch das ganze Leben vor Dir!"

"Meinst Du das wirklich, Mutter?" erwiderte diese etwas bitter: „Ich denke: meines Lebens größere Hälfte liegt doch schon hinter mir, und was mir die Vergangenheit an wahrhaftigem Lebensglücke versagt oder was davon wieder zu Grunde gegangen, das wird auch die viel kürzere Zukunft meines Lebens mir nicht mehr zurück bringen!"

"Was meinst Du unter jenem, wieder zu Grunde gegangenen Glücke?" fragte die Mutter jetzt sehr strengen Tones. „Du meinst doch nicht all' jene trügerischen Liebesgaukeleien unwürdiger Männer, die dein argloses, unerfahrenes Herz in den Abgrund alles Elends hinabgezogen hätten, wäre nicht ich als mütterlicher Schutzgeist Dir rettend zur Seite gestanden? — Das einzige Glück jedoch, das Du wirklich besessen, das hatte Dir auch nicht zu Grunde gehen können, denn es lag viel zu sicher geborgen: in unserer gemeinsamen, Leben und Sterben überdauernden, Liebe!"

"Du hast Recht, Mutter! — sagte Ellinor wieder ganz

verzagt. „Es war albern, was ich vorhin geredet! Vergieb es mir!“ Und ihr feuchtes Auge sah sie bittend an.

Da, mit einem Male, regte sich in der Seele der Gräfin wieder ihre noch so neue Religiosität. Sie legte die Hände zusammen, schlug die Augen nieder, und ihre Stimme bekam einen salbungsvollen Ton.

„Siehe, meine gute Ellinor! Wenn ich jetzt alle Frauen, die ich einst hier gekannt, vor meinem Geist vorüberziehen lasse, die noch lebenden und die schon todtten, so find' ich keine einzige, die in ihrem Ehestande so recht von Herzen glücklich gewesen, oder es zur Zeit noch ist. In jedem Hause gewahr' ich mehr Schatten, als Licht, mehr Täuschung und Herzleid, als freudig erfüllte Hoffnungen. Verfolgst aber auch Du selber das Schicksal all' Derer, die einst hier mit Dir Kinder gewesen — Du weißt ja nun schon genauen Bescheid darüber! — so wirst auch Du Dir gestehen müssen, daß die Allerwenigsten davon jenes Glück in der Liebe gefunden, von dem sie einst als Mädchen so romantisch geträumt hatten. — Aber bedenke, meine liebe Ellinor: so ist's nun einmal in diesem irdischen Jammer- und Thränen- thal nach Gottes allweisem Willen bestimmt, damit wir uns in Demuth und Entsagung beständig üben sollen. Ja, das inhaltreiche Wort unserer heiligen Schrift: „„Viele sind berufen, doch nur Wenige auserwählt““ gilt nicht nur vom Himmelreich, sondern auch vom irdischen Glück in der Ehe. Das wollen wir Beide gleich beherzigen, ich, deine Mutter, die ich von der Vorsehung nun einmal leibergottes nicht jenen Auserwählten im ehelichen Glücke zugewiesen ward, und Du, mein geliebtes Kind, die Du dem Himmel nur darum zu danken hast, daß Du zu diesem so trügerischen, oder doch so leicht vergänglichen Glücke noch gar nicht berufen worden bist.“ —

In der warmen Sommerabendluft waren ihre Worte jetzt verweht, und doch durchrieselte leiser Frost Ellinor's Glieder. Sie getraute sich auch gar nicht, der Mutter prüfend in's Auge zu schauen, und gegen deren gezwungenen Predigtton stach jetzt ihre natürliche Herzensstimme wohlthuend ab.

„Am allermeisten dauert mich aber doch die arme Frau von Goos, die wohl von allen, uns hier bekannten Frauen die unglücklichste geworden und es gewiß am wenigsten verdient hat. O ich sehe sie noch vor mir, so jung ich auch damals gewesen, wie sie als glückstrahlende Braut durch die Welleker Lindenallee zur Kirche gegangen und ich ihr Blumen auf den Weg gestreut. Ach, Mutter, es war ja meine letzte frohe Erinnerung, die ich von hier mit fortgenommen, deshalb blieb sie wohl auch so fest an mir haften, und gewiß wird auch Frau von Goos, die mit mir, als Kind, immer so gut gewesen, sich meiner noch freundlich entsinnen. Deshalb bitt' ich Dich, Mutter: wenn Du mir eine Freude machen willst, so führe mich zuerst zu dieser Frau, die ich schon als Irene Klinger lieb gehabt, und deren unverdientes Schicksal mir nun nahe geht, wie keines irgend einer Andern.“

„Unverdientes Schicksal? — Nun ja, — aber nicht auch unerwartet,“ entgegnete die Gräfin kalt, und ihre neidische Verstimmung, die schon vor so langen Jahren einst Irene's Hochzeitstag begleitet, war jetzt urplötzlich wieder in ihr Gedächtniß gekommen. „Denn glaube mir, schon damals hatte mich eine leise Ahnung beschlichen, daß diese Zwei nicht zusammenpassen würden.“

„Warum nicht?“ fragte Ellinor befremdet.

„Weil die Frau gar zu sanfte Vergißmeinnichtaugen, und der Mann allzu dunkle, feurige hatte, und weil sein

Geist viel zu schwungvoll und phantasiereich war, als daß ihm der ihrige jemals nachfliegen konnte.“

„Aber sie war doch auch so schön und sang auch ebenso,“ fiel Ellinor ein.

„Sawohl! wie kurz hat aber ihre Schönheit und ihr Gesang gedauert! — Doch lassen wir diese Gespräche! Was geht es uns denn zuletzt auch an, daß und warum sie unglücklich geworden sind? Wir Zwei wollen vielmehr nur darum uns sorgen, daß wir selber hier uns glücklich fühlen, und behagt uns die hiesige Nachbarschaft nicht zu vertrautem Umgang: nun gut, dann genügt uns der Austausch unserer zwei eigenen Herzen und nur der liebe Gott soll dann der Dritte im Bund unserer Liebe sein! Nichtwahr, meine einzige Ellinor?“

„Gewiß, Mutter!“ stimmte die Tochter kleinlaut ihr zu. „Doch komm! Es wird kühl und mich fröstelt.“ — Sie schlug ihr leichtes Shawltuch fester um die unwillkürlich zusammengezogenen Schultern, und Beide schritten dann längs des schon halb in Dämmerung gehüllten Teichs nach dem jetzt so wohnlichen Schlosse.

Die Zeit der Trauung von Wolf und Elisabeth war herangekommen. Diese hätte in der Patronatskirche des Rittergutes Strelow, das der gesetzliche Wohnsitz der Braut war, vollzogen werden sollen. Deren Mutter hegte jedoch schon seit Wochen den Lieblingsgedanken: den uralten, bisher unbewohnten Ritteraal in Schloß Delz für diese kirchliche Handlung herrichten, diese selbst aber durch den zuständigen Strelow'er Pastor vornehmen zu lassen. Gerade hier, dachte sich Frau von Delz, wo sie die glücklichste und auch trau-

rigste Zeit ihrer eigenen Ehe verlebt, sollte nun auch ihr einziges Kind den wichtigsten Tag ihres jungen Lebens feiern. Daß der Leib ihres seligen Mannes hier ruhe und wohl auch sein Geist mit seiner segnenden Kraft bei diesem Hochzeitsfeste gleichsam näher zugegen sei: dieser sinnig fromme Gedanke verlieh der Berechtigung ihres Wunsches noch eine besondere Weihe.

Ein klarer Sommerhimmel glänzte heut über dem üppig grünen Delzer Waldthal, und im Rittersaale der uralten Burg, dessen massige Mauern und granitene Pfeiler mit Laubwerk, Lannenreißern und darein geflochtenem Blumenschmuck ganz überkleidet waren, fand die kirchliche Trauung statt. Außer den Mitgliedern der beiden Familien, deren Beamten und Dienerschaft, sowie auch dem Gooser Pastor Krüger, dessen Haar unterdessen ergraut, waren nur noch die Brautführer und Brautjungfern zugegen. Diese Beschränkung der Hochzeitsgäste hatten die beiden Mütter zusammen verabredet, und vor Allen war Wolf's Vater, der nie gerne unter vielen Menschen weilte, damit freudig einverstanden. Nur dessen älterer Schwager, Herr Friedrich von Klinger, so freundlich er auch eingeladen worden, fehlte, von allen Verwandten der einzige, und hatte sich in kurz und kalt gehaltenem Billet durch plötzliches Unwohlsein entschuldigt.

Zwischen zwei mächtigen Pfeilern stand der Traualtar aufgerichtet. Im Hintergrund, im Grün hochgewachsener erotischer Treibhauspflanzen, war ein Harmonium versteckt, das die Orgel ersetzte.

Von dessen sanften Tönen begleitet sangen die Anwesenden zuerst dasselbe Kirchenlied, wie es einst bei der Trauung von Eckert und Agnes von Delz erklungen war.

Auch diese Weise sollte jetzt, nach der mütterlichen Meinung, ihrem Kinde zum Segen gereichen. Die zwei Brautleute, Wolf und Elisabeth, standen bereits am Altar und zu diesen hervor trat jetzt der Prediger von Strelow, ein weißhäuptiger, ehrwürdiger Greis, der schon seit dreißig Jahren Hausfreund der patronatsherrlichen Familie gewesen und Elisabeth einst getauft, sowie später auch konfirmirt hatte. —

Und Wort für Wort, wie einst Pastor Krüger an die Eltern des Bräutigams, richtete nun auch dessen Amtsbruder aus dem gleichen Buch an das bräutliche Paar die ganz gleichen Fragen. Herr von Goos hatte deren Inhalt schon längst wieder vergessen gehabt, jetzt aber nach siebenundzwanzig langen Jahren schlugen sie noch einmal mit doppelt kräftiger Mahnung, gleich unerbittlichen Urtheilsprüchen, an sein Ohr und Herz. Auf Irenen's bleicher Wange überstürzte eine Thräne die andere, sie getraute sich jedoch nur ein einziges Mal, Werner anzuschauen: mit solch' versteinertem Miene hielt dieser den Kopf zu seinem Kirchenstuhle herabgebogen. Das Jawort der Brautleute, wie die Ansprache des Predigers an die Neuvermählten, hatte er überhört, denn durch sein Gehirn brauste jetzt sein ganzes früheres Leben gleich der wilden Jagd, darin üppige Frauenleiber mit frechen Augen dahintrasten. War das ein häßlicher Gegensatz zu der erhabenen Liedweise, die jetzt wieder anhub! — Wie ein Geächteter kam er sich vor inmitten der reinen Freude der Andern. Schmerzlich aufschreien und in den tiefsten Wald hätte er sich hinausflüchten mögen, um sein beschmutztes Hochzeitskleid vor allen Gästen verbergen zu können. Jetzt verklang auch das Kirchenlied. Als hätte plötzlich eine Hand ihn berührt, so jählings erschrocken öffnete er die, wie in wirrem Traume bisher geschlossenen Augen.

Gebendet starrten sie in den Kerzenglanz, und erst, als jetzt die zwei Mütter das neue Ehepaar umarmten und auch die übrigen Hochzeitsgäste zum Glückwunsche herantraten, ward sich auch Werner wieder ganz der Wirklichkeit bewußt, und schloß erst Wolf, dann Elisabeth, stürmisch an's Herz; hierauf küßte er auch seine Frau so lang und innig, wie schon seit Jahrzehnten nicht mehr. Ja, selbst bei Frau von Delz begnügte er sich nicht mit ritterlichem Handkuß, sondern umarmte zum ersten Mal auch diese. Wie wohl geschah ihm bei all' diesen Küßten nach all' der vorausgegangenen Neuequal! . . .

Nach dem mehr feierlich gestimmten, als ausgelassen fröhlichen Hochzeitsmahle, das in der getäfelten Stube bis tief in die Nachmittagsstunden währte, fuhr die Mutter Elisabeth's nach Strelow, Herr und Frau von Goos nebst Dora nach Hause, und nur die jungen Eheleute blieben hier zurück, um in der gleichen Waldeinsamkeit, wie einst Ekbert und Agnes, noch eine Woche lang die erste Poesie ihres Ehestandes ungestört zu genießen.

Frau von Delz verplauderte mit ein paar Cousinen im selben Wagen voll höchster Mutterfreude die zweistündige Fahrt, und gerade Werner's seltsame Ergriffenheit bei und nach der Trauung hatte ihre Hoffnung auf das spätere friedliche Zusammenleben Elisabeth's mit ihrem Schwiegervater nur noch verstärkt.

Viel stiller dagegen verlief die Heimfahrt der Andern, und Dora war noch die Einzige, welche das Gespräch nothdürftig im Fluß erhielt. Herr und Frau von Goos jedoch fühlten nach all' dem Glück dieses Tages ihre Herzen jetzt wieder gleich schwer bedrückt. Werner, weil er in Gegenwart Dora's nicht sogleich auf diesem Heimweg sein von

Neue, sowie guten Vorsätzen, übervolles Herz nicht sogleich vor Irene ausschütten konnte, und diese, weil sie nun den schon lange hinausgeschobenen Zeitpunkt immer näher herandrücken sah, an dem sie, wie sie sich's hoch und heilig gelobt, dem ungetreuen Mann ihren ganzen Seelenschmerz endlich offenbaren mußte. — Auch sie zwar hatte heute bei der Trauung gleich deutlich geahnt, daß in Werner die Neue schon eingekehrt sein mußte, und gern hätte sie ihm drum auch jedes weitere, ihn anklagende und demüthigende Wort erspart, wenn es nur ihr Gewissen auch zugelassen hätte. Aber ganz gewiß, schon morgen, oder vielleicht noch besser, erst übermorgen, wollte sie all' ihren Muth zusammennehmen, um das ihr fast Unsagbare dennoch vor ihm auszusprechen. Nur heute sollte die glückliche Feststimmung noch in ihrer Beider Herzen ohne diesen schaurigen Miston ausklingen dürfen.

Es dämmerte schon, als sie heimkamen. Werner war sogleich auf sein Zimmer gegangen und Irene getraute sich nicht, ihn davon abzuhalten oder nach dem Grunde zu fragen, warum er gerade heut Abend das Alleinsein mit ihr so sichtlich vermeide? Erst warf er sich auf das Sopha nieder, aber schon nach einer Minute trieb es ihn wieder in die Höhe, und hastigen Schrittes ging er in dem immer dunkler werdenden Gemach auf und nieder. Wie wenn ein Eisenblock auf seiner Brust lastete, so schwer arbeitete diese. Dann blieb er plötzlich wieder stehen, griff an die heiße Stirn und starrte mit gläsernen Augen vor sich hin. „O diese unerträgliche Last!“ seufzte er jetzt. „Sie muß hinweg! Sonst geht mir der Lebensodem aus. Ich muß meiner Frau zuvorkommen, noch heute vor Nacht, nein, sogleich! Denn hundertmal lieber platz' ich schon jetzt mit ihr aufeinander,

sei's auch zu heftigstem Anprall — und müßt' auch der letzte Rest von häuslichem Glück dabei zu Scherben zersplintern! Nur nicht länger mehr ihr brütendes, dulndendes Schweigen! — Nein, ich kann's nicht mehr ertragen!“

Hestig riß er an der Klingelschnur, als gält' es, eiligste Hülfe für sich herbeizurufen. Erschrocken trat der Kammerdiener ein, und auch Irene fuhr in ihrem Zimmer bei diesem so grellen Glockenzeichen zusammen.

„Die gnädige Frau möge sich einen Augenblick zu mir herausbemühen! Ich bin etwas unwohl geworden.“

„Befehlen der gnädige Herr nicht, daß ich Licht bringe?“ fragte noch der Diener. Werner's Nein klang aber so unwirsch, daß der Alte froh war, so schnell als möglich wieder hinauszukommen.

Schon nach einigen Minuten trat auch Irene zu ihm herein. Er saß jetzt vor dem Tisch und hatte sein Gesicht in beiden Händen begraben. Nun war's im Zimmer noch dunkler geworden, sie konnte nur mehr seine Umrisse gewahren, und zu ihm hintretend, fragte sie in ihrem gewohnten, milden Ton: „Du bist unwohl geworden, Werner?“ Sie legte die Hand auf seine Schulter, damit er zu ihr aufschauen sollte.

Er that's denn auch und wie gebrochen klang seine Antwort: „O noch viel mehr, als nur unwohl — krank bin ich, sterbenskrank an Leib und Seele.“

„Um Gott! wie kam das nur so schnell?“ rief sie jetzt erschrocken, obwohl sie Alles schon ahnte. „Laß mich aber nur erst Licht machen!“

„Nein, nein, kein Licht! kein Licht!“ wehrte er hastig ab. „Gerade dieses Dunkel thut mir jetzt noth. Komm, Irene! hier, an meine Seite setze Dich! Und, als sei'st Du

mein rettender Arzt, so laß mich meine schwere Krankheit Dir jetzt erklären!"

"Da sitz' ich schon. Rede nun!" hauchte sie noch, und gleich stark, gleich angstvoll, hämmerten nun ihrer Beider Herzen.

"Freue!" begann er jetzt, nachdem er erst tief Odem geschöpft, gedrückten Tones. Er war froh, daß er nur ihr schattengleiches Gesicht sehen, und nicht auch in ihre tieftraurigen Augen blicken konnte. „Als heute Morgen unsere Kinder, Wolf und Elisabeth, zum Ehestand eingesegnet wurden, da hab' auch ich selber, wenn auch nur heimlich im Herzen, meine Ehe mit Dir noch einmal geschlossen.“

"O Werner!" wollte Freuen's freudiger Ausruf ihn unterbrechen.

Er aber fiel ihr rasch in's Wort: „Unterbrich mich nicht, Freue, bevor ich Dir Alles gesagt habe!" Dann fuhr er mit schon freierer Stimme fort: „Jede einzelne Frage, die heute vorm Altar an unsere Kinder gestellt worden sind, hab' ich, als auch an mich noch einmal gerichtet, mit angehört, und mit gleich feierlichem Jawort, wie unser junges Paar, hab' ich die Erfüllung all' dieser so hochwichtigen Gelöbniße auf's Neue beschworen.“

Innerlich erzitternd vernahm sie diese Worte. Athemlos hielt sie noch an sich.

Nach einer kleinen Pause fuhr er fort: „Nun aber, Freue, bekenn' ich vor Dir: den Treueschwur, den ich einst bei unserer eigenen Vermählung vor Gottes Altar und dem Angesichte der Menschen mit meinem Jawort bekräftigt, ich hab' ihn später nicht immer gehalten. Nicht nur gar oft ein liebloser, selbstsüchtiger, undankbarer Mann, nein, leidergottes, auch ein ungetreuer bin ich Dir gewesen, und auch

unseren Kindern nicht immer der Vater, der ich ihnen hätte sein sollen. Ja, ich weiß es, Irene, und in innerster Seele bereu' ich's jezt: viele Jahre lang hab' ich mit Kümmeriß dein Leben vergällt, sowie das meinige durch Sünden besleckt, manch' schweren Kampf deinem Herzen bereitet und den Frieden unseres Hauses gestört. Du aber bist, Jahr um Jahr, meine gleich liebreiche, pflichttreue, hochherzige Frau geblieben und nicht der kleinste Makel hat die lautere Schönheit deiner Seele jemals getrübt. Doch denk' an meine Eltern, meine Erziehung, meine unglückselige Natur! — Darf ich drum in meiner einstigen Liebe noch zu Dir aufschauen aus solcher Tiefe meiner Schuld? Wirßt Du an die Wahrhaftigkeit meiner Reue glauben können? Darf ich auf deine großmüthige Verzeihung mir noch Hoffnung machen, wenn ich Dir jezt hoch und heilig gelobe, daß ich meinen heutigen, zweiten Treueschwur Dir nun nie mehr brechen und durch ein ganz neues Leben alles Leid und allen Unfrieden meines alten Dir vergessen und ver- schmerzen machen will?" — —

Jezt konnte Irene nicht länger mehr ihre Erregung zurückhalten. Mit dem Ausschrei: „O Werner, mein Werner!“ sank sie unter stürzenden Thränen vor ihm hin, umschlang mit beiden Armen seinen Leib und barg ihren Kopf in seinem Schooß. — Er aber bückte sich zu ihr nieder, hob ihr Gesicht gegen sich auf und preßte einen langen, inbrünstigen Kuß auf ihre Lippen.

„So verzeihst Du mir wirklich und aus ganzem Herzen Alles, was ich an Dir jemals gefehlt habe?“ fragte er sie wieder, nachdem er sie aufgerichtet hatte.

„Ja, Alles, Alles!“ betheuerte sie freudig ergriffen. „Ich hatte Dir's im Stillen ja schon vorher verziehen, denn

auch das Schwerste, dessen Du Dich nun selber angeklagt, hatt' ich zuvor schon gekannt. Doch, wie dank' ich Dir jetzt drum, daß Du mir den furchtbaren Kampf erspart, erst selbst Dir Alles sagen zu müssen, wie ich's vorgehabt! Und noch viel inniger dank' ich dem Himmel und Dir dafür, daß Du aus eigener Erkenntniß und Kraft schon ohne mich aufstanden bist zu neuem Leben treuer, friedlicher Liebe, und daß ich nicht erst selber mich sorgen und mühen muß, als dein kluger, sanfter Arzt, dein krankes Herz an dem meinigen wieder gefunden zu machen."

Wovon ihr das dankbare, erlöste Herz so voll gewesen, davon war auch ihr Mund nun übergeflossen. Wie hätte sie darin etwas Unrechtes oder auch nur Unbedachtes befürchten sollen?

Konnte sie aber auch seinen plötzlich verfinsterten Blick nicht sehen: schon aus dem Tone seiner Stimme hörte sie, daß sie dennoch etwas Bedenkliches zu ihm gesagt haben mußte.

"So, Irene?" fragte er bitter. "Auch sogar meine schwerste Schuld hattest Du schon vorher gekannt? Darf ich auch wissen, wer sie Dir verrathen hatte?"

"Laß das doch, lieber Werner!" antwortete sie bittend und empfand erst jetzt, daß sie jenen Satz wohl besser unterlassen hätte: „wenn wir Zwei jetzt nur wissen, daß zwischen unseren Herzen Alles versöhnt und ausgeglichen ist, und einträchtiger Friede an der Hand neuer, treuer Liebe wieder bei uns einkehrt: was soll uns dann das frühere Gerede der Menschen noch kümmern? Drum bitt' ich Dich: vollende nun dein edles Werk mannhafter Selbstverleugnung und frage mich nach nichts Anderm mehr, als nach meiner alten, Alles vergebenden, Alles vergessenden Liebe!"

„Nun gut, Irene! So geschehe dein Wille!“ entgegnete Werner in wieder ruhigem Ton, obwohl jener Stachel ihm noch immer im Herzen saß und er auch nur zu gut ahnte, wer sein Verräther gewesen war.

„Und jetzt laß mich für heute hier allein! Ich habe weder Hunger noch Durst, nur innerlich ausruhen will ich mich. Und nichtwahr, wenn wir morgen am hellen Tag uns wiedersehen, dann sei diese heutige dunkle Stunde für uns auf alle Zeit wie niemals dagewesen! — Gute Nacht! Schlaf wohl und friedlich!“

Sie umarmten sich noch einmal. Kein weiteres Wort ward mehr dabei geredet. Noch kam ihr das so ganz Unerwartete wie ein Wunder vor, das ihre Seele völlig überwältigte — wie eine himmlische Erhörung all' ihrer schmerzreichen Gebete.

Und, wie Irene vor sechs Wochen, nachdem ihr Bruder sie verlassen, im Banne bitterster Trübsal vor sich hingestarrt, so war sie jetzt, von lichten Hoffnungen auf ein neues friedliches Leben träumend, aus dem Dunkel dieses Zimmers hinausgeschritten.





Drittes Kapitel.

Sin paar Tage danach fuhr Gräfin Rottberg mit Ellinor zum ersten Mal aus ihrer selbstgewollten Abgeschiedenheit, und zwar nach Schloß Goos, wie die Comtesse es sich ausbeeten hatte. Wagen und Pferde, Kutscher und Jäger, konnten für ihre Eleganz die strengste Musterung vertragen. Auch der alte Schloßwart, der eben das eiserne, mit dem Grafenwappen verzierte Thorgitter schloß, gab durch ein pffiffiges Schmunzeln kund, um wie viel höher er nun auch seine eigene Stellung fühlte gegen die frühere bei seinem einsiedlerischen, allem Glanz abholden Schloßherrn.

Obgleich seit dessen Tod erst ein Vierteljahr verflossen war, trug die Tochter jetzt doch nur etwas gedämpfte Farben, denn ganz schwarze Trauertoilette verbot ihr schon die Rücksicht auf die Mutter, die als „vom Band geschiedene“, und dann auch noch wiederverheirathete Frau, doch nicht gleichfalls als gräßliche Wittwe officiell hätte mittrauern können. Vor dieser äußersten Kühnheit bewahrte sie theils ihr Weltverstand, theils auch eine religiöse Scheu vor der Verhöhnung eines Todten, und so begnügte sie sich mit gleich dunkelfarbiger Kleidung, die ohnedem schon seit

einigen Jahren mit ihrer neuen Frömmigkeit besser übereinstimmte.

Die beiden Damen konnten schon im Voraus auf einen freundlichen Empfang rechnen, denn die Gräfin war so vorsichtig gewesen, bei Frau von Goos in einem französischen Billet erst anzufragen, ob ihr und deren Manne dieser Besuch heute Nachmittag auch angenehm wäre, und Trenen's, schon aus Höflichkeit gleich freundlich gehaltene Antwort hatte diese Anfrage gern oder ungern bejaht. Mit diesem Briefwechsel war für die Gräfin auch noch der Vortheil verbunden, daß man durch deren Unterschrift: „La Comtesse Irma Kottberg“ dort schon im Voraus über die Titulirung authentisch belehrt war. Und hatten sich nur erst diese Beiden mit dieser heikeln Namensfrage gut abgefunden, rechnete die Gräfin weiter, dann würden sich auch die anderen Familien leichter darein ergeben und damit gleichsam stillschweigend jedes Gerücht von ihrer zweiten ungarischen Heirath Lügen strafen.

Der Frau von Goos lag der Empfang dieser Gäste recht schwer im Gemüth, Werner hingegen freute sich sogar auf diesen Besuch.

Nach all' den hiesigen, regelrechten weiblichen Menschenexemplaren, deren Herzen und Nieren er bis zum Ueberdruß auswendig wußte, lag für ihn ein eigenthümlicher Reiz darin: auch einmal mit zwei anderen einen nachbarlichen Verkehr zu pflegen, von denen das ältere ihm noch von seiner Junggesellenzeit her als eine ganz außergewöhnliche Frauenspezies sehr gut erinnerlich war. Die Neugier, wie die Comtesse, die schon als damals fünfjähriges, schwarzäugiges Mädchen die heißblütige Race der Mama nicht ver-

leugnen gekonnt, sich unterdessen entwickelt haben mochte, vermehrte noch seine Spannung.

Ohne jede Befangenheit sprach er dies vor Irene jetzt aus, und bezüglich Ellinor's erging es auch ihr nicht anders.

Wer einmal an unserm bedeutungsvollsten Festtage zu dessen Verschönerung thätig mitgewirkt, wie einst beim Goos'schen Hochzeitsgang jenes blumenstreuende Kind, der bleibt mit der Erinnerung an solchen Tag unzertrennlich verwoben. Noch vor einigen Tagen zwar hätte das Wiedersehen Ellinor's dem Herzen Irenen's nur wehe gethan. Jetzt aber, wo die dem Brautpaar einst gestreuten symbolischen Blumen am Glück der Eheleute, wenn auch noch so spät, ihren nachträglichen Segen gewirkt, jetzt konnte auch die Comtesse ohne jede Gefahr eines traurigen Rückblicks hier wieder erscheinen. Ohne das Geleit ihrer Mutter wäre sie von Irene sogar mit herzlichster Freude willkommen geheißen worden.

Herr und Frau von Goos waren heute Nachmittag ganz allein zu Hause. Wolf und Elisabeth verlebten in Schloß Deltz noch den Rest ihrer ersten Flitterwoche und Dora war schon am frühen Morgen auf ihrer Weider dringlichste Einladung hinübergefahren, damit sie sich, wie der junge Ehemann ihr scherzhaft geschrieben, persönlich davon überzeuge: welch' tyrannische Ehefrau Lisal bereits geworden sei und wie viel bitteres Leid er unter ihrem sogenannten süßen Joche nun auszustehen habe. . . .

Auch Wolf's Eltern hatten unterdessen eine Flitterwoche zusammen verlebt, die jener vorgerückten Herbstzeit glich, in der die Sonnenwärme sich sommerlich verjüngt und die Hände tausendfacher Luftgeister zarte Silberfäden spinnen über Feldgesträuch und Haideginster.

Schon vor zwei Jahren hätte die Silberne Hochzeit auf

Schloß Goos gefeiert werden sollen, aber sie brauchte in jenem Frühling gar nicht erst abbestellt zu werden. Wäre sie doch als ein zu bitterer Hohn auf die Wirklichkeit erschienen! So hatte Irene diesen Tag, den andere glückliche Eheleute als einen hochfreudigen festlich begehen, nur ganz heimlich mit stummen Thränen gefeiert, Werner ihn sogar völlig vergessen und weder seine Frau noch eines der Kinder ihn daran zu erinnern gewagt.

Jetzt datirten Beide von jener nächtlichen Stunde in Werner's Zimmer das am richtigen Tag unterlassene Jubelfest und alle Empfindungen bei jener, sonst von Niemanden mitbegangenen Feier klangen auch heute noch in ihren Herzen fort.

Als die zwei Eheleute an jenem denkwürdigen Abend sich des Morgens wiedergesehen hatten, war kein Sterbenswort darüber auf Irene's Lippen gekommen. — Sie hatte sich vielmehr bemüht, mit ungetrübtem neuen Vertrauen zu Werner hinaufzuschauen, um jede nachträgliche Beschämung von ihm fern zu halten. Freilich war es ihm selber zuerst schwer geworden, ihren unschuldigen Blick mit einem gleichen erwidern zu können. Von Stunde zu Stunde jedoch hatte sich seine, durch ihre Liebe losgesprochene Seele freier gefühlt und, wie er vor Zeiten einst Sturmlieder der Liebe seiner jungen Frau hatte dichten wollen, so sang sein Herz der gealterten jetzt friedliche Dankeshymnen.

Einst war seine Liebe zu Irene mehr sinnliche Liebelei und Eitelkeit gewesen; jetzt, da deren Haar schon grau und ihr Gesicht faltenreich geworden, vertiefte sich sein Gefühl zur bewußten Verehrung und dankbaren Einsicht: welch' einen Frauenschatz er besaß und er glaubte, die Vergeltung für all' ihre hochherzige Liebe in seinem ganzen Leben nicht mehr abtragen zu können.

Schon unzählige Male hatte er im Laufe dieser Wochen das Alles ihr vorgesagt, wie er's auch wirklich im Innern geglaubt, und sie ihm ebenso oft betheuert, daß sie auch mit der geringsten Abschlagszahlung zufrieden sein wollte, wenn nur sie selber ihn jetzt dauernd beglücken könnte.

Doch wie lange wird's währen? — Diese zaghafte Frage stahl sich von Tag zu Tag in ihr neues Glück. Dann schalt sie sich wieder wegen dieser Besorgniß und stets auf's Neue gelobte sie sich: jeden Tag und jede Stunde dankbar zu genießen, so lange sie sich ihres neuen Hausfriedens noch erfreuen durfte. —

In dieser Stimmung sahen Beide heute Nachmittag dem Rottberger Besuch entgegen.

Schon war er jetzt auch angemeldet worden. Herr von Goos ging als galanter Hausherr den Damen bis in die Vorhalle entgegen. Irene erwartete sie im Salon. Und welche seltsamen, ganz verschiedenen Empfindungen erweckte jetzt dies erste Wiedersehen!...

Die Einen, wie die Andern, hatten zwar schon zuvor gleich genau gewußt, daß fast ein Menschenalter inzwischen gelegen war, doch Niemand konnte sich ein klares Bild von der gegenseitigen Veränderung machen und ebensowenig darauf vorbereitet sein.

So hatte Gräfin Rottberg die Schloßfrau von Goos natürlich nur als neunzehnjähriges Mädchen im Gedächtniß, und bei deren nunmehrigen Anblick überfiel sie ein förmlicher Schrecken darüber, daß diese, schon vor der Zeit gealterte Frau mit dem verwelkten, mattäugigen Gesicht und grauem Haar, wirklich noch dieselbe sein sollte, die sie zum letzten Mal als rosige, goldlockige Braut mit glückstrahlenden Ver-

gismeynlichtaugen gesehen hatte. Aber auch Frau von Goos konnte beim ersten Anblick der Gräfin kaum begreifen, daß aus der einst so übermüthig lustigen, Form und Sitte gleich verachtenden Frau, eine solch' gemessene, ja, fast ehrwürdige Matrone geworden war, von der man nach ihrer jetzigen Haltung und Miene viel eher hätte glauben sollen: nur gottesfürchtige Sittenstrenge wäre von jeher die Genossin ihres Lebens gewesen. Auch Werner mußte sich anfangs zusammennehmen, um über diese merkwürdige Veränderung nicht auch äußerlich den Kopf schütteln zu müssen. Mit ganz umgekehrtem Stauen sah die Gräfin zu ihm selber hinan: so geringe Spuren der Zeit konnte sie an ihm entdecken. War auch sein Gesicht etwas durchfurcht und sein Auge noch tiefer liegend, als voreinst, so war sie doch über seine stattliche, aufrechte Haltung verwundert, wie nicht minder über sein ganz dunkles Haar, und zumal sein Blick hatte für sie noch den alten „fascinirenden“ Zauber. Auch die Comtesse — man sah's ihrer Miene deutlich an — war von Werner's Aussehen höchst überrascht. Nach Allem, was sie bisher über ihn gehört, hatte sie sich in ihm das verkörperte Bild von Zerrissenheit und Unfrieden vorgestellt. Und nun strahlte sein Auge so frei und freudig, und in seinen Gesichtszügen verrieth sich so gar keine Spur von irgendwelchem Schuldbewußtsein, daß ihr seine Frau trotz ihres Lächelns viel gedrückter vorkam, als er selber. Sie mußte jetzt fast der Mutter glauben, daß Irene zumeist die Schuld trüge am Unglück dieser Ehe. Hätte sie freilich Herrn von Goos noch vor acht Tagen gesehen, bevor Irene's hochherzige Vergebung seinem gemarterten Herzen wieder den Frieden zurückgegeben, dann wäre wohl auch sein äußeres Bild ihr als ein ganz anderes erschienen.

Ellinor hingegen hatte bei Werner, wie Irene, den naturgemäßen Vortheil, daß sie nur als Kind in deren Erinnerung bisher fortgelebt und deshalb auch jeder einschneidende Vergleich zwischen einst und jetzt schon von vornherein wegfallen mußte, da er gleich unverständlich gewesen wäre, wie wenn man eine noch völlig geschlossene Knospe mit einer schon längst entfalteten Blume vergleichen wollte. Hätte man es aber auch gethan, so wäre die jetzige Ellinor doch in keiner Weise dadurch verkürzt worden. Denn, was schon früher an dem damaligen Kinde schön gewesen: Gesichtsbildung, Auge und Hand, all' diese Reize waren auch heute noch an ihr wahrzunehmen. Nur hatten sich alle anderen, späteren Vorzüge ihrer hohen, schlanken Gestalt und des, ihre ganze Erscheinung vornehm befeelenden Geistes noch verschönernd hinzugesellt. Ihr jungfräuliches Bild war auch noch so wohlgehalten und anziehend, daß trotz ihrer nun schon zwei- unddreißig Jahre der geringschätzig populäre Begriff einer „alten Jungfer“ für sie weder Sinn noch Berechtigung hatte. Höchstens — insofern man ihre Mutter außer Berechnung ließ — konnte man sich's nicht recht erklären, warum sie nicht schon längst als allseitig begehrte Braut heimgeführt worden war.

Nach den ersten höflichen Begrüßungsreden hatten sich jetzt Alle niedergelassen und die Unterhaltung spann sich erst nur vorsichtig tastend und mühsam weiter. Beide Theile scheuten sich eben davor, einander nach den bisherigen Erlebnissen auszufragen. War doch das häusliche Schicksal des Goos'schen Ehepaares gerade so öffentlich bekannt, wie die Vergangenheit der Andern, namentlich der Mutter, dunkel und fraglich gewesen, so daß schon das gewöhnlichste Zartgefühl nicht daran zu rühren wagte. Zwar hätte Frau

von Goos die Comtesse jetzt gern wieder an ihr einstiges Blumenstreuen erinnert; da sie jedoch auch deren gewiß nur trauriges Andenken an die hiesige, frohe Kinderzeit mit-erwecken mußte, unterließ sie es lieber. Auch der Gräfin wäre es leicht gewesen, durch ihre Glückwünsche für die Neuvermählten, Wolf und Elisabeth, einen ganz unverfänglichen Gesprächsstoff zu wählen, doch der Neid darüber, daß Irenen's Sohn diese schöne, reiche Erbtöchter sich errungen, schnürte ihr die Kehle zu. Werner hinwieder, der an Mutter, wie Tochter, gar manche für ihn hochinteressante Frage hätte richten mögen, fühlte sich vor seiner Frau dafür zu befangen. So saßen alle Viere wie auf Kohlen, und die einzeln fallenden Gesprächstropfen bewirkten keine ausgiebige Linderung. Da kam endlich, vom Unmuth der Gräfin herbeigerufen, der Tod den Lebendigen zu Hilfe, und das lange Register der hier inzwischen gestorbenen, beiderseitigen Bekannten war nun für ihre Redelust das richtige Fahrwasser. Mit komödiantenhafter Meisterchaft tragirte sie an sich die alte, aller Weltlust völlig abgestorbene Frau, dabei hielt sie eine pathetische Kirchhofrede über die Vergänglichkeit alles Irdischen, sowie über den Tod als himmlischen Triumphator, und Auf- wie Niederschlag ihrer Augen suchten so geschickt, wie vor dem Spiegel einstudirt, die Wahrhaftigkeit ihrer erhabenen Weltanschauung auf's Glaubwürdigste zu bekräftigen.

Geduldig ließ es zuerst Frau von Goos über sich ergehen, und Werner, dem jede Mahnung an den Tod verhaft war, horchte nur mit halbem Ohre hin. Um so eifriger beschäftigte sich sein Auge mit dem Anschauen Ellinor's, die sichtlich verstimmt mit elegischer Miene vor sich hin sah. Trotzdem ahnte dieser in ihr ein kraftvoll blühendes,

heiter gefärbtes Wesen, wenn auch soeben der Trauerflor dieses fatalen Gespräches darüber ausgebreitet lag.

Je länger jetzt Irene die Gräfin reden hörte, um so mehr ward ihr Gesicht verdüstert. War sie über gemeine Gefinnung oder Heuchelei empört gewesen, dann hatte sie sich niemals verstellen können. Und auch jetzt, wenn sie's auch weder wollte, noch wußte, umspielte stets sichtlich ein Zug heimlicher Verachtung ihr sonst so sanftes, menschenfreundliches Gesicht. So sehr fühlte sich ihre Wahrhaftigkeit nun angewidert von dieser scheinheiligen Komödie der Gräfin. Auch diese hatte mit immer unruhiger zwinkernden Augen Irene's Gefinnung über sie scharf erlautert und böse Gedanken an Vergeltung, mit der sie baldigst ihrer Verächterin heimzahlen wollte, brodelten in ihrer Seele.

Mit ganz andern Blicken hing Irene's Auge dann wieder an Ellinor, deren ganzes Wesen, auch ohne daß sie viel gesprochen, ihr gerade so wohl gefiel, wie das ihrer Mutter sie abstieß. Ein herzliches Mitleid über sie beschlich ihr Herz, je länger sie zu ihr hinsah. Denn trotz ihrer leiblichen Frische glaubte sie dennoch aus deren Augen ein tiefes, heimliches Leid zu errathen. Und sie sagte sich: wie hätte denn auch diese Tochter bei solcher Mutter sich wohl und glücklich fühlen können? Und was mag sie Alles unter ihr bisher gelitten haben? Wie muß ihre ganze Kindheit und Jugend durch sie überhaupt verbittert worden sein? —

Jetzt erhob auch die Comtesse ihr vorher stets gesenktes Auge zu jenem der Mutter, die eben zu sprechen aufgehört, und Frau von Goos gewahrte in deren Blick auf einmal einen solch' wahrhaftigen Ausdruck ehrfurchtsvollster Tochterliebe, daß Ellinor's geistiges Bild ihr nun ebenso räthselhaft wieder verdunkelt wurde, wie sie das ihrer Mutter

zuvor als völlig entlarvt zu schauen vermeinte. — Sollte sie dieser Frau mit einem voreiligen Urtheil zuletzt doch unrecht gethan haben? Welche Mutter muß sie zum Mindesten sein, wenn die Tochter mit solchem Blicke zu ihr anschauen kann? — Gottlob, sagte sie jetzt zu sich, daß sie vorhin nur im stummen Herzen vielleicht falsch geurtheilt hatte. So ist noch kein Schaden angerichtet worden, und er braucht darum auch nicht erst wieder gut gemacht werden. Daß sie aber viel beredter, als sie's jemals mit Worten gethan hätte, dies verdammende Urtheil ihrer Verachtung der Gräfin schon durch Mienen und Blicke verkündet, dessen war sie sich hinterher völlig unbewußt. —

Die Gräfin erhob sich jetzt, nachdem sie kaum eine halbe Stunde hier verweilt, und Frau von Goos suchte nun bei Mutter und Tochter durch Abschiedsworte, wie Händedruck, ihre ganze Liebenswürdigkeit nachzuholen, die während dieser peinlichen Besuchszeit in ihr scheu zurückgehalten worden war.

Als Beide dann den Salon verlassen hatten und auch Werner von deren Begleitung wieder zurückgekehrt war, stand Irene wie rathlos da und wußte nicht, ob sie sich über die Nähe dieser neuen Nachbarinnen freuen oder sie auf hundert Meilen weit wieder in die ferne Fremde zurückwünschen sollte. — Nur soviel war ihr gewiß, daß ein intimerer Verkehr zwischen Schloß Goos und Rottberg ihr durchaus nicht ersehnenwerth schien. Und gerade jetzt, in ihrem neu errungenen ehelichen Frieden, hätte sie für sich, sowie ihren Mann, am Liebsten nur mit Menschen vertrautern Umgang gepflogen, deren Leben und Gefinnungen offen vor ihr daliegen und nicht als ein, mit sieben Siegeln

verschliffenes Geheimbuch, für das sie, auch im günstigsten Falle, diese Gräfin Rottberg halten mußte.

Sie gab diesen Empfindungen vor Werner jetzt auch unverhohlenen Ausdruck. Dieser hatte jedoch dafür nur ein überlegenes Lächeln und sagte: „Ich meine doch, liebe Irene: deine Auffassung vom Charakter der Gräfin ist etwas gar zu schwerfällig tragisch. Ist Dir diese Frau wirklich, wie Du sagst, ein unheimliches Menschenräthsel: nun, mein liebes Herz, dann sollt' ich meinen, daß dessen allmälige Auflösung auch Dir immerhin noch interessanter sein müßte, als der Umgang mit solchen Alltagsnaturen, hinter denen nicht das mindeste Mysterium steckt, und deren wir hier einen wahren Ueberfluß haben. Und überhaupt“ — schloß er jetzt mit scherzhaft erhobnem Finger, „Du wahres Ideal von christlicher Nachsicht, sei's nun auch ein klein wenig bei dieser außergewöhnlichen, mysteriösen Gräfin!“

„Versteh' mich nicht falsch!“ erwiderte Irene. „Wäre diese Frau auch jetzt noch dieselbe, wie ich sie von meinem elterlichen Hause her noch in der Erinnerung habe, so würd' ich sie nun auch in meinem eigenen Hause ebenso gut hinnehmen, wie es einst schon meine seligen Eltern gethan. Damals hatte sie sich wenigstens genau so gegeben, wie sie wirklich war. Man konnte mit ihren Schwächen und Ausschreitungen Nachsicht haben und daneben auch ihre guten Seiten anerkennen. Sogar über ihre heimliche Trennung vom Manne, dem sie auch noch das eigene Kind entrissen, sowie über ihre spätere, dunkle Vergangenheit, könnt' ich jetzt schweigend hinweggehen, denn mir steht kein Gericht darüber zu; auch kenn' ich viel zu wenig die näheren Verhältnisse, und mit der Zeit kann ja selbst die größte Schuld wieder gesühnt werden. Jetzt aber, lieber Werner, macht

mir diese Sorte von Frömmigkeit den ganz bestimmten Eindruck von zudringlicher Unwahrheit und sie kommt mir wie ein komödiantenhafter Deckmantel vor, unter dem die Gräfin sehr Vieles zu verbergen sucht, was das Tageslicht zu scheuen hat. Kurz, lieber Mann, ganz abgesehen von dem persönlichen widerlichen Eindruck, den jede Heuchelei auf mich ausübt, kann ich auch die Empfindung nicht los werden, daß es für uns, wie unsere näheren Freunde, besser wäre, wenn wir uns mit der, wie Du meinst, interessanten Auflösung dieses Menschenräthfels nicht weiter zu befassen hätten.“

„Pah, was soll's uns viel schaden?“ warf Werner leicht hin. — „Darüber mach' ich mir keine unnützen Scrupel. Wir haben es ja doch immer in der Hand, unsern Verkehr mit den Kottbergerinnen weiter zu pflegen, oder auf's Nothwendigste zu beschränken, je nachdem unsere gemachten Erfahrungen es uns räthlich erscheinen lassen werden. Daß Du aber ihre, wie ich ja zugeben will, etwas faden-scheinige Frömmigkeit gar so abfällig betonst — mein Gott, sie ist ja doch nicht die erste alternde Frau, die, nachdem sie in jüngeren Jahren am verbotenen Liebesbecher zu stark genippt, zuletzt von hochgradigem moralischen Kagenjammer befallen worden ist, für dessen Heilung dann die Kirchenlust sich als probatestes Mittel erweist. Das ist bei solcher Frauengattung ein uralter und ewig neuer pathologischer Prozeß.“

Werner hatte dies Alles mit solch' genialer Gelassenheit gesprochen, als wäre er selber bisher nur auf den reinsten Jugendwegen gewandelt und Irene war über seine, ihr unerklärliche Selbstvergessenheit so verblüfft, daß sie gar nicht wußte, was sie davon denken, und noch weniger, was sie ihm darauf erwiedern sollte. Schweigend es fallen zu lassen,

erschien ihr jetzt als das Klügste und auch das ihrer Würdigste. Wie wenig aber Werner bei seinem letzten Gespräche sich irgend einer Beziehung auf sein eigenes Leben bewußt war, das bewies am besten seine ungeminderte Arglosigkeit, in der er schon wieder fortfuhr: „Und dann, meine gute Irene, mußt Du doch noch bedenken, daß die Gräfin wohl auch sehr viel Unglück in ihrem Leben auszustehen gehabt. Das kann eben so gut fromm machen. Daß sie indessen auch heute noch ganz vortreffliche Eigenschaften besitzen muß, dafür, sollt' ich meinen, stellt ihr die eigene Tochter ein nicht zu unterschätzendes Zeugniß aus. Die Comtesse scheint mir ausnehmend wohl erzogen zu sein, dabei hängt sie, soviel ich bemerken konnte, mit größter Zärtlichkeit an ihrer Mutter und muß sich wohl auch von jeher sehr glücklich bei ihr gefühlt haben. Sonst könnte sie bei ihren, nach meiner Berechnung so ungefähr ein bis zweiunddreißig Jahren, unmöglich noch so brillant konservirt aussehen. Für ein ganz fremdes Auge scheint sie doch kaum Ende der Zwanziger zu stehen! Meinst Du das nicht auch, Du meine kluge Frau?“

„O ja, lieber Mann, sie sieht noch jünger aus, als sie wirklich ist,“ erwiderte Irene, die glücklich war, daß sie über seinem unbefangenen Geplauder den vorigen Stich vom „verbotenen Liebesbecher“ schon wieder verschmerzen durfte. „Nur möcht' ich glauben, daß trotz Ellinor's guter Erziehung, die auch ich nicht bestreiten will, ihr sonstiges Lebensglück bei dieser Mutter mir doch sehr fraglich scheint. Mein eigener Blick wenigstens hat bei allem äußerlichen Wohlsein doch auch einen tiefen, heimlichen Leidenszug aus ihrem Gesicht herausgelesen — und denk' ich dran, wie sie einst als willenloses Kind von Vater und Heimath hier

losgerissen ward, und wie ihr dann wohl in der Fremde die ganze Jugend verkümmert worden sein mag“ — —

„Na, na, Irene,“ unterbrach sie Werner, „dann kann die Comtesse vielleicht noch hierzulande all' ihr veräumtes Glück nachholen. Wäre sie doch in ihrer jetzigen Position, ganz abgesehen von ihrer Persönlichkeit, eine noch ganz respectable Parthie! — Dann setzte er scherzenden Tones noch hinzu: „in ihren Jahren freilich mehr für einen Wittwer oder doch schon älteren Junggesellen.“

„Sei's, wer immer,“ fiel Irene beschwichtigend ein, „aber einen braven Mann möcht' ich ihr von Herzen wünschen. Nur fürcht' ich, daß auch hier, mit einer solchen Mutter —“

Sie hatte den Satz noch nicht vollendet, da kam Dora, einen riesigen Blumenstrauß in der Hand, in freudigster Eile hereingetreten. „Guten Abend, Papa und Mama! Da bin ich schon wieder. All' diese Blumen hier hat Lisl selber gepflückt und läßt Euch sagen: so viel Blätter und Stengel hier in diesem Strauße sind, so viel Grüße und Küsse schickt sie Euch. Und von Wolf soll ich Euch melden, daß Lisl ihn zwar durch Zärtlichkeit gewaltig tyrannisire, er aber doch noch immer der regierende Hausherr sei. — O, ihr könnt gar nicht glauben, wie schön dieser Tag gewesen ist — der reinste Himmel auf Erden!“

Sie hatte vielleicht in ihrem ganzen Leben noch nicht mit solcher Herzensfreudigkeit gesprochen und ahnte gar nicht, welch' eine Tragik ihren letzten Satz durchklang, da der irdische Himmel im Elternhause ihr nur so selten sichtbar geworden war. —

Herr von Goos war eigentlich froh, daß sein voriges Zwiegespräch so rasch unterbrochen worden und nun Dora's

Bericht begann über das Liebesleben und den Haushalt des jungen Paares in der Delzer Waldeinsamkeit.

Es war auch das Thema über die zwei Rottberger Damen ein sehr heikles gewesen, besonders für Werner, der seiner Frau gegenüber doch nicht seinen letzten Gedanken aussprechen konnte. Gerade diese abenteuerliche Gräfin Rottberg hatte ja für seinen Geschmack etwas Pikantes, wie der Haugout für den Gourmand und er fühlte sich wohl in ihrem Dunstkreise, der mit seiner eigenen früheren Lebenslust gleiche Elemente gemein hatte. Auch war ihm nicht entgangen, mit welcher Bewunderung sogar jetzt wieder die Gräfin in seine Augen geschaut, für die sie vor schon so ewig langer Zeit geschwärmt, wie ihm noch erinnerlich gewesen. Das hatte nach all' seiner Selbstdemüthigung vor der eigenen Frau ihm heute bis in's Herz hinein wohlgethan. Aber auch Comtesse Ellinor ließ, wie er an sich empfand, trotz ihrer scheuen Zurückhaltung ihm ein ganz eigenartiges, stilles Wohlgefallen an ihm errathen. Ja, gewiß, ihm blieb kein Zweifel mehr: auf Schloß Rottberg flatterte von nun an das nagelneue Banner der Bewunderung für seine Person, während es auf den Thürmen aller andern Edelfitze theils zerrissen niederhing, theils darauf ganz eingezogen worden war. So ließ ihm schon seine Eitelkeit einen öfteren Verkehr mit diesen neuen Nachbarinnen ersehnen. Gerade das abenteuerliche Vorleben der Mutter sollte dann der Unterhaltung eine besondere Würze verleihen. Den ferneren Umgang mit der Tochter hielt Werner noch überdies für ein wohlthätiges Werk, denn wie manche Sitten- und Splitterrichter beiderlei Geschlechts würden diese wohl um der anröchigen Mutter willen hochnasig bei Seite liegen lassen! Und hatte ihr nicht seine eigene Frau das

beste Zeugniß ausgestellt, sogar ihn erst auf deren heimliches Seelenleiden aufmerksam gemacht? Und da sollte nun er selber sich noch Strupel darüber machen, dann und wann ihr ehrbarer Tröster zu sein, er, der vielleicht innerhalb Jahresfrist schon Großvater ist? — Nein, nein, zum Lachen wär' es! — Nur keine Uebertreibung ehelicher Treue, die eine ebenso scheinheilige Karrikatur davon wäre, wie die neue Religiosität dieser invalid gewordenen Romanheldin!

Diesen Gedankenprozeß hatte Herr von Goos so eben in sich abgeschlossen, während er, nach vollendeter Anhörung von Dora's poetischem Bericht, vom Schloß in die große Parkallee hinausgegangen war und darin nachdenklich auf und nieder schritt. Irene kam ihm dort zu einem gemeinsamen Spaziergang entgegen und er vermochte ihr mit freundlichster Ruhe in's Auge zu schauen, sowie den Arm zu bieten, ohne daß ihm auch nur ein einziger seiner vorigen Gedanken über Ellinor als unrecht erschienen wäre. Dann gingen sie zusammen tiefer in die Laubgänge des hier schon ganz waldartigen Parks. Hier und da schimmerte durch eine Lücke das Blau des Himmels, und, durfte man ihren Augen glauben, so waren ihre eigenen Herzen dessen wolkenloses Abbild.

* * *

Zur selben Zeit weilten Gräfin Rottberg und Ellinor schon wieder daheim. Ob sie in glücklicher Stimmung zurückgekommen waren? — Es hatte nicht den äußeren Anschein, denn von den zwei sonst Unzertrennlichen saß jetzt die Mutter, in düsteres Hinbrüten versunken, auf einer durch ein Boskett fast versteckten Bank. Die Tochter stand einige Schritte davon entfernt, gleich verloren am Rande des Schloßteichs.

Bei ihrem Nahen waren mehrere Schwäne eilig zu ihr herangeschwommen, aber sie hatte sie nicht beachtet und mit wehmüthigem Blick, wie in's Leere hinaus, darüber hinweggesehen. Jetzt mahnten sie ihre Schüßlinge durch das Flattern der Flügel fort und fort an die erhoffte Futterspende. Sie jedoch hatte jetzt weder Sinn noch Lust für ihr sonstiges Lieblingsgeschäft. Ihr Herz war zu gedrückt und ihr Kopf wie ausgenommen. Nach langer, langer Zeit wieder einmal fühlte sie sich der eigenen Mutter verständnißlos entfremdet.

Schon bei der Heimfahrt von Schloß Goos hatten sich Beide über die Eindrücke ihres Besuchs aussprechen wollen. Da jedoch Ellinor sich kaum ein paar schüchterne Worte zu sagen getraut, um die von ihrer Mutter leidenschaftlich angegriffene Frau von Goos in Schutz zu nehmen, hatte jene jedes weitere Zwiegespräch geärgert sogleich abgebrochen und ihrer Tochter während des ganzen Heimwegs schmollend den Rücken gekehrt. Auch nach ihrer Ankunft bis zur Stunde setzte sie dieses Troßen fort und nicht zum ersten Male bediente sie sich dieser erprobten, schweigsamen Kampfweise, um Ellinor zuletzt dahin zu bringen, wo sie diese gerade haben wollte. Sie wußte aus Erfahrung zu gut, daß deren Herz wachsw weich, ihre Mutterhand aber von Eisen war, und auch ihr Verstand, zumal in der niedrigen Sphäre der Verschlagenheit, überragte den ihrer Tochter um Klasterhöhe.

Welche wilden Gedanken hatten jetzt im Herzen dieser Frau auf und nieder gewogt! Und von jedem neuen Anprall war nur ein gleich schmutziger Schaum zurückgeblieben. . . .

Schon in ihrer ersten, unerquicklich öden Ehe war ihr jede, an häuslichem Liebesfrieden reiche Frau, ein Dorn im

Auge gewesen; für die unglückliche, die nur murrend ihr Schicksal erduldet, hatte sie stets nur eine heimliche Schadenfreude, und wenn es eine mit ergebener, seelenfriedlicher Würde zu ertragen wußte, so konnte sie diese geradezu hassen, wie ihre größte Feindin. Und nun erst diese herzensstarke Dulderin, Frau von Goos, von der sie selber sich noch obendrein verachtet glaubte! — Kein Unglück wäre zu groß gewesen, was sie ihr in dieser einsamen Stunde nicht angewünscht, keine Bosheit zu ausgesucht, die sie nicht mit wahrer Wollust an ihr ausgeübt hätte! — Wie ganz anders war sie gegen Werner gesinnt! — Ein gleicher Sünder in der Liebe, wie sie! Welche gemeinsame Anziehungskraft! Welche geistige Verwandtschaft! — Drum dünkte ihr sein Treubruch auch keine moralische Schuld, sondern nur eine Nothwehr der Natur, welches Recht sie gar oft für sich selber in Anspruch genommen hatte.

So war das Gotteshaus ihrer jungen Frömmigkeit wieder einmal in wirre Steinhaufen zusammengebrochen und Disteln und Schierling unwucherten diese.

Und wieder standen jetzt Werner und Irene vor ihrem geistigen Auge, das kraftvolle Leben des Mannes neben der Ruine von deren einstiger Schönheit.

„O, wäre doch Ellinor seine Frau!“ — Gleich einem Wetterstrahl durchfuhr dieser Gedanke jetzt ihr Hirn. „Und könnte sie's nicht noch werden, nicht auch jetzt noch?“ zuckte ein zweiter Gedankenblitz nach. Aber welch' greller Donnerschlag, wie, wenn es wo einschlug, prasselte jetzt hinterdrein! Entsezt fuhr sie zusammen. Und da stand auch schon Frau von Goos geisterhaft vor ihr, und ihr Mann an ihrer Seite. Mit dem rechten Arme hielt sie ihren Sohn umfassen, mit dem linken ihre Tochter und in so unsäglich trauriger Anklage

sah Trenen's Auge sie an, daß sie dessen Blicke unmöglich aushalten konnte. — „O pfui, pfui, war das jetzt ein garstiger, gottloser Gedanke!“ seufzte sie und duckte sich furchtsam nieder.

Dann war ihr Gewissen auf einmal wieder frei geworden und es sprach in ihr: „Pah, was schaudert dir so vor dir selber und was kann der Mensch für seine sündigen Gedanken? Was hat er sie vor Gott zu verantworten? Nur Versuchungen sind's, mit denen der böse Feind sich in's Menschenherz einschleicht, wie der Dieb in der Nacht. Und oft gerade bei seinen Lieblingen läßt Gott es zu, um sie dann nach bestandenem Sieg um so geläuterter an sein allheiligstes Herz zu ziehen. — Ja, wenn ich mich jetzt in diesen bösen Gedanken mit Wohlgefallen länger aufhielte oder gar mit deren Verwirklichung mich beschäftigen wollte! Ja, dann wär' es eine wirkliche Sünde! — Aber nur dann, und nicht eher! — Doch, weich' von mir Satanas!“ . . .

Triumphirend sah sie nach oben und noch nie hatte sie sich mit solcher Zuversicht zu den Auserwählten des Himmels gezählt, als jetzt in diesem innern Siegesbewußtsein.

Die Comtesse sah sich eben nach der Mutter um, erst mit schmerzlichem Blick, der aber schnell sich klärte, als sie bemerkte, daß auch die mütterliche Stimmung sich wieder aufgeheitert hatte. Doch nur auf einen Augenblick. Denn kaum daß die Gräfin sich von Elinor beobachtet sah, blickte sie wieder im früheren Unmuth vor sich hin. — Die Tochter verzagte auf's Neue und ihre Brust rang nach Odem. Aber sie mußte nun einmal mit der Mutter Frieden schließen. Es war ihr eine Lebensbedingung so gut, wie das Odemholen. Und so trat sie denn langsam zu ihr hin. Wie eine strenge Frage sah die Sitzende ihr jetzt in's demüthige Gesicht.

„Mutter!“ begann hierauf Ellinor, „was that ich Dir eigentlich zu Leid, daß Du hier so verstimmt seitab von mir sitzt? Nenne mir doch mein Unrecht, damit ich Dir's abbitten kann, wenn es wirklich eines war, oder daß Du selber erkennst, Dich in deiner Annahme geirrt zu haben!“

„Wohl, mein Kind, ich bin dazu bereit. Setze Dich zu mir her!“ sagte diese. „Es ist wenigstens schön von Dir, daß Du Dich nach deiner alten Mutter einmal umsiehst! — Deine Hand, gute Ellinor!“

Sie ließ sich auf denselben Bank nieder, und die Mutter hielt deren Hand in der ihrigen, so lange sie zu ihr sprach:

„Siehe, mein Kind! So weit meine Erinnerung zurückreicht, hast Du noch immer meinem Worte geglaubt, wenn ich Dir diesen und jenen Menschen geschildert und Liebe, wie Abneigung, Vertrauen und Argwohn, sind deshalb unseren Herzen auch immer gemeinsam gewesen, sowie sie uns auch immer zum Heile gedient, gleichwie vor Schaden bewahrt haben. Heute zum allerersten Mal — es schmerzt mich tief, es Dir sagen zu müssen — bist Du im Glauben an deine Mutter zur Zweiflerin geworden! Ja, was noch viel trauriger! Du hast gegen mich eine fremde Frau in Schutz genommen und Dich damit zu deren Genossin gemacht, ach, einer Frau, die deine eigene alte Mutter erst vor wenigen Stunden so geringschätzig behandelt, ja, geradezu verachtet hat, wie eine hergelaufene Landstreicherin.“

„Aber Du meinst doch nicht Frau von Goos, Mutter? Das wäre ja ganz unmöglich!“ fiel Ellinor ihr entsetzt in's Wort. „Sie war ja gegen Dich die Liebenswürdigkeit selber und, sah sie auch etwas traurig dabei aus — so bedenke doch auch ihr eigenes Unglück!“

„Lehre Du mich die Menschen kennen!“ verwies ihr die

Mutter strengte, „Du bist deinen Jahren nach ja nur ein weltunkundiges Kind! — Sowohl, die Liebenswürdigkeit selber! — daß Gott erbarm'! — Ja, zuerst und zuletzt hatte sie wohl diese Maske sich vorgehalten, aber zwischendurch sah ich ihr doch bis in's innerste Herz hinunter. Nein, glaube meinem unfehlbaren Ausspruch: wenn auch nicht mit offenen Worten, so doch mit versteckten Blicken, hat sie mein Unglück verhöhnt, und um dessentwillen mich selber verachtet. Auf dem Sittenrichtersthule hat sie vor mir scheinbar gefessen, und voll pharisaischer Selbstgerechtigkeit hat sie auf mich heruntergeschaut und geprahlt: „„Ich danke Dir, mein Gott, daß ich nicht bin, wie diese!““ — Und für eine solche Berächterin deiner Mutter willst Du noch Partei ergreifen? — Nein, mein Kind! Die ganze Natur müßte sich gegen eine solche Lieblosigkeit auflehnen! Nein, Du kannst, Du willst das nicht! Du hältst nur zu mir, deiner alten, Dich so unfäglich liebenden Mutter, und stehst gegen die Andere, Fremde, die in mir Dich selber mitverachtet.“

Mit tief herabhängendem Kopf hatte Ellinor diesen Wogenschwall über sich hinstürzen lassen, völlig betäubt von dessen Gebrause. Sie wußte nicht mehr, was sie denken, und noch weniger, was sie reden sollte. Im alten mütterlichen Banne lag ihr Herz und Geist festgeschraubt und eine namenlos unheimliche Angst vor der eigenen Mutter durchzitterte wieder einmal ihre Seele.

„Nun Ellinor! Du scheinst Dich noch besinnen zu wollen?“ drängte sie die grollende Mutter. „So rede doch einmal! Zu wem willst Du halten? — Zu mir oder ihr?“

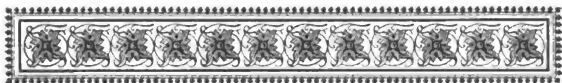
„Ach, Mutter, Mutter!“ brach Ellinor weinend aus, „wie kannst Du noch fragen? Zu Dir, und tausendmal

immer nur zu Dir will ich halten! — Nur glaub' auch mir: diese arme Frau von Goos“

„Kein Wort mehr von dieser!“ fuhr die Gräfin heftig dazwischen. „Ich sage Dir nur noch das Eine: Du wirst diese Frau von nun hassen, gleich stark, wie Du mich selber liebst! — Und nun küsse mich, Du mein höchstes und einziges Gut auf dieser erbärmlichen Erde, und all' deine Wünsche und Hoffnungen schließ' ein in den schmerzreichen Schooß meines Mutterherzens!“

Voll leidenschaftlicher Inbrunst zog sie die Tochter an Brust und Mund. All' deren Denken und Empfinden versank in diesem Mutterkuß, wie ein schwaches, erst gegen den Sturm ächzend ankämpfendes Fahrzeug, das, zuletzt vom Wogenschwall überwältigt, lautlos in die Meerestiefe hinunter sinkt.





Viertes Kapitel.

Seit dem Besuch auf Schloß Goos waren nun schon einige Tage vergangen, die sich den Beiden so licht- und farblos hingeschleppt, als brauete draußen Novembernebel und die sonst so pfeilschnelle Zeit hätte bleierne Flügel. Es war jedoch schwer zu sagen, wer wohl eine größere Verstimmung mit sich herumtrug: die Mutter oder die Tochter. Nur litt Jede in einer anderen Art und aus einem anderen Grunde.

Die Gräfin hatte sich für geistig viel stärker gehalten, als sie es war. Wie sie auch mit bitterem Humor den Eindruck dieses ersten Besuchs aus sich hinwegspotten wollte, sie konnte ihn doch nicht überwinden, und Beschämung, wie Rachegefühl, ließen kein seelisches Gleichgewicht in ihr aufkommen. Ihr Blick war hohl geworden, wie im Fieber zuckten beständig ihre Mundwinkel und jedes ihrer nurmehr kargen Worte hatte für Alle, die es anging, einen herben Beigeschmack. Nirgends konnte sie längere Zeit sitzen bleiben. Unstät wanderte sie bald durch die lange Zimmerflucht, bald durch die weiten Laubgänge und mitunter sprach sie mit sich selber, wie eine Irre. Sogar ihrer Tochter ging sie, wie einer Fremden, aus dem Weg, und auch

dieser war bange davor, sie in ihrem Gange zum Alleinsein zu stören.

Es ging jetzt schon gegen Abend. Des Nachmittags hatte sich die Gräfin von daheim entfernt, ohne Ellinor Adieu zu sagen. Dann war sie planlos im ausgedehnten Parkgebiet umhergeschweift und zuletzt todmüde in ganz verwildertem Waldesdickicht auf eine bemooste Steinbank niedergesunken. Kein Sonnenstrahl konnte hier durchdringen. So war es ihr eben recht für ihre Gedanken. —

„Wo die Mutter nur so lange bleibt? — Ich kann sie nirgends finden! Gott, es wird ihr doch Nichts zugestoßen sein?“

In dieser wachsenden Angst war Ellinor so eben aus dem Schlosse, darin sie nochmals alle Gemächer durchlaufen, wieder in den Park geeilt. Auch darin hatte sie zuvor schon jede Allee, jeden versteckten Sitzplatz vergeblich abgesehen. Jetzt trat sie auch noch an den Schloßteich und schon wollte sie auch dahinein einen bangen, spähenden Blick werfen. Aber „nein, nein!“ — wehrte das Herz ihr ab. „Wie gräßlich, wie gottlos, an eine solche Möglichkeit auch nur denken zu wollen!“

Die Dämmerung kam jedoch immer stärker heran. Was nun thun? Sollte sie die Dienerschaft rufen, und von ihr mit Lichtern nochmals den ganzen Park durchsuchen lassen? „O Mutter, Mutter, wo bleibst Du nur so lange?“ . . Rathlos ließ sie den Kopf sinken. — „Du guter Gott! wie hatt' ich mich auf meine Heimath gefreut! Und nun bin ich noch keine Stunde hier so recht froh geworden! Warum nur nicht? Ja, warum? — Ich getraue mir gar nicht, darüber nachzudenken.“

Unwillkürlich hatten sich ihre herabhängenden Hände

zusammengelegt. Es drängte sie zu beten. Bald darauf hob sie den Kopf auch schon freier und ihr düsterer Schmerz fänftigte sich zu stiller Wehmuth.

„Ja, so, ganz so will ich's von nun an halten. Was dann auch über mich kommen möge, ich werd' es hinnehmen, wie ein unentrinnbares Schicksal, jetzt, wie schon so oft in meinem Leben. Ja, dabei bleibt es! — Erst kommt für mich meine Mutter, und erst lange danach kommen die andern Menschen! Was wissen diese denn auch viel von ihrem Unglück und ihrer Liebe zu mir? — Ich aber weiß Alles, Alles. Den Schatten kenn' ich an ihr, aber auch das Licht. Jeder Schlag nach ihr treffe darum auch mich, und für Jeden, der sie nicht in's Herz schließen will, bleib' auch das meinige verschlossen! — Und sei es selbst Frau von Goos, die ich so gerne darin lieb haben möchte! — Anders geht es nun einmal nicht! — Nur so kann ich leben, vielleicht mich auch noch freuen am Leben!“

Da mit einem Male, völlig unerwartet, trat jetzt die Gräfin auf schmalem Fußpfad aus dichtem Gesträuch hervor.

„Mutter! Mutter!“ klang ihr Ellinor's Freudenruf entgegen, und sie eilte in deren Arme.

„Wo warst Du nur so lange? — Ueberall hatt' ich Dich gesucht und nirgends gefunden! — Mutter, wie konntest Du so mich um Dich ängstigen lassen?“

„Meine gute Ellinor!“ sagte die Gräfin, da sie ihr die Wangen streichelte. „Nun sei nur auch wieder ruhig! Denn siehe, nicht das Mindeste ist mir zugestoßen. Nur in etwas gedrückter Stimmung war ich und sehnte mich nach Einsamkeit, weit dort hinten im Waldesdickicht. Jetzt ist aber mein Herz wieder völlig ruhig und heiter geworden.“

„Gott sei's gedankt!“ erwiderte Ellinor aufathmend. Nun komm, laß uns nach Hause gehen! Es wird dunkel und die feuchte Luft könnte Dir schaden. Ich habe Dich heute Nacht wieder so viel husten hören!“

„Ja, Kind, man wird alt und elend. Ich selber fühl's am Besten,“ sagte sie, bedenklich thugend.

Arm in Arm gingen sie dem Schlosse zu, das die Dämmerung dichter umwob, und Ellinor sagte: „gegen Abend ist auch ein Brief aus Goos gekommen.“

„Von ihm oder ihr?“ fragte die Gräfin hastig, „und was steht darin?“

„Ich weiß es nicht, Mutter, denn ich habe den Brief natürlich uneröffnet gelassen und auf deinen Schreibtisch gelegt. Die Adresse scheint mir aber von Frauenhand zu sein und der Goos'sche Reitknecht hatte auch schon die Antwort mitnehmen wollen. Wahrscheinlich haben sie sich zum Gegenbesuch auf morgen bei uns angefangt.“

„So wird's wohl auch sein!“ bemerkte die Gräfin leichtthin. „Und Du wirst sie doch annehmen?“ fragte Ellinor in zaghafter Neugier.

„Natürlich werd' ich das!“ antwortete diese mit schon hervortretendem Hohn. „D ich freue mich sogar darauf!“

Ellinor suchte vor diesem gleichsam schadenfrohen Ton zusammen. Vorsichtig fragte sie dann: „So darf auch ich mich darauf freuen?“

„Du, Ellinor?“ erwiderte die Gräfin, wie noch etwas unschlüssig wegen ihrer Antwort. Dann aber lautete diese sehr entschieden: „Nein, mein Kind, Du nicht! Denn Du wirst an diesem Gegenbesuche gar keinen Antheil nehmen, sondern durch plötzliche Migraine davon abgehalten sein!“

„Und warum, liebe Mutter, willst Du das?“

Die Mutter hatte zwar bei dieser Frage Ellinor's deren traurige Miene beim Zwielfichte nicht mehr genau gewahren können, aber aus dem liebevollem Tone doch sogleich herausgehört, mit welcher Theilnahme ihr Herz noch immer Frau von Goos zugethan war. Verachtung gegen ihre Verächterin hatte sie in der Seele der Tochter ausgesät, und nun entsproß daraus die alte Verehrung für diese fremde Frau? — Sollte sie nun die volle Zorneschale auf Ellinor's Haupt ausgießen? — Doch nein, das paßte nicht mehr zu ihrem erst heute gereiften neuen Plan! Deshalb bezwang sie sich auch jetzt, und, stehen bleibend, sagte sie gelassen:

„Du fragst mich, liebes Kind, warum Du dem Goos'schen Besuche morgen ferne bleiben sollst? Darauf antwort' ich Dir: nur um Deinetz nicht um meinethwillen sollst Du das! Denn siehe, der Gott, mit dem ich mich vorhin in einsamer Andacht berathen, das ist kein schwächlicher, sentimentaler Gott, wie ihn gleichartige Seelen, die nicht lieben und nicht hassen können, nach ihrem armseligen Ebenbilde sich modeln. Nein, der Gott, in dessen Schutz ich wehrlose Frau mich gestellt, das ist ein großer, furchtbar gewaltiger. Mit seinen Helferarmen hat er auch, nach nur kurzem Anrufen, meinen gesunkenen Lebensmuth wieder aufgerichtet, und in alle Zukunft wird er als erzener Schild mich decken gegen alle Schläge menschlicher Hoffahrt, Bosheit und Verachtung. Meine Seele ist in ihm ruhig geworden und alle meine Feinde sollen durch ihn zu Schanden werden!“

Sie hielt inne und wartete darauf, ob Ellinor ihr nicht etwas erwiedern würde. Diese blieb völlig still. Nur an den tieferen Odemzügen konnte die Mutter bemerken, wie stark ihre Worte das Herz der Tochter bewegt haben mußten.

Ueber ihnen hatte so eben schwarzes Gewölk, einem

riesigen Drachen mit weitausgesperrtem Schlund ähnelnd, die schmale Mondsäbel verschlingen. Nun war es noch viel dunkler geworden. Die Baumkronen flüsterten einander zu, wie sich einander Gespenstergeschichten erzählend. Der Tochter Hand ergreifend fuhr die Mutter nun fort:

„Du, liebe Ellinor, bist aus weicherem Stoffe geschaffen! Schon die kleinste Wunde schmerzt dein Herz empfindlich, und gar lange Zeit braucht es zur Heilung, während meine viel stärkere Natur auch den härtesten Schlag und den tiefsten Stich immer bald wieder verwindet.“

Jetzt drückte sie Ellinor's Hand auch noch heftig an ihre Brust.

„Ach, mein Kind, könnt' ich Dich jetzt alle Wundennarben da drinnen verspüren lassen: Dir würde schaudern vor deren Menge, und für ein wahres Wunder müßtest Du's halten, daß ich überhaupt noch am Leben bin und auch noch weiter leben will! Doch wahrhaftig, nicht für mich, nur um Deinetwillen, ohne deren Liebe die ganze Welt für mich nur ein Kirchhof wäre voll von Gräbern meiner Hoffnungen und Wünsche. Dein Lebensbaum ist aber noch voll fruchtbarer Blüthen, und hinter goldenen Wolken wartet das Glück noch auf Dich. Drum muß auch alles Traurige und Häßliche, alles Höhnische und Lügenhafte der Welt fern gehalten werden von deiner zart besaiteten Seele! — Und deshalb sollst Du auch morgen verschont bleiben vom Wiedersehen dieser Frau von Goos und deren ehelichen Lüge! Ich selber, verlaß Dich drauf, werde schon mit ihr fertig werden! — Begreifst Du nun meine Antwort auf dein voriges Warum?“

„Ja, Mutter!“ hauchte Ellinor kaum hörbar in die Nachtluft. Es war nur gut, daß die Dunkelheit es ver-

hüllte, wie ihre leise rinnenden Thränen ihre vorige Bejahung wieder Lügen strafte. Wie ein unheimliches Räthsel, das sie nicht verstand, kam ihr die Mutter jetzt wieder vor.

Dann schritten sie schweigend nebeneinander dem Schlosse zu, dessen lange Fensterreihe ihnen mit traulich anheimelndem Licht den Weg dahin zeigte.

* * *

Am andern Nachmittag — die Thurmuhr schlug eben vier Uhr — rollte ein eleganter offener Wagen im flottesten Trab in den Kottberger Schloßhof. Herr von Goos, der selber kutschirte, saß neben seiner Frau. Noch vor'm Anhalten sprang der behende Groom vom Rücksitz, um die Bügel in Empfang zu nehmen. Elastisch, wie in seinen jüngsten Jahren, schwang sich dann Werner aus dem Wagen, und bot seiner Frau galant die Hand, um ihr den Abstieg zu erleichtern. Sie hatte sich gestern den Fuß etwas übertreten und mußte deshalb vorsichtig sein. So machte sie auch heute beim Aussteigen den Eindruck von Schwerfälligkeit, die mit ihrer schlanken Gestalt in auffallendem Widerspruche stand.

„Sieh', sieh', welche unbeholfene, alte Frau! Und daneben dieser ewig junge Gott von einem Mann! Völlig anwidern kann's Einen!“ dachte Gräfin Kottberg, die mit vorsichtiger Neugier zwischen den Fenstervorhängen in den Hof hinaus lugte.

Rasch trat sie hierauf in den anstoßenden Empfangsalon, ein in luxuriösestem Stil neu ausgestattetes Gemach. Dessen Flügelthür wurde von einem reich gekleideten Diener von außen aufgethan, und mit ernst gemessener Grandezza em-

pfung die Gräfin ihre Gäste, um sie dann mit um so huldvoller klingender Begrüßung bei sich willkommen zu heißen.

„Es thut mir nur leid,“ beschloß sie jetzt ihren Phrasenschwall, „daß nicht auch meine Tochter an der Freude Ihres Besuches theilnehmen kann.“

„Die Comtesse ist doch nicht krank?“ fragte Werner sehr erregt.

„Nun, krank wohl nicht. Nur ihre böse Migraine hat sie plötzlich überfallen, und so müssen Sie mit mir alten Frau eben fürlieb nehmen!“

Lauernden Blickes hatte sie Werner's plötzliche Verstimmung bemerkt. Er begnügte sich jedoch mit einem leicht hingeworfenen Ausdruck des Bedauerns, offenbar nur, wie die Gräfin sogleich herausfand, aus Scheu vor seiner Frau. Auch diese versicherte ganz ehrlich, wie leid ihr dies Unwohlsein der Comtesse wäre, das wenigstens das Gute hätte, schnell zu kommen und ebenso schnell wieder zu vergehen. Da sich Irene jedoch fest vorgenommen, ihre frühere unbewusste Unliebenswürdigkeit gegen die Gräfin heute gründlich gut zu machen, so hatte sie auch diese paar Worte mit freundlicherem Gesichte gesagt, als deren Inhalt es eigentlich verlangt haben würde.

Blickschnell fuhr's denn auch schon durch den Kopf der Gräfin: „Die Heuchlerin! Wie sie Ellinor's Unwohlsein freut! Ganz natürlich auch! Sie ist eifersüchtig auf sie! Wie mir das trefflich paßt!“

Sie hatten jetzt zusammen Platz genommen und Werner, im Salon sich rings umschauend, sagte: „Ah, mein Compliment, verehrte Gräfin! Ich hatte zwar schon wahre Wunderdinge davon erzählen hören, mit welch' wahrhaft künstlerischem Geschmaç Sie alle Räume hier neu herstellen

ließen. Dieser Salon übertrifft jedoch all' meine Erwartungen. Und bedenke ich auch noch die Kürze der Zeit, dann möcht' ich Sie fast eine Zauberin heißen. — Meinst Du das nicht auch, Irene?"

„Gewiß, lieber Werner!“ stimmte diese mit ein und schon aus Höflichkeit sah nun auch sie sich nach allen Richtungen wohlgefällig um.

„O bitte, mein lieber Goos!“ erwiderte die Gräfin, die heute zum ersten Mal und wohlberechnet diese vertrauliche Anrede gebrauchte. „Sie haben Ihr Lob an die falsche Adresse gerichtet! Du mein Gott, wie hätt' es denn mir in meinen alten Tagen noch in den Sinn kommen sollen, mich mit solcher, wie Sie sich gar so poetisch ausgedrückt, soi disant Zauberei abzugeben? Luxus und Comfort hab' ich längst überwunden und nur Ellinor zu Liebe das Alles mit durchführen helfen. Alle Ideen dazu sind auch nur ihrem eigenen feinen Kopf entsprungen, denn zu ihrem seelischen Wohlsein gehört nun einmal auch die harmonische Schönheit ihrer Umgebung. — Dieses ästhetische Bedürfnis hatt' ich ihr schon in meiner fernen Heimath gewährt, und wie hätt' ich es nun auch hier, in ihrem eigenen Heim, nicht freudig befriedigen sollen?“

Irene sah die Gräfin verwundert, fast mißtrauisch an, sprach aber kein Wort.

„Wie schade, meine gnädigste Gräfin, daß die Comtesse das Alles nicht mit anhören konnte!“ erwiderte Werner um so wärmer, und seine umhersuchenden Augen sagten noch weiter: „Daß sie jetzt doch hereingetreten käme!“

„Wäre meine Tochter jetzt hier anwesend, lieber Goos, dann hätt' ich mein Lob ihr wohlweislich verschwiegen,“ sagte die Gräfin mit glücklichem Lächeln. „Sie ist zwar, Gott

sei Dank, gar nicht eitel. Aber, aber — nun, Sie geben mir ja wohl zu, lieber Goos: eine richtige Mutter soll ihr Kind nicht einmal in Versuchung führen.“

„Nun freilich, liebe Gräfin! Sie mögen Recht haben!“ stimmte Werner zerstreut ihr zu. Sein Unbehagen, daß er, nachdem Ellinor's geistiges Bild nun so verlockend vor seinem Geiste stand, nun auch ihr leibliches nicht gleichfalls vor sich habe, war in sichtlichem Wachsen begriffen. Er vergaß jetzt sogar, durch irgend ein freundliches Wort auch seine Frau in's Gespräch mithereinzuziehen. Nur Irene selber, die sich von der Gräfin bisher wie ein unsichtbarer Schemen behandelt sah, fühlte diese auffallende Mißachtung ihrer Person so drückend auf sich lasten, daß sie in trübem Schweigen vor sich hinsah. Völlig ungefragt sich in der Andern intimes Zwiegespräch einzudrängen, das konnte sie mit der eigenen Selbstachtung nicht in Einklang bringen.

„Ha, wie mein Ignoriren sie ärgert!“ triumphirte die Gräfin wieder. Dann wendete sie sich mit dem unverfänglichsten Lächeln aufs Neue nur an Herrn von Goos und sagte: „Darf ich Ihnen vielleicht auch das Boudoir meiner Tochter zeigen? Das ist unter ihrer Hand ein wahres Bijou geworden und — pardon, daß ich als Mutter das sage! — es offenbart sich darin eine so feine, poetische Charakteristik ihres eigenen Wesens, daß man sich in diesem Zimmer ihr geistig nahe fühlt, auch, wenn sie leiblich darin fehlt. — Ist es Ihnen gefällig, lieber Goos?“

Ohne dessen Zusage vorerst abzuwarten, erhob sie sich und übte mit einer dreisten Handbewegung einen solchen Zwang auf Werner's Anstandsgefühl aus, daß er, wohl oder übel, gleichfalls aufstehen und ihr den Arm reichen mußte. Das war zuviel der Mißachtung und gar noch vor

dem eigenen Mann! Selbst für die so anspruchslose, sanftmüthige Frau von Goos. Das Blut schoß ihr in's bleiche Gesicht, da auch sie jetzt sich rasch erhob. In solcher Nothwehr gegen die Verletzung ihrer Frauenwürde nahm sie ihre ganze Kraft zusammen, um wenigstens dem äußeren Anstand noch gerecht zu werden und mit vornehmem Stolze sagte sie: „Ich dünkte, Gräfin Rottberg, daß wir nicht so unbescheiden sein dürfen, bei dem Unwohlsein der Comtesse Sie noch länger belästigen zu wollen. Eine so zärtliche Mutter, wie Sie, geizt gewiß mit jedem Augenblick, den sie der leidenden Tochter entziehen muß. Deshalb erlauben Sie uns wohl, auf Ihr ferneres Zurückhalten durch uns dankbar verzichten zu dürfen. — Du bist doch derselben Meinung, lieber Werner?“

In höchster Verblüfftheit stand Werner wortlos da, und hielt den Arm der Gräfin noch immer in dem seinigen. Ein Bittern vor Unmuth und Scham ging ihm durch Mark und Bein.

Die Gräfin spielte wieder einmal meisterlich Komödie.

„Sie sind sehr rücksichtsvoll für meine Tochter, gnädige Frau! Meinen besten Dank hierfür!“ sagte sie zu Irene mit solcher Liebenswürdigkeit, als ob es ihr heiliger Ernst damit wäre. Beschmeidig entwand sie dann ihren Arm jenem Werner's, und deutete mit eleganter Handbewegung auf dessen Frau.

„Adieu, lieber Goos! Nicht mir, sondern Ihrer Frau Gemahlin geben Sie jetzt das Geleit! — Auf recht baldiges Wiedersehen!“

Wie eine Fürstin, die mit huldvollem Kopfverneigen das Ende einer höfischen Aufwartung zu erkennen giebt, so that nun auch sie und wich nicht um Fußbreite von der Stelle. . . .

Als Werner hierauf, von ihm selber noch unklaren Empfindungen überwältigt, seiner Frau den Arm gegeben, und mit ihr, wie von einer unsichtbaren Macht hinausgezogen, den Salon verlassen: das Alles war in halber Betäubung von ihm geschehen. Erst draußen in der Luft kam er wieder völlig zu sich. Ohne jede Hilfe seinerseits ließ er Irene mühsam in den Wagen steigen. Der Groom hatte genug zu thun, um die unruhigen Pferde festzuhalten. Wie ein Rasender hieb er dann bei der Abfahrt auf das Zweigespann ein, daß es sich hoch aufbäumte und der Wagen drohte jeden Augenblick umzuschlagen. —

Auf dem ganzen Heimweg sprach Werner kein Wort mit Irene. Mit fieberhaft glänzenden Augen sah sie hinaus in den Frieden der spätsommerlichen Landschaft und hatte nur noch den einen, winterlich düsteren Gedanken: „War das ein unglückseliger Besuch!“ —

* * *

„Nun, wie war's, Mutter? Sie sind ja auffallend schnell wieder weggefahren!“

Mit dieser Frage war Ellinor, kurz nach dem Weggang der Gooser, in den Salon getreten, darin die Gräfin noch immer, vor sich hinbrütend, am Fenster stand.

„O ganz prächtig war's!“ erwiderte diese, sich nach der Tochter umdrehend: „Ich habe dieser Frau von Goos heute mit Goldstücken hier heimgezahlt, was sie mir in grober Kupfermünze bei sich daheim vor die Füße geworfen! Wie eine Bettlerin hatte sie vor mir dagestanden, und tief beschämt sich dann eiligst davon geschlichen!“

„Ich verstehe Dich nicht recht, Mutter!“ erwiderte Ellinor betrübt, „hatte sie auch heute wieder Dich beleidigt? Wie

war's denn? — Jedenfalls scheint Ihr Euch in offener Feindschaft getrennt zu haben! Und wie hatte Herr von Goos sich dabei benommen?"

„Ja, dieser arme Kreuzträger!“ erwiderte sie ausweichend. „Aus angeborenem ritterlichen Anstand hat er Alles geschehen lassen! Und da läßt seine streitsüchtige Frau schon seit Jahren die Lüge verbreiten, daß sie die taubensanfte Dulderin sei! — Doch frag' mich nichts mehr, liebes Kind! Wozu soll ich auch Dich noch damit aufregen? Nur soviel magst Du wissen, daß diese Frau mich zum letzten Male gesehen hat! — Trotzdem aber wollen wir mit Herrn von Goos, diesem prächtigen Mann, um so traulichere Freundschaft pflegen.“

Dieser letzte Satz war für Ellinor ein neues Räthsel. Wie sollte denn Herr von Goos auch noch ferner in ihr Haus kommen, wenn es seiner Frau nun für immer verschlossen wäre? Sie wagte jedoch keine weitere Frage darnach. Um so zuversichtlicher rechnete ihre Mutter darauf, das Werner ganz gewiß und recht bald ihr Haus wieder aufsuchen würde. Ja, daß er's geradezu mußte, sagte ihr ihre Menschenkenntniß, schon um die Schmach, die seine Frau ihm angethan, nicht auf sich sitzen zu lassen. Und daß er noch gar um Ellinor's willen bald wiederkommen würde, daran konnte sie erst recht nicht zweifeln. Sie hatte heute gerade genug Zeichen an ihm beobachtet: von welcher Sehnsucht nach der Abwesenden er heimlich gequält worden war. Ihre Rechnung klappte vortrefflich.

„Komm, liebe Ellinor! fahren wir jetzt ein wenig auf dem See!“ sagte sie zu der traurig vor sich hinblickenden Tochter. „Der Tag ist noch so schön und Du ruderst so gern! Dort ist über uns nur der helle Himmel Gottes, und unter uns

der gleich klare Grund. Jener der Menschenherzen ist aber meist trügerisch und häßlich. Ah, diese Menschen! Mich ekelt vor ihnen!“ —

Kurze Zeit darauf glitten die Zwei im zierlichen Nachen auf dem Spiegel des Schloßteichs dahin. Goldener Wolkenglanz lag über der bläulichen, von schneeweißen Schwänen durchschwommenen Fluth. Welches Zusammenstimmen von reinen, heiteren Farben, um sich darin hinwegzutäuschen über Schmutz und Duster des Lebens! Und doch heut Abend war im Herzen dieser Mutter so gut, wie in dem ihrer Tochter, die Färbung nur ein gleich ödes Grau in Grau.

Nur dann und wann zuckten im Kopfe der Gräfin ein paar Blicke flammend auf, und Werner's, wie Ellinor's Bildnisse in einem und demselben Rahmen standen grell beleuchtet vor ihrer begehrliehen Seele. Aber diese erschrak jetzt lange nicht mehr so stark vor diesen Blicken, wie beim ersten Mal, und auch der Donnererschlag ihres Gewissens rollte nur gedämpft noch nach, wie aus weiter, weiter Ferne. . . .

*
*
*

Während dieser Zeit schritt Herr von Goos im Wohnzimmer daheim unruhig auf und nieder. Irene saß in der Fensternische mit einer feinen Näharbeit beschäftigt, und wendete nur dann und wann das Gesicht zu ihm hin, wenn sie ihm etwas zu erwiedern hatte.

„Und daß ich's nur ganz unverhohlen jetzt herausfrage,“ begann er wieder nach längerem Schweigen, „Du hast mich durch dein mehr als sonderbares und höchst unziemliches Benehmen vor der Gräfin in eine wahrhaft erbärmliche Stellung versetzt!“

„Werner!“ fuhr Irene jetzt empor und die Arbeit entfiel ihr. „So wenig hättest Du's also mitempfunden, wie maßlos verlegend diese Frau mich behandelt? Schon bei ihr hättest Du zwar als Mann für mich eintreten sollen, statt gleichsam noch mitzuhelfen! Du warst Dir dessen aber wohl nicht bewußt, und so red' ich auch nicht mehr darüber. Jetzt jedoch, wo ich Dir in aller Ruhe und Wahrheit Alles klar gemacht — statt Dich über mich zu freuen, daß ich mit maßvoller Besonnenheit diese übermüthige, höhnische Heuchlerin zurecht gewiesen, statt dessen stellst Du Dich auf deren Seite, entschuldigst sie auch noch, und mich willst Du auf die Anklagebank setzen?“

„Anklagebank setzen! Was das wieder für Uebertreibungen sind!“ spottete Werner dazwischen. „Ueberhaupt muß ich Dir sagen, daß seit unserer ersten Begegnung mit der Gräfin deine frühere Sanftmuth Dich bedenklich im Stiche läßt. Deine übertriebene Gereiztheit hat mich im Rottberg'schen Hause ja fast unmöglich gemacht, will ich's nicht riskiren, das nächste Mal nur mit Hohngelächter darin empfangen zu werden!“

„Werner, ist's denn nur möglich, daß Du so zu mir redest? Daß Du nur daran denken kannst, je wieder das Rottberg'sche Haus zu betreten? Hab' ich denn auch recht gehört?“ Mit diesem Ausruf trat jetzt Irene näher zu ihm heran. „Nein, ich glaub's nicht! Ich will's gar nicht glauben, daß Du mit vollem Bewußtsein so könntest zu mir gesprochen haben! — Ja, nichtwahr, guter Mann! Nur dein alter Zähzorn hatte Dir wieder einmal Worte auf die Lippen gelegt, von denen dein Herz nichts weiß. O sag' mir's, daß es so ist! Ich bitte Dich drum!“

Vornüber geneigt wartete sie auf dieses erlösende Wort, wie eine Dürstende auf einen Trunk Wasser.

Kalt abwehrend aber sagte Werner: „Nein, sag' ich Dir, diesmal soll mein Jähzorn nicht wieder den Prügelknaben für Dich abgeben! Nein, mein voller, nüchterner Verstand steht jetzt ein für jedes meiner Worte: Ich hab' es endlich übersatt, als alberner Schuljunge deine Strafpredigt anzuhören. Dich aber frag' ich: war Dir's nicht schon genug an meiner unerhörten Selbstverdemüthigung, in der ich Dir aus freiem Antrieb all' meine Sünden gebeichtet? Hattest Du sie mir aber in Wahrheit vergeben, und warst Du wirklich entschlossen, ein neues Leben mit mir zu riskiren — nun gut, so konntest Du das doch nur mit einem Manne gewollt haben, der sich noch die Freiheit seines Handelns bewahrt, aber nicht mit einem Schwächling, der sich wie ein Kinderspielzeug von Dir am Gängelbände führen läßt. Ein solch' weibischer Pantoffelheld wär' ich aber in der That, wollt' ich den ferneren Umgang mit unseren Rottberger Nachbarinnen aufgeben, nur deshalb, weil Du an den Charakter der Gräfin einen moralischen Maßstab anlegst, für den ich selber weder Berechtigung noch Verständniß in mir verspüre. Ist sie Dir unsympatisch und glaubst Du Dich von ihr beleidigt — was nach meiner Ansicht nur ein Irrthum ist — gut, dann melde Du sie in Zukunft! Ich habe dagegen nichts einzuwenden. Vergilt nun aber auch Gleiches mit Gleichem! Und so wenig, als ich einst Dir selber verwehrt, mit dem mir gleichfalls höchst unsympatischen Herrn von Delk freundschaftlich zu verkehren, so wenig mißgönne nun auch mir im Rottberg'schen Haus eine geistige Ressource, die in dieser geistlosen Einöde hier zu Lande spärlich genug zu haben ist! Zulezt möcht' ich

Dich noch ernstlich bitten, daß Du von meiner Liebe zu Dir und unserm neuen Hausfrieden etwas höher denkst, als daß sie sogleich Schaden leiden könnten, wenn bezüglich unseres Umgangs unser Geschmack ein verschiedener ist. Für solche weibisch zimpferliche Moralnuancen hab' ich als Mann keinen Platz in meinem Herzen!"

Frau von Goos war während dieser Worte zu Muth, als wäre sie plötzlich vom Arm ihres eigenen Mannes aus sommerlich schöner Landschaft in eine frostige, schneebedeckte Haide hinausgeschleppt worden, und als müßte sie mit den Händen die Brust bedecken, damit ihr nicht auch das Herz darin erfrieren möchte. —

So eben quoll jetzt eine breite Wärmewelle abendlichen Sonnenlichts durch's offene Fenster und deren Weider Gestalten wurden davon umflossen.

Erst jetzt konnte sich Irene wieder ihrem winterlichen Seelenbann entringen. Sie richtete Kopf und Herz wieder auf und mit erhabener Ruhe sagte sie:

„Werner, nun hör' auch mich! Wenn irgend Jemand Dir selber in meiner Gegenwart angethan hätte, was diese Frau vor deinen Augen heute mir: ich würde solchen Beleidiger deiner Person für alle Zeit aus meinem Herzen ausgestrichen haben, sofern er Dir's nicht sogleich wieder reuevoll abgebeten, und hätt' ich auch noch so bestimmt gewußt, wie hoch er mich selber verehren gewollt. — Dies meine Antwort! — Darin aber geb' ich Dir vollkommen Recht: nach all' dem jahrelangen, friedlosen Widerstreit in unserer Ehe, nach all' meinen unzähligen Bitten, Mahnungen und Warnungen, müssen weitere solche Reden nun endlich zwischen uns auf immer verstummen. Deren endlose Wiederholung hätte keinen Sinn, keinen Zweck mehr, und wäre

nach meinem Gefühl sogar würdelos. Darum sag' ich Dir nun auch als letztes Wort: halt' es mit dem Rottberg'schen Hause künftighin ganz nach deinem eigenen Willen, Herzen und Gewissen! Denn nur, was Du als willensfreier Mann thust oder laffest, hat für mich Bedeutung und Werth. Fürcht' auch nicht, daß, nachdem schon meine Sanftmuth, wie Du sagst, mich so bedenklich im Stiche gelassen, nun auch noch die hochmüthige Einbildung mich überkäme: Dich von irgend einem Weg abhalten zu können, auch wenn ich Dir nur mit Trauer und Angst dahin nachsehen müßte. — Und damit sei's genug! Jede Kraft hat ihr bestimmtes Maß, auch die meinige. Drum erst morgen früh auf Wiedersehen! — Ich bin sterbensmüde. Gute Nacht!" —

Erhobenen Hauptes, ohne ihn auch nur anzusehen, schritt sie zur Thür. — Werner suchte sie auch gar nicht zurückzuhalten. Mit verschränkten Armen sah er ihr finsternen Blickes nach. Seine geheimsten Gedanken weilten im Schloß Rottberg viel mehr, als hier in seinem eigenen Hause.





fünftes Kapitel.

Es war ein frostiges, wortkarges Nachtmahl, zu dem Werner heute nur mit Dora sich niedergesetzt und diese getraute sich den Vater nicht einmal darum zu fragen, was der Mutter heute wohl so Weinliches begegnet sein mochte, daß sie sich schon zur Ruhe begeben hatte. Denn, daß bloß ein leichtes, körperliches Unwohlsein daran Schuld wäre, konnte sie, trotz all' ihrem Vertrauen in die mütterliche Wahrhaftigkeit, dennoch nicht recht glauben.

Wirre, wüste Träume hatten dann den Nachtschlaf von Werner, wie Irene, gleich gestört, und auch, als die Beiden sich beim Frühstückstische wieder begegnet, war es zwischen ihnen bei einem kalten Gutenmorgen geblieben. Kaum, daß ihr Blick sich einmal gestreift und dann wieder rasch abgewendet. Irene fühlte sich durch den Auftritt von gestern Abend noch immer zu tief gekränkt und Werner brachte es nicht über sich, mit einem entschuldigenden Wort auf eine Verständigung hinzulenken. Er ließ sich vielmehr, kaum daß er seine Tasse leer getrunken, sofort sein Pferd satteln, um erst zum Mittagessen wieder heimzukommen. Auch bei diesem ward dann nur das oberflächlichste Gespräch geführt

und Mutter, wie Tochter, konnten nur mühsam ein paar Bissen hinunterwürgen, so sehr war ihnen vor innerem Herzleid die Kehle zugeschnürt. Während des Nachmittags ging dann Jedes von den Dreien seinen besonderen Weg. War das eine zerrissene Stimmung im Hause! — Und noch heut Abend sollten Wolf und Elisabeth von Schloß Deltz in ihrem neuen Heim hier eintreffen!

Auch diese Zeit kam nun allgemach heran. Und draußen, welch ein Gegensatz! — Das junge Paar fuhr schon im offenen, laubbekränzten Wagen auf der Deltzer Waldstraße daher und Arm in Arm schauten sie in die spätsommerliche Welt hinaus, einen ganzen Frühling frohsinnigen Liebesglücks im Herzen mit sich tragend. Ihnen zur Rechten und Linken, vor und hinter dem Wagen, ritt ein Duzend kräftiger Gooser Burschen als Festgeleit. Von Schärpen in den Goos'schen Wappenfarben war ihre Brust umhangen, Lannenreifer und bunte Bänder schmückten ihre Hüte, sowie das Kopfgestell ihrer Pferde. Manchmal stieß einer der Reiter einen lebenslustigen Hochruf aus und alle andern fielen mit ein, daß der abendlich stumme Wald erschrocken aufzuhorchen schien. War es wieder ganz still geworden, dann flüsterten die beiderseits den Wagen überhängenden Bäume den jungen Eheleuten trauliche Grüße zu nebst Wünschen für ihr künftiges Hausglück. Ob auch einmal ein Rabe dicht über ihren Köpfen krächzend dahinstrich: der Volksaberglaube, daß er ihnen nahes Unglück vorher sagte, hatte heut Abend keinen Platz in ihren hoffnungsfrohen jungen Herzen.

Frau von Goos stand bereits in bangem Harren an offenen Fenster der Wohnstube, von dem man den ganzen Schloßberg überschauen konnte. Dora befand sich im linken Schloßflügel, dem künftigen Heim der Neuvermählten, um,

wie sie sagte, die dort angebrachten Verzierungen zum ersten Willkomm sich nochmals anzuschauen. Der Vater lag verstimmt und gelangweilt auf dem Divan seines eigenen Zimmers und blätterte wieder einmal in einem französischen Roman, als ob ihm heut Abend gar keine besondere Freude mehr bevorstände. —

Irene hielt den schweren Kopf in die Hand gestützt und sann am Fenster vor sich hin. — „Nun müssen unsere Kinder bald heimkommen! Ihr Herz ist voll des freudigsten Glückes und ein gleiches hoffen sie wohl auch in dem unstrigen zum Willkomm zu finden! Aber wie sieht es darin aus? Ach, wie beklag' ich's, daß nun Alles so hat kommen müssen — erst gestern — und mit all' meiner Vorsicht, all' meiner Mutterliebe hab' ich es nicht verhindern können! Oder hätt' ich in Rottberg Alles ruhig über mich ergehen lassen sollen — als Mutter, nur um der heut ankommenden Kinder willen? — Nein! niemals! Denn bin ich nicht auch die Frau meines Mannes? Gibt es aber für diese nicht endlich eine Grenze, wo schweigendes Dulden ein Ende hat und das Reden und Handeln sein sittliches Recht begehrt? Und wenn Werner selber seine Manneswürde mißachten will, muß ich es ihm mit meiner Frauenehre darin gleichthun? — Nein! nun liegt schon eine Nacht und ein Tag dazwischen und ich kann doch Nichts bereuen. Zwar rasch hab' ich gehandelt, übereilt aber nicht. Und giebt es nicht Entschlüsse, die nur dann die richtigen sind, wenn sie im ersten Moment der Anregung gefaßt und auch ausgeführt werden? Zu lange Ueberlegung lähmt sie nur, und sie sind dann selten mehr nachzuholen. Gab' ich denn überhaupt bei Werner etwas Schlimmes bewirkt? Und ließ ich mir gestern von dieser Gräfin Alles ruhig gefallen, wann hätt'

ich ihn dann aufmerksam machen sollen auf diesen für ihn so bedenklichen Umgang? Das aber hatt' ich doch gemußt? Nein, ich will, ich muß ruhig sein, denn ich darf es. Auch nicht schwärzer ausmalen will ich mir den Gedanken, der schon gestern und heute wieder drohend in mir aufgestiegen ist. Nur phantastische Schreckbilder sollen es vorderhand sein, weiter Nichts! Sollt' ich jedoch wirklich einmal mich deshalb ängstigen müssen, nun, dann werd' ich auch wissen, was ich zu thun haben werde. — Sei darum ruhig, mein Herz, und freue Dich heut auf unsere Kinder!“ . . .

Während die Mutter so sann, fuhren die Erwarteten auch schon, von ihr völlig unbeachtet, den Schloßberg heran. Nun donnerten auch schon die alten Schloßkanonen in den stillen Abend. — „Sie kommen, sie kommen!“ rief sie aufschreckend hinaus. Wie hinweggezaubert war aller Herzensdruck und freudebeschwingt eilte sie zum Hofe hinunter.

Auch Werner, den der gewaltige Schall erst aus seinem Hinbrüten aufgerüttelt, und der dann auch noch durch seinen Kammerdiener von der bevorstehenden Einfahrt des Wagens benachrichtigt worden, stand bald darauf an der Seite seiner Frau unter'm Schloßportal. Nur Dora fehlte noch.

Zwar sprachen die Eltern auch jetzt nur sehr oberflächlich untereinander, was aber ihre Herzen freudig bewegte, war ihnen dennoch gemeinsam, ohne daß sie sich's erst zu sagen brauchten. So oft Herr von Goos auch groß that mit seiner erzgepanzerten Mannesbrust, und ob er auch jede tiefere Empfindung sogleich sentimental und süßlich schalt: jetzt war doch auch er mehr Vater, als Mann, und freute sich auf die Ankunft seines einzigen Sohnes, so gut wie dessen Mutter. Was hätte er denn auch an Wolf auszusetzen gehabt? Zumal sein rosiges, stets heiteres Schwieger-

töchterlein hatte es ihm angethan und er liebte sie viel mehr, als jemals die gar zu ernste Dora, die ihm von jeher fast wie ein Stiefkind war.

Jetzt hielt der Wagen vor dem Schloßthor still. Als ob die Aussteigenden von der weitesten Reise heingekehrt wären, so stürmisch wurden sie von den Eltern umarmt, und dann sogleich auch, Lisl vom Vater, Wolf von der Mutter geführt, in ihr neues Heim hinübergeleitet.

Eine liebe Ueberaschung hielt sie jedoch noch auf. Dicht vor'm Geländer der großen Steintreppe trat ihnen eine weiß gekleidete, ganz verschleierte Gestalt entgegen, diese trug einen grünen Kranz im Haar und einen goldenen Scepter hielt sie in der Hand, so daß alle Vier davor verwundert stille standen.

Mit zaghafter Stimme sprach darauf die Gestalt:

„Gott grüß' Dich, junges Ehepaar!
Bin Eures Hauses gute Fee,
Drum gleich am Eingang hier ich steh',
Und bring' Euch meine Wünsche dar.
Seht her, auf meinem Haupt der Kranz,
's ist Immergrün der Liebestreu';
Des Hauses Frieden, immer neu,
Er strahlt aus dieses Scepters Glanz.“

Dann nahm sie mit der Linken den Kranz vom Haupt und hielt ihn Wolf hin, mit der Rechten legte sie den Scepter in Elisabeth's Hand und fuhr fort: .

„Nimm Du, als Mann, den Kranz nun hin,
Und hüt' ihn, daß kein Blatt verdorrt!
Mit mildem, klugem Frauenwort
Sei Du des Scepters Führerin!

So bleibt im Glück, in Leid und Noth,
Nur eine Seele und ein Leib,
Daß Euer Bund gesegnet bleib'
Im Leben und auch noch im Tod!"

Die letzten Verse hatte des „Häuses gute Fee“ nurmehr mit bebenden Lippen sprechen können, dann war sie unbeachtet durch eine offene Thür verschwunden. Sie hatte ihren Zweck indessen vollkommen erreicht, denn auch die lauteste Festlichkeit hätte keinen tieferen Eindruck hervorbringen können. Tief bewegt küßte der Vater den Sohn, weinend hielt die Mutter die neue Tochter umschlungen. Aber auch seine Frau jetzt zu umarmen, ward Werner von seinem wiedererwachten guten Geist gedrängt und Irene erwiderte voll Ergriffenheit seinen Kuß. So hatten die Eltern, wenn auch wortlos, aus beiderseitiger Liebe zu den Kindern, die Versöhnung wieder einmal besiegelt.

Zuletzt trat auch Dora mit enthülltem Gesichte nochmals hervor, um jetzt als Schwester und Schwägerin den Schluß der guten Wünsche zu machen. Als sie dann aber auch wegen ihrer Feenidee und schönen Verse allseitig gelobt werden sollte, war sie gleich einer wirklichen Fee fast unhörbar wieder hinweggehuscht, und erschien erst wieder, nachdem sie ihre weiße Märchenhülle schnell abgestreift hatte.

Sie kam noch gerade recht, als die Eltern das junge Paar in sein neues Heim einführten, um sich mit eigenen Augen von dem Eindruck zu überzeugen, den diese neu hergerichteten Wohnräume auf die Beiden hervorbringen würde. Denn auch Wolf hatte sie bisher noch nicht betreten dürfen, weil sich Werner die Freude der Ueberraschung nicht verkümmern lassen wollte. Seinem Charakter gemäß riß er auch bei diesem Rundgang die Führerrolle ausschließlich an

sich und ließ sein Schwiegertöchterlein gar nicht aus der Hand. Irene, die doch zum Mindesten gleichviel dabei mitgewirkt hatte, trat gerne vor seinem Egoismus zurück. Ihr war's des Glückes übergenuß, daß er mit solchem Behagen ihnen Zimmer um Zimmer zeigte und jedesmal ganz entzückt war, wenn Elisabeth, von einem besonders schönen, antiken oder neuen Stück Haustrath befriedigt, ihrem Schwiegervater nicht herzlich genug zu danken wußte. Eine unschuldige kleine Verstellung spielte freilich dabei mit. Sie war ja in ihrem mütterlichen Heim auf Schloß Strelow an ganz gleichen reichen Comfort gewöhnt gewesen, aber Wolf zu Liebe that sie hier jetzt mehr dergleichen, als hätte sie noch nie zuvor so schöne Räume bewohnt. Sie wußte recht gut, was sie damit bezweckte. —

Ein gleich frohes, gemeinsames Abendbrot im elterlichen Speisezimmer beschloß diesen, heute noch so glücklich gewordenen Tag, der vor dem Abend noch so wenig zu loben gewesen war. —

Als Werner dann hochbefriedigt zu Bette lag, und das Vaterherz ihm so warm schlug, wie noch selten zuvor, da lagen die Bilder der Kottberger Nachbarinnen in weiter, nebelverschwommener Ferne vor seinem Geist, und diese näher an sich heranzuziehen, trug er kein Verlangen mehr. Die Mutter seiner Kinder hingegen stand in seinen Gedanken ganz nahe bei ihm. Sie hielt Wolf und Dora an der Hand und das liebe Gesichtchen Elisabeth's schaute lächelnd zwischendurch. Jedes böse Wort von gestern Abend bat er Irenen jetzt ab. Sein Auge ward, was ihm selten geschah, ganz feucht dabei und mit den Worten: „Gute Nacht, liebe Irene! — Gute Nacht, meine guten Kinder!“ war es ihm endlich zugefallen.

*
*
*

Aus dem linken Schloßflügel drang nun alltäglich neue Sommerwärme in die elterliche Wohnung herüber. Für Irene's Herz war es eine stets neue Wohlthat und auch Werner konnte sich derselben nicht entziehen. Wenigstens nicht in der ersten Zeit.

Wolf hatte nun schon die Pachtung des ganzen Gutsgebietes mit Ausnahme der Waldungen übernommen, und Elisabeth, dem einstigen Beispiel ihrer Mutter nachfolgend, schulte sich von Tag zu Tag mehr in ihre häuslichen Pflichten ein. Des Tags über blieben die jungen Eheleute für sich, erst der Abend führte die beiden Familien zusammen und auch Werner fühlte sich in dieser Vereinigung behaglich. Er setzte sogar einen eigenthümlichen Stolz darin, jetzt so recht würdevoll das Familienoberhaupt zu spielen, zu dem alle Andern respektvollst hinaufzuschauen hatten, und diese thaten auch Alles, damit ihm dies patriarchalische Hochgefühl nicht sobald wieder verleidet werden möchte. Von den Kottbergerinnen war in den ersten acht Tagen kein Wort mehr geredet worden und Irene glaubte fest daran, daß Werner jeden weiteren Besuch bei diesen Damen für immer aufgegeben habe. Auch Wolf und Elisabeth hatten diesen Namen noch kein einziges Mal nur leise berührt, weil Dora ihnen darüber sehr ominöse Andeutungen gemacht. Und so lag jetzt über dem Zusammenleben dieser beiden Familien ein solch' beglückender Friede, daß Irene mit Zuversicht hoffen konnte: ihr Mann würde nun sein früher so unbefriedigtes, von Schuldbewußtsein und Reue immer wieder neu belastetes Herz endlich einmal im Schooße seiner Familie zur Ruhe kommen lassen. Er selber hatte freilich all' sein Lebtag zum Glücke seines Hauses blutwenig mitgeholfen. Und doch waren nun Alle ängstlich darauf be-

dacht, daß nur ihm selber der reichste Theil dieses Erntesegens zu Theil würde, wenn auch meist nur Unkraut von seiner eigenen Ausfaat aufgegangen war. Was hätte ihm deshalb noch zum vollen, dauernden Glücke gefehlt? — Die zwei einzigen Güter, die er niemals, oder doch nur sehr vorübergehend, besaß: die Freude der Arbeit und der sittliche Ernst. —

Mit der Trägheit allein hatte sich Werner zwar auch jetzt wieder leidlich abgefunden. Den Tag mit Nichtsthun anständig todzuschlagen: in dieser chevaleresken Kunst war er ja schon längst bei der höchsten Meisterschaft angelangt. Nun stand aber auch im Mechanismus des Langeweilvertreibens ein Hauptrad still: der frühere Besuch in Berlin. Mit dessen Stillstand waren zugleich auch die Spulen prickelnder Aufregungen unthätig geworden, und der Pendel der Zeit hatte für Werner jetzt einen maßlos trägen Gang.

Wohl griff er mitunter nach besserer schöner Litteratur unserer eigenen Dichter. Sein durch die schlechteste französische Romanlitteratur verdorbener Geschmack sträubte sich jedoch allzubald gegen die reinere Kost, und zum Genießen rein wissenschaftlicher Werke hatte ihm von jeher Verständniß und Ausdauer gefehlt. Auch der Sattel und Rutschirbock verloren für ihn immer mehr am früheren Reiz.

Ritt Herr von Goos früher oft stundenlang planlos umher, dann waren seine Erinnerungen an schon glücklich bestandene, oder Hoffnungen auf noch zu unternehmende, großstädtische Liebesabenteuer die steten, zerstreuenden und anreizenden Begleiterinnen seiner frivolen Phantasie. Jetzt, wo er seiner Frau hoch und heilig gelobt, fortan ein treuer Ehemann zu bleiben: jetzt sah, wie hinter dem horazischen Reiter die finstere Sorge, hinter seinem eigenen

Rücken bald das drückende Gefühl der Selbstverdemüthigung vor Irene, bald die Scham darüber, daß ihm, dem starken, stolzen Mann, wie einem armen Sünder von einer schwachen Frau vergeben werden mußte, und bald wieder der Aerger, daß sein Geist ihr gelobt, was seinem Fleische nun so schwer zu halten war. In solchen Stunden überflog ihn mitunter sogar gegen seine eigene Frau, als unschuldige Mitwisserin all' seiner Schuld, eine so düstere Empfindung, daß sie nahezu zum Haß gegen Irene sich verfinsterte. Und waren in der ersten Zeit auch zumeist noch neue gute Vorsätze bei diesem Reiter aufgefressen: in den letzten Tagen stieß er sie schon nach kürzester Gemeinschaft hohnlachend wieder herunter. — Waren das quälende, zornige Mitthe! . . .

„Zum Teufel! ist das ein ödes, reizloses Leben! Ich halt' es nicht länger mehr aus!“ stöhnte Herr von Goos heute Nachmittag, als sein neues Lieblingspferd, Espoir, ihn weit über seine Gutsmarkung in die Ebene hinausgetragen hatte.

Verfengtes Haideland dehnte sich vor ihm aus und er dachte wieder: „Gerade so ausgebrannt liegt fortan das Leben vor mir! O, wo sind sie hingeschwunden, all' die duftigen Rosenhecken, in deren Versteck ich einst so wohligh den Venusbecher ausgeschlürft? Strohtrocken klebt mir jetzt die Zunge am Gaumen, und bis in's Herz hinunter fühl' ich mich schal. Und das nennt man himmlische Wonnen sittlicher Befehrung? — Ha, ha, ha! — Altmodisches, abgestandenes Pfaffengeschwätz — weiter Nichts!“

Er hatte bisher sein Pferd im Schritt gehen lassen. Jetzt auf einmal, scharf hinauslugend, hielt er es an und, sich in die Bügel stellend, reckte er sich vom Sattel hoch auf. Wonach spähte er nur so begierig? — Es war ein

entfernter Punkt, wie ein Gehölz anzusehen. — „Ist das nicht Rottberg?“ fragte er sich stehend. „Ich hab' es zwar noch nie von dieser Seite liegen sehen. Aber, richtig! Jetzt gewahr' ich auch die Kuppel des Schloßthurms! Kein Zweifel mehr! Das ist es!“

Sein Auge funkelte. Schmunzelnd griff er sich an's vollbärtige Kinn und er überlegte dabei: „Wie wär's, wenn ich jetzt hinüber ritte? In einer halben Stunde könnt' ich's erreichen. Und ein einziges Mal muß ich ja doch noch hin! Ich kann die Schmach doch nicht auf mir sitzen lassen, als ständ' ich wie ein Weiberknecht unter'm Pantoffel! — Mach' ich es sogleich drum ab! Dann ist's geschehen!“

„Thu's nicht! Reite heim!“ — warnte ihn eine Stimme von innen, und sie klang genau so, als käme sie von Irene.

„Ei was! Alberner Skrupel! Warum soll ich nicht hinreiten? Ich muß es sogar, um mich dort als Mann, der seinen eigenen Willen hat, wieder in den gehörigen Respekt zu setzen. — Und wenn ich mich nebenbei auch nach dem Befinden der Comtesse erkundige, bin ich als Gentleman ihr diese Höflichkeit nicht schuldig? Um, ich brauch's meiner Frau ja auch gar nicht zu sagen, daß ich dort war. Wozu denn auch? Es würde sie nur unnöthig aufregen und ich habe den ewigen Disput satt bis zum Halse herauf. Drum jetzt auch ausgeführt, was doch nicht unterlassen werden kann! Und nun, vorwärts! Greif' aus, mein Espoir! — So sollst Du noch nie mit mir geflogen sein!“

Windschnell war Herr von Goos auch schon dahingejagt und nach zwanzig Minuten schwang er sich vom dampfenden Renner in den Rottberger Schloßhof.

Die Gräfin saß mit Ellinor im Speisezimmer so

eben beim Thee, als der Kammerdiener Herrn von Goos anmeldete.

„Er allein?“ fragte dessen Herrin freudig überrascht.

„Ganz allein, gnädigste Frau Gräfin!“

„Sehr angenehm! ich lasse bitten.“ Der Diener entfernte sich.

„Sieh', sieh', also doch!“ lächelte sie hochbefriedigt. Ellinor sah bewegt und scheu vor sich hin.

„Soll ich Dich allein lassen, Mutter?“ fragte sie.

„Gott bewahre! Diesmal bleibe nur hier und freue Dich dieses lieben Besuches!“

Herr von Goos trat auch schon ein und grüßte verbindlichst. „Schön guten Nachmittag, meine Gnädigsten! Wie freu' ich mich, Sie Beide daheim zu treffen!“

Hierauf küßte er zuerst der Mutter und dann der Tochter die Hand, mit nonchalanter Noblesse, darin es ihm nicht leicht ein Anderer zuvorthat.

„Ein ebenso unerwarteter, wie für uns erfreulicher Besuch, lieber Goos!“ erwiderte die Gräfin. „Sie trinken doch eine Tasse Thee mit uns?“

„Sie sind sehr gütig, verehrte Gräfin! Es heimelt mich hier so traulich an, daß ich Ihrer liebenswürdigen Einladung nicht wohl widerstehen kann. — Nur freilich, in solchem sehr wenig salongemäßen Reitkostüm“ . . .

„Bitte, lieber Goos, nur keine unnöthige Entschuldigung!“ unterbrach ihn die Gräfin. „Oder soll ich Ihnen vielleicht sagen, wie Ihre elegante Reittoilette Ihnen gut zu Gesichte steht? — Doch, Scherz bei Seite! gerade, daß Sie so zu uns gekommen sind, beweist mir, daß Sie nur als alter, lieber Freund uns heimsuchen wollten, und als solcher nehmen Sie nun auch Platz bei uns!“

Sie gab Ellinor einen stummen Wink. Diese stand auf und trat an das Büffet, um daraus eine Tasse zu entnehmen. Werner hatte zugleich seinen weichen Filzhut auf ein Eckschränkchen abgelegt und saß dann auf einem der Stühle, die den ovalen Theetisch umstanden, nieder. Ellinor's Platz war dem feinigen gerade gegenüber.

„Nach dem Wohlbefinden der gnädigsten Comtesse brauch' ich mich gottlob gar nicht zu erkundigen!“ nahm Werner nun lächelnd das Wort, „Ihr Aussehen wenigstens ist so blühend“ —

„Es war ja auch nur Migräne, die schnell, wie sie kam, wieder ging,“ fiel Ellinor erröthend ein.

„Zawohl“, ergänzte die Gräfin, „sonst dauerte sie oft Tage lang, und meine Tochter war mir ganz böse, daß ich neulich Ihrer gar zu großen Rücksicht für sie so schnell nachgegeben und Ihren lieben Besuch nicht länger festgehalten hatte. Ja, ja, einem so verwöhnten einzigen Kinde kann die Mutter selten etwas ganz recht machen. Nichtwahr, Du meine liebe Despotin?“

Gleich neckisch, wie ihr Wort war, lächelte die Gräfin ihre Tochter dabei an. Ein physiognomisches Kabinetsstück, das jedoch nur bei Werner verding. Ellinor fühlte sich dagegen höchst unangenehm berührt. Ihr Schweigen machte die Gräfin selber etwas verlegen und rasch half sie sich darüber hinweg.

„Aber, Kind, Du vergißt, unserem Gaste den Thee einzugießen! — Mit Sahne und Zucker bedienen Sie sich wohl am Besten selber, lieber Soos!“

„Pardon, Mama!“ erwiderte die Comtesse, goß Werner's Tasse am Theetessel voll und stellte sie wieder vor ihn hin. Fast konnte man bemerken, daß ihre Hand dabei ein wenig

zitterte. Wie schlank und weiß sie war, und doch auch wie voll, das vermochte Werner erst heut im Geheimen zu bewundern. Auch der Anblick ihres reichen welligen Haares, das ihrem edlen Gesicht erst den würdigen Rahmen verlieh, war ihm beim ersten Besuch unter dem Hute versagt geblieben.

Das brodelnde Wasser sang sein trauliches Lied. Vom offenen Fenster wehte würziger Heuduft herein, und goldene Sonnenlichter spielten auf den kunstvoll geschnitzten Figuren des Büffets — so recht eine Stimmung, um sich behaglich zu fühlen. Nur anderer Menschen hätte es dazu bedurft, weiter nichts.

So redegewandt sonst die Gräfin war, und auch Herr von Goos niemals lange nach dem rechten Worte zu suchen brauchte: das Schweigen Ellinor's, in deren Augen nun auch er jenen tief elegischen Zug entdeckte, von dem ihm schon Irene gesprochen, drückte gleichmäßig auf ihn, wie auf deren Mutter. Und doch durfte diese vor ihrem Gaste jetzt nicht gar zu auffällig auf Ellinor einwirken, um sie heiter und gesprächig zu machen. Die Unterhaltung wollte nun auch hier nicht besser in Fluß kommen, als schon beim ersten Besuch in Goos, und doch hätte das einfachste Mittel dagegen zu Gebote gestanden. Brauchte sich die Gräfin doch nur nach Irene's Befinden zu erkundigen, oder Werner von den jungen Eheleuten irgend ein anknüpfendes Wort fallen zu lassen! Und die einzige Ellinor, die diese beiden so natürlichen Fragen von Herzen gern gestellt hätte, wagte das wieder nicht vor der Mutter und schwieg deshalb. So war's ein gedankenloses Hin- und Herreden von dem günstigen Erntewetter, und den Aussichten auf die Herbstjagden, so wenig diese Gespräche Werner auch interessiren

machten. Dann aber begann er selber von den neuen Pferden des gräflichen Stalles zu reden, lobte dieselben über die Maßen, ließ sich über deren Racen weitläufig aus und hatte somit ein Thema gefunden, in dessen Behandlung er mit seinen gründlichen hippologischen Kenntnissen sich nun den gewaltigsten Respect verschaffen konnte. Die Comtesse, als passionirte Reiterin, war jetzt unwillkürlich mit in's Gespräch gezogen worden. Ihr erst apathischer Gesichtsausdruck belebte sich zusehends und brachte dessen volle eigenthümliche Schönheit, in ihrer Verschmelzung von germanischer und ungarischer Race, erst recht zur vollen Geltung. Ein Wort gab nun das andere. Werner erzählte ihr aus seinen eigenen Erlebnissen manches reiterliche Wagestück, dagegen schilderte sie ihm ihre Parforceritte in Ungarn, diesem wahren Vaterlande verwegener Reitkunst. Ihren Worten, Blicken und Bewegungen entquoll jetzt immer mehr ihr naturwüchsiges, heißblütiges Temperement und die ungarische Race der Mutter schlug endlich so energisch bei ihr durch, daß Werner davon berauscht zu ihr hinsah, als sei feuriger Ungarwein in sein norddeutsches Blut gegossen worden.

Ellinor ward bewältigt von seinen dunkelsprühenden Augen und auch sie verspürte nun den magnetisch bestrickenden Zauber seines Blickes, von dem ihr die Mutter schon früher soviel vorgeredet, und den sie stets nur für eine phantastische Uebertreibung gehalten hatte. Ein wonniges Zittern durchfuhr sie. Und doch fürchtete sie sich jetzt vor der unheimlichen Gewalt dieses Mannes!

Jeder Blick, jede Miene der Beiden, war unterdessen von der Gräfin belauert worden. So hatte sie's gewollt, und sie triumphirte heimlich, daß es nun so gekommen war. Und wieder durchflamnten jene früheren Blitze sündigen

Begehrens ihr Gehirn. Der Donner des Gewissens war aber diesmal völlig ausgeblieben, nicht einmal aus weitester Ferne war er mehr hörbar. Warum denn auch nicht? Gegen ihre größte Feindin und Verächterin, Irene von Goos, hatten nun alle skrupelhaften früheren Rücksichten zu schweigen. Konnte sie denn auch für Ellinor's bedenklich vorgeschrittene Jahre einen geeigneteren Mann erhaschen, als gerade diesen, der gewiß auch ihr selber ein gleich gefügiger Schwiegerohn sein würde? Dabei war er ungemessen reich, und ihre eigenen hiesigen Einkünfte, so groß sie ihr auch anfangs erschienen, fand sie jetzt nachträglich durch die von ihrem Manne gemachten Schulden aufs Fragwürdigste verringert. — Daß aber Werner schon erwachsene Kinder hatte? — Pah, gerade das war ihr recht. Viel besser doch, als wären sie ganz klein, die noch der Mutter bedurften. Nein, Alles, Alles war an diesem Manne ihr höchst erwünscht und um jeden Preis mußte er nun eingefangen werden für Ellinor so gut, wie für sie selber.

Der Beiden Gespräche war zu Ende gekommen, und die Comtesse ließ wieder den erst lebhaft erhobenen Kopf ein wenig niedersinken. Dabei umwob ein seltsam wehmüthiger Zug ihr Gesicht. Bereute sie vielleicht nachträglich, daß sie ihrem feurigen Temperament so frei hatte die Zügel schießen lassen? Oder beschlich sie jetzt der Gram darüber, daß ihre für Werner jählings erwachte Leidenschaft doch nur eine hoffnungslose bleiben müßte? Oder ängstigte sie sich selber vor dieser?

Auch Herr von Goos versank in düsteres Nachsinnen. Er gedachte mit einem Male seiner Frau und Kinder daheim. Wenn Irene ihn jetzt hier sitzen sähe, was würde sie dazu sagen und wie sollte er sich vor ihr rechtfertigen?

Nicht ein einziges Mal war nur ihr Name genannt worden, nicht von ihm und nicht von den Andern! Und warum ward dieser so verschwiegen?

Zu erschlassender Schwüle fühlten die Beiden jetzt die spätsommerliche Luft umgewandelt. Auch die Gräfin verspürte das an sich und rasch entschlossen machte sie dieser peinlichen Stille ein Ende.

„Jetzt, mein lieber Goos, müssen Sie doch auch unsern Park sich ein wenig ansehen“, sagte sie, sich erhebend. „Das letzte Mal hatten Sie ja gar keine Zeit dazu! Heute jedoch hoffe ich, werden Sie mir zugestehen, daß auch draußen aus der früher verwahrlosten Bettlerin eine ganz salonsfähige Dame geworden ist. Sie haben doch Lust zu einem kleinen Spaziergang?“

„Sehr gern, meine Gnädigste!“ erwiderte Werner, der gleichfalls froh war, nach seiner heißen Erregung frische Luft zu schöpfen. Und auch er war aufgestanden.

„Kommen Sie denn, lieber Goos“, sagte sie dann, „und meine Tochter werden Sie freundlichst entschuldigen, daß sie uns nicht begleiten kann.“

Ellinor stuzte, da ihr der Grund für ihr Zurückbleiben nicht erklärlich war. Sogleich aber erfuhr sie ihn, als die Mutter, mit erheuchelter Sorge ihr Gesicht betastend, wieder das Wort nahm.

„Ich seh' es nur zu gut deinen gedrückten Augen an, liebes Kind, daß dein Kopf wieder recht leidend geworden ist. Ihre vorigen Reitergespräche, lieber Goos, waren aber auch etwas gar zu erregend, und aus alter Erfahrung weiß ich, daß nur die augenblickliche äußerste Ruhe dies perniciöse Uebel abschneiden kann. Drum komm, liebes Kind, leg' Dich ein wenig auf das Sopha und laß die

Gardinen herunter! In einer halben Stunde kannst Du dann wohl uns nachkommen! Wir werden nur um den Parkteich promeniren, so weißt Du, wo Du uns zu suchen hast!"

"Was hat sie wieder mit mir vor, und was bezweckt sie dabei?" fragte sich Ellinor schmerzlich betroffen und sie stand noch unschlüssig da, ob sie nicht dennoch mitgehen sollte. Die Mutter, die dieses rasch bemerkte, tätschelte sie an den Schläfen: "Du willst doch eine gehorsame Patientin sein, meine gute Ellinor und Dich erst ausruhen?"

Mit einem gedrückten: "gewiß, Mutter!" verließ sie dann durch eine Seitenthür das Eßzimmer, nachdem sie noch Werner's Verbeugung leicht erwidert hatte. Im Grunde war sie froh, daß sie ihr auf's Höchste erregtes Herz erst ein wenig ausruhen lassen durfte.

Wiel weniger glücklich über Ellinor's so unerwartete Entfernung war Werner, doch hatte er ihrer Mutter vorhin nicht zu widersprechen gewagt.

Er bot der Gräfin galant den Arm, und kurz darauf begannen sie auch schon am Rande des Schloßteiches ihren Rundgang. — Er sprach sein volles Lob aus über den gepflegten Anblick des Parkes, aber er that es doch nur zerstreut, wie Jemand, der andere Gedanken hat. Wäre es angegangen, so hätte er fort und fort nach Ellinor sich umschauen mögen, ob sie sich noch nicht zu ihnen gesellte. Das sollte jedoch noch eine halbe Stunde dauern. Welch' ewig lange Zeit für seine unbefriedigte Sehnsucht, die ihn Frau und Kinder daheim völlig vergessen ließ!

Auch dieses errieth sofort der seelische Scharfblick seiner Begleiterin. Ihr erster Zweck: durch das Fernhalten von Ellinor Werner's Verlangen nach ihr nur noch künstlich zu

steigern, schien ihr schon erreicht, und auch der zweite: nun mit Werner ganz allein sich aussprechen und ihre weitere Miniarbeit in seinem schwachen, zerkochten Herzen beginnen zu können.

„Ach, lieber Goos, lassen Sie doch Ihr Lob über den Part!“ leitete sie geschickt ihren Plan nun ein, „denn sagen Sie selbst: was würde mir all' diese äußerliche Schönheit heutigen Tags viel nützen, wenn ich noch mit demselben Herzen hier herumgehen müßte, wie einst vor vielen, vielen Jahren? Wie eine schwere Kette schleppte ich ja damals hier die Lüge meiner Ehe hinter mir nach und dieser nämliche Schloßteich verlockte mich gar oft zu dem Gedanken: mein inneres Elend auf dessen Grund für immer zu begraben. Großer Gott! was war das ein Kämpfen und Ringen in mir! Auf der einen Seite mein unerträgliches eheliches Unglück, auf der andern Religion und Moral, die ich damals freilich noch völlig mißverstanden hatte! Endlich, endlich, nach unsäglichen Seelenqualen war mir die erlösende Wahrheit aufgegangen: nein, keinen gottlos verzweifelten Selbstmord! Aber die Lüge meiner Ehe vernichten, bevor sie mich selber zu Tode martert, ja, das darf ich nicht nur, das muß ich sogar im Stande der Nothwehr, und der Gott der ewigen Wahrheit erlaubt es mir. — Sehen Sie, mein mein lieber Goos, das waren meine Gedanken, die mich damals zur Flucht aus unerträglichem Verhältnissen bewogen hatten, und in der nämlichen Stunde, als Sie selber in der Welcker Dorfkirche den Trauring sich angesteckt, hatt' ich den meinigen zerbrochen und jene Lügenkette davor zerrissen niedergelegt, um in meiner Heimath nur noch meinem Kinde leben zu können. Achten Sie mich deshalb geringer, lieber Freund, weil ich so als Frau und Mutter gehandelt, wie ich es nach meinem Herzen gemußt?“

„Nein, verehrteste Gräfin!“ betheuerte Werner. „Ich bewundere sogar Ihren Muth, die Lügenkette Ihrer Ehe so energisch zersprengt zu haben. O, wie viel Andere thäten gut daran: Ihr furchtloses Beispiel nachzuahmen!“

Tief seufzend legte er seine Hand in die ihrige, und eine Fluth dunkler Gedanken durchschwohl sein Herz.

„Armer Mann!“ sagte die Gräfin lauernd und sah ihm dann voll erheuchelten Mitleids in die düsteren Augen.

In unruhiger Zerstreutheit schaute sich Werner wieder um, ob Ellinor noch immer nicht aus dem Schloß heraustrreten käme.

Auch dieses entging der Gräfin nicht und sie sagte:

„Ellinor scheint sich noch nicht ganz wohl zu fühlen, sonst wäre sie gewiß schon nachgekommen. Das gute Kind! Sie glauben nicht, lieber Goos, wie herzlich meine Tochter Sie verehrt, und Sie dürfen sich etwas darauf einbilden! Sie ist ein gar eigenartiges Geschöpf. Wer sie nicht näher kennt, möchte sie vielleicht kalt und herzlos nennen und, du lieber Gott! wieviel höchst begehrenswerthe Männer waren ihr in Ungarn schon zu Füßen gelegen, von denen sie keinen einzigen erhört! Und wissen Sie auch, warum nicht?“

„Nun?“ fragte Werner gespannt.

„Eigentlich sollt ich es Ihnen gar nicht sagen, lieber Goos“, erwiderte sie lächelnd, „weil es meinerseits eitel klingen möchte. Und doch ist es so. Weil meine Tochter bisher bei mir so völlig ausgefüllt war in all' ihren Wünschen und Bedürfnissen, daß sie es nie über's Herz bringen konnte, als Frau eines Andern sich von mir trennen zu müssen. Ist das nicht eine rührende, selbstlose Anhänglichkeit an eine Mutter?“

„Das beredteste Zeugniß für Sie selber, gnädigste Gräfin“, warf Werner zerstreut und ungeduldig hin.

„Die Comtesse wird wohl nicht mehr kommen?“ fügte er dann hinzu, „und ich werde Sie wohl bitten müssen, daß ich mich drinnen von ihr verabschieden darf.“

„Wollen Sie uns denn schon so schnell verlassen?“ fragte die Gräfin unangenehm überrascht. „Ich hatte sicher darauf gehofft, daß Sie in der Veranda noch ein Glas Wein trinken würden; dann kann Ellinor bei uns ebenso gut frische Luft schöpfen. Sie wollen doch noch ein wenig bleiben?“

„O sehr, sehr gern; ich habe noch überflüssig Zeit dazu!“ erwiderte Werner wieder freudigst angeregt.

Arm in Arm, wie sie herausgegangen, schritten sie nun auch dem Schlosse zu und sprachen kein Wort mehr zusammen.

In ihrem Boudoir lag Ellinor unterdessen auf dem Sopha hingelehnt, und auch die Gardinen hatte sie niedergelassen, wie's ihr die Mutter gleichfalls angerathen. Ihr Kopf freilich litt nicht an der ihm angedichteten Migräne, um so weher that ihr das Herz. Wie sie auch die Hand dagegen preßte, sie konnte dessen Hämmern nicht zur Ruhe bringen. Und wie sie auch die Augen geschlossen hielt, immer und immer sah sie diesen Herrn von Goos vor sich stehen, den Mann mit den seltsamen Augen. Bis in den Grund ihres Herzens hinunter spürte sie dessen Blicke dringen, bald wie zwei durchbohrende Dolche, bald wie süß berauschenden Balsam. Wie's einst Treenen ergangen, so geschah es nun auch ihr. „Aber“, sagte sich Ellinor seufzend, „damals war dieser Mann ja noch frei und konnte sein Herz nach Belieben verschenken. Doch jetzt? Wehe über die Sünde dieser Augen und auch über die andere meiner eigenen Seele!“

Dann wieder sah sie Werner's Frau vor sich stehen

und sie anschauen mit einem Gesichte, so traurig, daß sie sich in die Erde hätte verkriechen mögen, um dem leidvollen Vorwurf dieser stummen Miene zu enttrinnen.

„Was willst Du von mir, Du arme Frau?“ ächzte sie jetzt auf. Rasch öffnete sie die Augen, und, als stände die Andere noch immer vor ihr da, stieß sie hervor: „Ich habe deinen Mann ja nicht hergelockt und will Dir ihn auch nicht nehmen! Ach nein, nein! Was kann ich dafür, daß er hinter deinem Rücken heute zu mir hergekommen? O, hätt' ich ihn doch nie, nie wiedergesehen!“

Dann setzte sie sich hoch auf. Noch verfinsteter ward ihr Blick und ihre Hand erhob sich. „O Mutter! was hast Du mit mir vor? Ach, daß Du mich nur als Leiche hier wiederfändest! Wie eine Erlösung wollt' ich den Tod willkommen heißen!“

Da stand auch die Mutter schon vor ihr da. Das Halbdunkel des Zimmers verbarg ihr Ellinor's Gesicht. Jetzt zog sie die Gardinen hinauf. Wie sie da vor der eigenen Tochter erschrak!

„Um des Himmels willen, Ellinor! wie siehst Du aus? Was ist Dir? Fühlst Du Dich krank oder hattest Du eben etwas Schreckliches geträumt? Komm zu Dir, mein Kind! Sieh' her, es ist ja heller Tag und nicht das Mindeste geschehen, was Dich beunruhigen könnte! Komm, setze Dich mit mir auf die Veranda! Die frische Luft wird Dir wohlthun, und trink' ein Glas Wein, das stärkt Deine Nerven!“

„Mit Dir allein, Mutter?“ fragte sie mit bange forschendem Blick.

„Nein! Natürlich wird auch Herr von Goos bei uns sein“, antwortete diese etwas verzagt und ergriff dann ihre Hand. „Komm, Kind, gehen wir herüber!“

„Nein!“ wehrte Ellinor mit aller Entschiedenheit ab. „Laß mich hier bleiben! Erst hast Du mich als eine Leidende zum Ausruhen hierher verwiesen, wo ich's nicht gewesen bin! Unterdessen bin ich's wirklich geworden, leidend im höchsten Maß, drum gönne mir auch jetzt die mir unerläßliche Ruhe!“

„Woran leidest Du, mein Kind? Du giebst mir wohl nur ein Räthsel auf?“ wollte die Gräfin scherzhaft thun.

„Nein, Mutter, es ist mir bitterer Ernst damit“, be-theuerte Ellinor, und ihre Miene ließ an ihren Worten keinen Zweifel mehr aufkommen.

Der Gräfin fehlte jetzt Lust und Muth, sie näher um das Wesen ihres Leidens auszufragen, sie begriff es ohnedem nur zu gut. Musste sie sich für ihre geheimen Pläne nicht sogar heimlich darüber freuen? Sie fragte deshalb auch nur im sanftesten Tone:

„Aber für einen Augenblick kannst Du doch mit herüber kommen? Herr von Goos hat sich von Dir ja gar noch nicht verabschiedet.“

„So sag' ihm eben“, erwiderte sie tonlos, „daß ich noch immer sehr an Migräne litte und ihm einen glücklichen Heimritt wünschte! Ich kann unmöglich mit Dir gehen.“

„Nun gut, mein Kind! Es wäre ja thöricht und lieblos von mir, Dich länger zu etwas drängen zu wollen, was ich von Dir gewünscht und auch der Anstand Deinerseits erfordert hätte. So bleib' nur recht ruhig, daß Du Dich bald wieder völlig erholst!“

„Ich danke Dir, Mutter“, sagte noch Ellinor, und die Gräfin verließ sie, verhaltenen Aerger über deren Weigerung und versteckte Freude über ihr so verheißungsvolles Leiden in einem und demselben Mutterherzen mit hinübertragend.

Ellinor sank hochathmend wieder auf's Sopha nieder und mit übergelehntem Kopfe preßte sie auf's Neue die Hände vor's Gesicht.

Herr von Goos wartete schon in der Veranda auf die Gräfin, die jetzt, betrübt thugend, zu ihm hereintrat.

„Unsere liebe Ellinor fühlt sich leider noch immer so unwohl, lieber Goos, daß sie sich's zu ihrem tiefsten Verdauern versagen muß, Ihre sympathische Gesellschaft noch länger genießen zu können. So müssen Sie denn mit mir allein fürlieb nehmen und sich durch den herzlichen Abschiedsgruß entschädigen lassen, den meine Tochter aus ihrem Krankenzimmer Ihnen durch mich übersendet!“

„Aber es ist doch nur wieder die alte Migräne?“ fragte er, fast unmuthig.

„Hoffen wir's, daß es nichts Schlimmeres ist, lieber Werner,“ erwiderte die Gräfin mit seltsamem Lächeln, „aber nach dem ganzen, plötzlich so sehr veränderten Wesen Ellinor's scheint mir bei ihrem Leiden doch auch ein psychisches Moment stark mit im Spiele zu sein; nun ja, wie's mitunter so vorkommt. Und so darf ich ja wohl zum lieben Gott vertrauen, daß Sie bei Ihrem nächsten, hoffentlich recht baldigen Besuch das gute Kind wenigstens körperlich wieder wohl finden werden.“

„Vermöchte mein eigener Wunsch zur baldigsten Wiederherstellung der Comtesse etwas beizutragen, dann müßte diese noch heute vor Nacht vollendet sein,“ erwiderte Werner bedeutsam. „Nun aber möcht ich doch bitten, mich von Ihnen verabschieden zu dürfen, denn es wird Nacht.“

„Unter diesen Umständen will ich Sie auch gar nicht mehr aufhalten,“ fügte die Gräfin hinzu, „und Ihr so dringlicher Wunsch für Ellinor's baldige Genesung, den ich

ihr sogleich mittheilen werde, wird die heilsamste Arznei für sie sein.“

Herr von Goos war jetzt aufgestanden, und schon wollte er zur Treppe hinunter schreiten, die von der Veranda in den Park führte, als ihr Arm ihn nochmals zurückhielt. Sie sah ihm dabei feierlich in die Augen. Das ganze Raffinement der früheren leichtfertigen Kokette war in der matronenhaften Frömmlerin jetzt wieder auferstanden und sie sagte pathetisch:

„O mein lieber Werner, wie ganz anders gehen Sie heute von hier fort, als Sie hergekommen sind, und als welch' ganz andere Menschen lassen Sie mich und meine Tochter hier zurück! Warum hat Ihnen aber auch der Himmel solche Augen gegeben, deren Blicken man blindlings vertrauen muß? Und nun gehen Sie in Gottesnamen! Ich habe genug gesagt, vielleicht schon zuviel! Doch ich denke, daß wir uns verstanden haben. Glücklichen Heimritt und recht baldiges, nicht minder glückliches Wiedersehen für mich, wie besonders auch für Ellinor! Gute Nacht, Sie lieber, edler, treuer Freund!“

„Und ich komme wieder, recht bald,“ rief Werner in losbrechendem inneren Sturm, „doch als ein Anderer werd' ich wiederkehren, als der heut ich hergeflogen bin. Als Kettenzerbrecher! — Verstehen Sie mich wohl? — Nur noch einen letzten schweren Kampf muß ich hinter mir haben! Doch, wenn ich dann wieder hierher komme, mit einem zersprungenen Ring in der einen Hand und einem ganz neuen in der andern: können Sie mir schon heute verbürgen, daß ich der Tochter dann eben so willkommen sein werde, als wie Ihnen, der Mutter?“

„Ja, Werner, kommen Sie nur! Zu mir, und auch zu Ellinor!“ betheuerte die Gräfin mit erhobener Hand.

Dann noch ein gegenseitiger, verständnißsinniger Händedruck und mit rascher Wendung war Werner durch die Thür der Veranda verschwunden.

Die Gräfin kehrte sehr erregt in ihr Zimmer zurück.

Und schon ritt Herr von Goos wieder heimwärts auf einem andern Weg, als auf dem er hergekommen war, auch nicht sturmschnell, wie damals, sondern in langsamem Trabe. Auch dieser brachte ihn ja noch früh genug nach Hause.

Draußen hatte sich jetzt bei ganz klarem Himmel ein heftiger Sturm erhoben. Die Wipfel und Alleebäume wurden von ihm unbarmherzig hin und her gepeitscht und die vollbelaubten Zweige ächzten dabei, wie Menschenstimmen. Im Westen übergieß die Goldfluth des Abendrothes das Firmament. In Werner's Herzen aber war's Nacht geworden, eine schauerliche Nacht voll quälender Gedankenspenster. All' der Giftsame, den die Gräfin heute Nachmittag mit so geschickter Hand darin ausgesäet, war jetzt allmählig aufgegangen. Aus hoch emporgeschossenem Unkraut sah Ellinor's bleiches, verlockendes Bild hervor. Als dann die Gooser Schloßthürme, gleich zwei zum Himmel deutenden Fingern, aus der Ferne hervortauchten, stieß Werner einen jähen Seufzer aus. Er wäre jetzt lieber in jähem Tod vom Pferde gesunken, als wieder zu Sener zurückgekehrt, für die er den letzten Rest seiner Liebe heute begraben hatte.



Viertes Buch.



Erstes Kapitel.

Bei seinen früheren Berliner Ausflügen hatte Herr von Goos eine große Übung darin erlangt, den falschen Angaben über sein Draußensein den Mantel der Glaubwürdigkeit umzuhängen und diese durch seine Mienen als ehrliche Zeugen bekräftigen zu lassen. So war's ihm auch heute nach seiner Rückkehr von Schloß Rottberg nicht schwer geworden, vor Irene mit seinem mehrstündigen und ziemlich gefährlichen Ritte sich zu brüsten, auf dem er mit seinem jungen Esprit ein paar Duzend der stärksten Hindernisse, wie ein Vogel in der Luft, genommen haben wollte.

Es war kurz vor dem Abendbrot, als er, mit seiner Frau noch im Wohnzimmer sitzend, ihr diese verwegenen Reiterstücke heute ganz besonders umständlich erzählte. Trotz seiner heitern Miene ward Irene jedoch von einem Schauer nach dem andern überrieselt und sie sagte: „Aber, guter Werner, war's denn auch nöthig, ohne allen Zweck dein Leben in solche Gefahr zu bringen? Das heißt doch Gott versuchen!“

„Geh' doch!“ fiel er lachend ein, „das ist für einen Reiter meines Ranges nur ein Kinderspiel und nun einmal

meine Passion. Wollte man immer Angst um sein bißchen Leben haben, dann dürste man sich überhaupt auf keinen Gaul mehr setzen, denn auch beim frömmsten, wenn er just stolpert, kann man ganz gemächlich den Hals brechen.“

„Das verhitte Gott!“ sagte sie noch und gab diesem ihr unsympathischen Gespräch eine andere Wendung.

„Wolf und Lisl sind auch erst vor einer halben Stunde heimgekommen; es war recht schade, daß nicht auch Du dabei sein und es mit ansehen konntest.“

„Warum und was denn?“ fragte er stutzend.

„Denke Dir nur, da kam vor einer Stunde der letzte Erntewagen schwer beladen den Schloßberg herauf geschwankt, über und über mit grünen Guirlanden behangen. Auch die vier Pferde, die ihn heraufzogen, trugen Blumenbüschel auf den Köpfen nebst Bandrosetten am Geschirr und mit Laubwerk verziert waren die Hüte der Knechte, die das Biergespann am Zaume führten. Hinterdrein folgte dann die ganze Schaar von Knechten und Mägden. Auch diese trugen je eine Blume am Wams oder vor'm Nieder, und sie sangen und jubelten dazu, daß Einem das Herz ganz wohl that über deren harmloser Freude.“

Werner mußte wohl bei dieser Erzählung ganz anders empfunden haben, denn nicht der leiseste freudige Zug war in seinen Mienen wahrzunehmen, so daß Irene schon etwas verzagter fortfuhr: „Und dies Alles hatte Lisl ganz allein so angeordnet, um Wolf damit eine frohe Ueberraschung zu bereiten. War dies nicht lieb und sinnig von ihr? Und als ich sie fragte, wie ihr dies nur eingefallen wäre, da erklärte sie mir, daß es gerade so bei ihrem seligen Vater in Strelow immer der Brauch gewesen und sie schon als kleines Kind einen solchen Festzug mit angesehen hätte. — Aber sieh’

nur her, lieber Werner, auch an uns Beide hat unser Schwiegertöchterlein gedacht!“

Sie deutete auf zwei, in Vasen befindliche Feldblumensträuße und fuhr fort: „dieser größere hier ist für Dich, für mich dieser kleinere, und auch jeder davon von ihr selber gepflückt. Wir können wirklich dem lieben Gott nicht genug für sie danken. — Das meinst Du doch auch?“

„Natürlich!“ erwiderte er kalt. Er hatte jetzt keinen Sinn für derlei Empfindungen. Sich zerstreuen und vergessen wollte er, oder noch lieber, sich austoben in irgend einem Streit. Deshalb brach er nun auch den Anlaß dazu vom Zaun und er fragte spitz: „Nun, und warum hat sich dies Alles hinter meinem Rücken zugetragen? Ich dachte doch, daß ich, als zur Zeit noch ausschließlicher Schloßherr von Goos, wohl das meiste Recht gehabt hätte, als Allererster zu dieser idyllischen Komödie mit eingeladen zu werden, zumal, wenn der Pächter, zu dessen Ehren sie inscenirt worden, auch noch mein eigener Sohn ist.“

„Sei nicht ungerecht, Werner!“ bat Irene. „Das Alles hatte ja für uns Alle, auch für Dich, eine Ueberraschung sein sollen. Nur der alte Burckhardt war mit Lisl im Einverständnis und von ihr ersucht worden, Wolf heute Nachmittag so lange mit Rechnungen in der Kanzlei zurückzuhalten, bis sie ihn gegen Abend darin abholen würde. Immer wieder fragte sie nach Dir, und wann Du wohl heimkommen würdest. Ich wußte mir diese dringliche Frage gar nicht zu erklären und vertröstete sie auf dein baldiges Heimkommen. Dann aber, als es schon Abend geworden, holte sie den lieben Wolf endlich von der Kanzlei zu mir herüber, und vom Fenster unseres Wohnzimmers aus hatten wir dann diese Ueberraschung mit angesehen. Das Einzige, was

unsre Freude dabei trübte, war deine Abwesenheit. Und nun sag' selber, lieber Werner, kannst Du den Kindern noch immer böse darüber sein, daß Du eben zu spät heimgelommen bist?"

Schon während dieses letzten Satzes scholl durch das offene Thurmfeuster des Zimmers vom nahen Dorfe her gelende Tanzmusik und schon wieder warf Werner die ärgerliche Frage hin: „Nun, und der Spektakel im Dorfe drüben hängt wohl auch mit dieser Idylle zusammen? Ja, vielleicht erniedrigt sich der Herr Sohn mitfammt der Frau Schwiegertochter wohl gar zu einem patriarchalischen Länzchen mit Stallbirnen und Pferdeknechten? Eine saubere, neue herrschaftliche Wirthschaft!"

„Sei doch nicht so unmuthig, Werner, wegen einer solch unschuldigen Sache!“ suchte Irene wieder zu besänftigen. „Es wird im Dorfwirthshaus eben ein kleiner Ernteschmaus abgehalten und dabei auch ein Länzchen gemacht. Das war bei den Eltern in Welleg stets ebenso. Gott, was ist denn dagegen viel einzuwenden? Die Arbeit war schwer und dauerte lange. Du wirfst doch auch den braven Leuten, die ohnedem nicht viel Vergnügen auf der Welt haben, das Bischen Lustigkeit gönnen wollen!“

„Sawohl, wenn die Herrschaft sie bezahlt!“ polterte er weiter. „Ei, der Herr Sohn scheint ja das Geld nur so zum Hinauswerfen zu haben! Und dann lamentirt man noch über niedrige Getreidepreise!“

„Ach, Werner“, erwiderte Irene jetzt schon etwas bitter, „wenn Wolf kein anderes Geld verschwendet, als dieses, dann wird er um dieser paar Thaler willen gewiß nicht verarmen. Wollte Gott, es würde niemals für etwas Schlechteres, als fleißigen Diensthoten einmal eine vergnügte Stunde zu machen, das Geld hinausgeworfen!“

„Na, Du natürlich entschuldigst ihn immer!“

Mit diesem Vorwurf stand er auf und sagte noch: „Ihr könnt diese Bauernkomödie heut Abend allein weiter spielen! Mir selber sind solche sehr übel angebrachte Hätzcheleien des gemeinen Volkes in der Seele zuwider. Das Abendessen soll mir auf mein Zimmer gebracht werden! Und damit Gott befohlen!“ —

Ohne Gruß, ohne ihr nur die Hand zu geben, schritt er zur Thür. Sie blieb, von ihrer Betrübnis festgebannt, auf dem Stuhle sitzen.

Die schrillen Klänge von Geigen und Klarinetten waren im Speisezimmer noch immer zu hören, als Irene und Dora, Wolf und Elisabeth, beim Abendbrote saßen, so tief betrübt, als ob das Haupt der Familie im großen Saale droben auf dem Paradebett hingestreckt läge und seine Hinterbliebenen, nur dem Zwange leiblicher Nothdurft weichend, hier unten zu Tische saßen.

Gern hätte die Mutter den Vorfall mit dem Vater ihren Kindern verheimlicht, als vorhin Dora und dann die jungen Eheleute zu ihr erst in's Wohnzimmer gekommen waren, da sie den Speisesalon noch leer und unbeleuchtet gefunden. Der Uebergang von harmlosester Freude zu herbster Betrübnis war jedoch diesmal bei Irene ein so unvermittelt rascher gewesen, daß sie auch mit der größten Anstrengung ihr Weinen nicht zurückhalten konnte. Das Einzige, was sie zuerst herausbrachte, war: „Kommt, Kinder, hinüber zum Essen! Es ist nichts so Arges, als Ihr Euch vielleicht vorstellt!“ —

Ja, wär's nur Werner's falsch aristokratische Abneigung

gegen dieses ländliche Fest gewesen, so hätte sie auch diese, wie schon so manch' andere, viel unvernünftigere Antipathie, mit klugem Schweigen heut Abend hingenommen. In der ganzen Art jedoch, wie er vorhin geflissentlich Streit mit ihr suchte, nur um seinen Unmuth gegen sie auslassen zu können, empfand sie zu gut, daß heute Nachmittag ihm wohl etwas ganz Außergewöhnliches begegnet sein mußte. Da war ihr auf einmal siedheiß der Argwohn in's Herz geschossen: war er am Ende gar in Schloß Rottberg gewesen? Und zu welchem Zweck? — Die bösesten Ahnungen stiegen in ihr auf. Nicht aus Eifersucht, nur aus tiefer, angstvoller Trauer um ihn.

Davon aber verrieth sie aber beim Abendbrote kein Sterbenswort. Vielleicht war ja dieser Argwohn auch nur ein übereilter gewesen und wie hätte sie mit ihren Kindern darüber reden sollen? So sagte sie ihnen auch nur, daß der Vater an dieser ländlichen Feier eben kein besonderes Gefallen gefunden, da solches gemeinsame Vergnügen von Herrschaft und Dienstleuten sich mit seinen Ansichten nicht vertrüge, und, um mit dieser Streitfrage keinen Mißton in den Abend zu bringen, habe er sich das Nachessen auf seinem Zimmer auftragen lassen. Seine Abwesenheit ganz zu übersehen war nicht möglich. So glimpflich sie aber auch den ganzen Vorfall ihren Kindern darstellte, diese Schonung hatte ihr doch sehr wenig genügt. — Zum heftigsten Unmuth gegen den Vater war Wolf sogleich aufgereizt worden. Dora, die den Vater ohnedem nur aus Pflichtgefühl liebte und dafür um so zärtlicher an Mutter und Bruder hing, vermehrte seine Erregung noch durch die ihrige. Nur Elisabeth, die sich an diesem ersten häuslichen Kummer, den sie miterlebte, als die alleinige Schuldige fühlte, schwieg und ließ, wie ein

weinendes Kind, das schöne Köpfchen hängen. Die Mutter, der es nie Bedürfniß war, Del in's Feuer zu gießen, trauerte fort und fort den Balsam ihrer Zusprache auf die Wunden ihrer Kinder. Doch es half nicht mehr viel, den Anderen so wenig, wie ihrem eigenen Herzen. Jedes der Viere aß kaum einen Bissen. Nur nach dem Wasserglase griffen sie mitunter.

Das war die allererste Stunde, in der auch Elisabeth's junges, fröhliches Leben in die düstere Tragik dieses Hauses mit hineingezogen wurde! —

Von drüben klang die Musik noch immer herein und die Knechte tanzten mit den Mägden lustig drauf zu. Alle Blumen prangten noch an ihren Hüten und Niedern. Die anderen, welche ihre junge Herrschaft sich angesteckt, hatten, wie vom Nachtreife jählings getroffen, allen Glanz und Duft schon eingebüßt. . . .

Und das Familienoberhaupt? — Ihm mundete droben in seinem Zimmer das Abendbrot gleichfalls sehr schlecht, um so durstiger that er der Weinflasche Genüge, so daß er sich schon die zweite hatte vorsetzen lassen. Bei all' seinen sonstigen Schwächen war er bis jetzt doch niemals ein Trinker gewesen. Nur in den letzten Wochen hatte er das Maß dann und wann überschritten, wenn er seine Gedanken betäuben oder sich neuen moralischen Muth antrinken wollte.

Zusammengekauert saß er mit gläsernen Augen am Tisch, stützte den schweren Kopf in beide Hände und stierte auf das leere Weinglas hin, das er eben wieder in einem Zug ausgeleert hatte. Auch die zweite Flasche stand schon halb geleert neben der ersten.

„Soll ich noch eines trinken?“ lallte er jetzt vor sich hin. „Am Besten wär's, und dann noch eines und wieder

eines! — Aber freilich, auch sie sollte dabei mittrinken und fort und fort mit mir zärtlich thun müßte sie, bis wir Beide ganz trunken wären vor seligem Liebesrausch, und Arm in Arm und Mund an Mund müßten wir dann mit einander hinüberschlafen in das ewige Nichts. Ha, ha! Das wäre so ein Sterben nach meinem Geschmack!“

Eine gelle Lache schlug er dabei auf. Dann dehnte er in langem Gähnen beide Arme. Auf einmal fuhr er wieder zusammen und sah mit großen Augen vor sich in's Leere, als wenn ihn plötzlich Jemand wach gerüttelt hätte, und der Rest eines wüsten Traumes ihm noch verworren zum Bewußtsein käme.

„Sterben?“ fragte er, plötzlich ernüchtert, „warum denn sterben wollen? — Unsinn! — Das bleibt ohnedem nicht aus und kommt noch immer zu frühe! — Nein, leben, noch recht lange leben will ich, wo ich mich an Leib und Seele noch wie einen Jüngling fühle, ja, wie einen jungen Gott! — Ja so, nun entsinn' ich mich wieder: nur mit Ellinor hatt' ich mir ja zu sterben gewünscht! — Warum denn aber? — Bah! wieder nur Unsinn! Nein, ein ganz neues, wonniges Leben will ich mit ihr anfangen! — Wer, außer mir selber, kann mich denn daran hindern, wenn nur auch sie es will? Und will sie's denn nicht? Zum Teufel, wär' ich ein Stümper von Menschenkenner, wenn ich mich darin betröge, daß sie's will! — Nein, sie muß es, weil sie nicht anders kann! Denn, kein Zweifel mehr! — Sie liebt mich, und mein Weib will sie werden! — Sie muß es! — Denn wir Zwei gehören zu einander!“ . . .

So tief zusammengedrückt er vorhin am Tische gefessen, gerade so hoch rechte er nun seine stattliche Gestalt empor,

und wie ein moderner Triumphator stolzirte er breiten Schrittes auf und nieder.

Hätte Werner es jetzt von hier oben mit ansehen können, wie unter ihm seine Frau mit den Kindern noch immer in der gleichen Trauer zusammensaß, und mit anhören, wie sie nicht müde ward, den niederdrückenden Eindruck seines lieblosen Benehmens durch Hervorhebung aller seiner väterlichen Lichtseiten wieder abzuschwächen: ob er dann wohl noch länger in seiner frevlerischen Liebestrunkenheit so stolz auf und abgeschritten wäre? — Ob er nicht vielmehr, von seinem neuen Schuldbewußtsein niedergebeugt, sich in sein Schlafzimmer geflüchtet, das Licht ausgelöscht und sich bis über den Kopf unter der Decke seines Bettes versteckt haben würde? — Möglich! — Wie lange aber hätte diese Scham vor sich selber dann angedauert? —

Der straff gespannte Bogen seiner Entschlüsse zum Guten war schon leider zu sehr erlahmt und ihm fehlte die moralische Kraft, ihn auf's Neue zu spannen. — Welch' gewaltiger Unterschied war's jetzt aber auch zwischen jenen Andern, die, tief unter seinem Stand stehend, nur um schönen Geldgewinn sich ihm früher hingeeben hatten, und dieser Einen, zu der Werner, wie zu einer Göttin, scheuen Blickes aufschaute? — Gleich abgetragenen Kleidern hatte er all' die Andern, wenn er deren überdrüssig geworden, ohne jeden Gewissensscrupel wieder hinwegwerfen können. Die Comtesse von Rottberg hingegen, wenn sie damit einverstanden war, konnte er sich zur Gemahlin antrauen lassen und kein Gesetz, außer dem ungeschriebenen seines eigenen Herzens, vermochte daran ihn zu hindern. Das äußerst dehnbare weltliche Gesetz sowenig, wie das kirchliche, das sich dem ersteren zu fügen hatte. Man mußte dies Alles nur

geschickt zu benutzen wissen, und Werner war durch seinen Vetter Herbert darin schon etwas bewandert.

Diese Erwägungen waren soeben in seinem Kopfe zum Abschluß gekommen, als er wieder stehen blieb und vor sich hin sagte: „Ja, ganz richtig, nur auf streng gesetzlichem Wege will ich mein Ziel zu erreichen suchen, was ich auch kann und darf. Und, ha ha, dann sollte die Welt als eine Immoralität brandmarken dürfen, was Staat und Kirche durch ihren Ausspruch als Moral sanctionirt haben? — Wah, wo bliebe da die Logik, wenn sie nicht eine Hirnverbrannte wäre?“ — Er schlug sich dabei mit der Fingerspitze an die Stirn, um sich selber zu beweisen, welch' urgesundem Gehirn dahinter verborgen läge.

So ganz im Innern beruhigt war er aber trotz alledem noch nicht. Von jeher ein besonderer Freund der Sophistik, mittelst deren er schon vor vielen Jahren seine eheliche Moral zurecht gestutzt, war's ihm jetzt ein Bedürfniß, in dieser diplomatischen Kunst eine noch viel beträchtlichere Leistung durchzuführen.

„Aber ich brauche ja diesen quasi officiellen Text der Gesetze gar nicht einmal! — Mein eigenes Herz beruhigt mich. — Will ich denn zu den alten Sünden zurückkehren, wegen derer ich mich vor meiner Frau angeklagt, und deren künftige Unterlassung ich ihr versprochen hatte? Nein, das directeste Gegentheil! Ein durchaus moralischer Ehemann will ich werden, aber nur mit einer anderen Frau, bei der mir's möglich ist, ein solcher bleiben zu können! Das nenn' ich ehrliche Wahrheit, die mich dann auch in alle Zukunft bewahren wird vor allen Versuchungen gegen die eheliche Treue! — Mein und Trenen's Temperament passen nun einmal nicht zusammen und haben sich von jeher wie Wasser und

Feuer gegenüber gestanden. Eine heißblütige Natur, wie die meinige, braucht Lebenslust, Feuer und genialen Schwung zur Befriedigung! Nur um des Himmels willen keine matt-äugige Sentimentalität! Darum ist auch mein ganzer Ehestand bisher ein nur stets neu zusammengefügtes Puschwerk geblieben, das nach kurzem Gebrauch wieder aus allen Näthen gerissen. Ja, die alte Gräfin hat ganz Recht! Nur die Kette der Lüge hatten wir bisher gemeinsam nachgeschleppt, und damit die Welt und uns selber betrogen. Drum zerpreng' ich sie jetzt und die Wahrheit macht mich frei!" —

Trotz diesem pathetischen Schlußsatze lag sein Gewissen doch noch in einiger Gefangenschaft und er bemühte sich, durch neue Sophismen sich noch vollends davon los zu machen. Er hatte sich wieder niedergesetzt, denn sein jetziger Gedankenproceß vertrug nicht mehr die vorige martialische Haltung.

„Freilich, im ersten Moment, wenn Irene von meinem Vorhaben erfährt, mag sie wohl ganz außer sich kommen, und auch mir selber, ich fühl' es voraus, wird es höchst peinlich sein. Macht sie sich dann aber allmählich klar, aus welchen Gründen ich mich von ihr trennen will — wird sie sich dann nicht wieder darüber beruhigen? Ist ihr denn nicht Alles an meinem sittlichen Wandel, an meinem Seelenheile gelegen? Wenn sie mir aber Beides für alle Zukunft erkaufen kann, und sei's auch durch eine sehr schmerzliche Operation, wird sie diese eine Dual nicht geringer achten, als all' jene anderen, jahrelangen, die sie um meinetwillen erduldet? Ja, sogar die Großmuth trau' ich ihr zu, daß sie ohne jeden Groll neidlos der Andern Platz machen will, die zu meiner Befriedigung besser geartet ist. Sie wäre ja nicht die erste Frau, die dieses thäte und sich sogar noch

darüber freuete: den von ihr geschiedenen Mann durch die Liebe einer Anderen dauernd beglückt und moralisch gerettet zu wissen.“

Wie meisterlich hatte Werner am Webstuhl einer falschen Moral dieses sophistische Gewebe zuwege gebracht, um alle Scrupel für immer darunter einschläfern zu können! Seine Zuversicht darauf kam jedoch sogleich wieder in's Wanken. Und wieder stürzte er ein Glas Wein hinunter und schlug auf den Tisch.

„Zum Teufel! Schlaf einmal, du Natterngezücht da drinnen! Was glokest du mich noch immer mit so großen Augen an? Ich kann und will nicht mehr anders! Eher möcht' ich zu Grunde gehen! — Was gelt' ich denn auch noch meiner Frau? Ein bekehrter armer Sünder bin ich ihr, weiter Nichts! All' meine Thatkraft, all' mein Geisteschwung liegt bei ihr gelähmt am Boden! Zu tief erniedrigt mit meinen Schuldbekennnissen hab' ich mich vor ihr! — Aber die Andere! — Ha, wie diese bewundernd zu mir aufschaut! Bei dieser winkt mir noch Liebe und Lebenslust! Und ein neuer Mensch werd' ich bei ihr werden! Drum nicht länger gezaudert! Was brechen muß, soll's auch recht bald. — Ich komm', Ellinor, ich komme!“ . . .

Um sich so rasch, als nur möglich, neue Betäubung anzutrinken, griff er die noch viertelsvolle Flasche jetzt sogleich beim Hals und setzte sie nicht eher von den Lippen ab, bis der ganze Inhalt hinunter gegurgelt war. Wie der erste beste Trunkenbold that er dabei, er, der perfekte Gentleman, der sonst so peinlich auf seine Formen gehalten hatte.

War das ein gründlicher Trinkerzug! Im Weintaumel schlotterte er dann, die Lampe in der wankenden Hand,

hinüber in sein nahes Schlafgemach. Nicht einmal seinen Diener klingelte er herbei, ohne dessen Hilfe er sonst kein Stück seiner Toilette anz- oder abgelegt hatte. Sein Auskleiden war drum auch mehr ein konvulsivisches Herunterzerren. Wein- und schlaftrunken sank er dann in's Bett. Das Lampenlicht brannte fort und beschien, noch lange flackernd, das Durcheinander, in dem die hinausgeschleuderten einzelnen Theile seines Anzugs auf dem Boden umherlagen.

* * *

Auch die vier Anderen hatten sich heute besonders frühe zur Ruhe begeben. Was hätten sie denn auch noch viel zusammen reden sollen? Das Traurige wollten sie nicht noch länger fortspinnen und zu freudigen Gesprächen fehlte heut Abend Anlaß, wie Stimmung. So sehnten sich Alle nach der Nachtruhe, die ihre erregten Herzen wieder besänftigen sollte. Mit Ausnahme Trenen's hatte dann auch der Schlaf, dieser besondere Freund der Jugend, sein buntes Traumgespinnst über den Geist der drei Jüngeren wohlthätig ausgebreitet. . . .

In Schloß Kottberg dachte jedoch weder Mutter noch Tochter zu gleicher Zeit an's Schlafengehen.

Auch nach dem Abendessen, bei dem die Beiden nur wenige, oberflächliche Reden gewechselt, hatte sich Ellinor in ihrem Zimmer wieder auf's Ruhebett gelehnt und gebeten, sie ganz allein zu lassen bis zur Schlafenszeit, die aus alter Gewohnheit selten vor Mitternacht eintrat. In der ersten Stunde war deren Wunsch von der Mutter auch rücksichtsvoll beachtet worden. Diese saß unterdessen in ihrem eigenen Zimmer und ihr Blick schweifte heute zerstreut einher in einem neuen Zola'schen Roman. In Gegenwart der Tochter

hatte sie das bisher nie gethan. Deshalb war auch dieser Roman von ihr aus einem Geheimfache desselben Schreibtisches hervorgeholt worden, auf dessen offenem Büchergestell in prachtvollen Einbänden die Bibel und das Gesangbuch nebst ein paar Predigt- und Erbauungswerken aufgereiht standen, als glaubwürdigste Zeugen für ihre religiöse Gesinnung.

So sehr auch ihr Mutterherz davor bangte, die jungfräulich reine Phantasie Ellinor's mit solch' bedenklicher Geisteskost nähren zu lassen: sie selber hatte in ihrer früheren Weltlust derlei Romane mit wahren Heißhunger verschlungen. Seit ihrer Bekehrung las sie dieselben, wie sie sich weis machte, nur deshalb weiter, um theils in die hochinteressanten Abgründe des Menschenlebens sich einen erbarmungsvollen Einblick zu verschaffen, theils auch, wie sie meinte, um ihre Bildung auf dem Laufenden der Weltliteratur, und ihre französische Konversation, die sie besonders liebte, auf der modernen Höhe eleganten Sprachgebrauchs erhalten zu können. Griff sie dann nach solcher sehr irdisch realistischen Lektüre, deren geistige Besudelung sie natürlich ängstlich von sich fern hielt, wieder zur Bibel, dem Buch aller Bücher, dann umtönte sie dessen überirdische Poesie als ein um so großartigeres Orgelspiel, und eine gelesene Predigt war für ihre Seele ein blumenduftiger Ruheplatz, nachdem sie den Sumpf menschlichen Lasters und Elends in solchem Roman durchwatet hatte.

Schon eine Stunde lang war die Gräfin in ihre Lektüre versenkt, diesmal mehr mit den Augen, als den Gedanken. Nun ließ ihr es keine Ruhe mehr: sie mußte sich nach der Tochter umsehen, denn sie fürchtete sich vor der Nacht, in die sie den Wirrwar ihrer Stimmung mit hinübernehmen

folgte. Drum erhob sie sich jetzt und ging zu Ellinor's Zimmer. Vorsichtig trat sie ein und sah diese noch immer auf dem Divan liegen. Ihre Augen waren dicht geschlossen, ihr Kopf lehnte seitwärts und im Schooß hatte sie die Hände ineinander geschlungen.

„Schläfst Du, mein Kind?“ fragte sie leise.

„Nein, Mutter, ich ruhe nur“ gab diese mit halb geöffneten Augen zur müde klingenden Antwort.

Die Mutter trat näher zu ihr hin, und wieder fragte sie in zärtlichstem Tone: „Du ruhst nur? Was hat Dich denn so sehr ermüdet, meine gute Ellinor?“

„Ich weiß es selber nicht,“ antwortete diese, ohne nur aufzusehen.

Jetzt setzte sie sich zur Tochter, legte die Hand auf die ihrige und sagte, wie verzagt: „Ich aber weiß es, was Dich so herzensmüde macht, und getraue mir doch kaum, es vor Dir auszusprechen, obwohl ich deine Mutter bin.“

„Was weißt Du?“ fragte Ellinor, die sich mit verstörtem Gesicht dabei ein wenig aufrichtete.

„Daß Du liebst, mein Kind, und nur aus Liebe so leidest!“ rief jetzt die Mutter, beugte sich über sie und erstickte mit heißem Kuß jede Gegenrede.

Wie von einer unheimlichen Gewalt machte sich Ellinor von ihr los, dann sagte sie erschauernd: „Und wär' es auch wahr, was Du von mir zu wissen vermeinst: dann, Mutter, hätt' ich's doch nur mit mir selber abzumachen, und von dieser Liebe mich wieder losringen müßt' ich, denn es wär' eine sündige Liebe!“

„Eine sündige? — Warum, mein Kind?“ that die Gräfin halb verwundert, halb verletzt. „Wäre sie das, könntest Du mir dann die andre Sünde zutrauen, als Mutter

Dich nach dieser Liebe nur gefragt zu haben, es sei denn, daß ich Dich hätte davor warnen wollen? Merktest Du aber nicht an meinem Ton, Blick und Ruß, daß ich mich über deine Liebe nur freuen kann? Drum nicht als deine Warnerin, nein, nur als mütterliche Beratherin bin ich jetzt bei Dir, um in deinem Herzen klären zu helfen, was noch dunkel darin ist, um Dich Gutes und Böses unterscheiden zu lehren, und Dich zu erlösen von all' dem innern Streit, den nur die Unklarheit in Dir hervorgerufen hat."

„Mutter,“ entgegnete Ellinor herb und richtete sich hoch empor, „was giebt es da noch zu klären, oder Gutes vom Bösen zu unterscheiden? — Herr von Goos ist ein verheiratheter Mann!“ . . .

„Gewiß, mein Kind, zur Zeit ist er das noch. Wenn er's aber einmal nicht mehr ist? — Und liegt es nicht in deiner Hand allein, daß er's in Bälde nicht mehr sein wird, wenn nur Du selber es willst? Denn kann sich ein verheiratheter Mann nicht auch scheiden lassen?“ — Ellinor stuzte, sie konnte jedoch den lauernden Blicken der Mutter nicht Stand halten und senkte die ihrigen nieder. Ein stummes, schmerzvolles Kopfschütteln war auf diese verfänglichen Fragen ihre ganze Erwiederung.

„Du scheinst noch daran zu zweifeln?“ fuhr die Gräfin unverzagt fort. „Wenn ich Dir's aber bei Gott beschwöre, daß es Herrn von Goos mit seiner Scheidung heiliger Ernst ist, sobald Du ihn nur deiner Gegenliebe, deines Einverständnisses, versicherst: was für eine Antwort würdest Du dann mir geben?“

Ellinor schwieg abermals. Die Mutter achtete dessen nicht, und immer feuriger ward ihre Rede.

„Und wenn unser lieber Freund Werner jetzt Aug' in

Auge zu Dir sagte: „siehe, meine Ellinor, Jahrzehnte lang bin ich ein grenzenlos unglücklicher Mann gewesen, denn niemals hat meine Frau mich zu verstehen gewußt! Statt freudigen Ehesegens hab' ich nur den Fluch des Unfriedens verspürt! Zum Wurm, der mir alle Lebensfreude zerfressen, ist mir übereilte junge Liebe geworden! Mein Geist war gefangen, mein Herz vertrocknet! Aber dann bist Du aus weiter Ferne als meine Retterin hergekommen! Schon dein bloßer Anblick hat mich geistig verjüngt! — Und nun komm, komm, und erkenne die Mission deiner Liebe, die mich von all' meiner Qual erlösen soll! — Die Ketten werf' ich ab, sicht Du mir Rosen dafür und für den Brand meiner alten Wunden werde heilender Balsam! Oder willst Du mich unerhört lassen, und soll ich an Leib und Seele trostlos zu Grunde gehen? — Wenn Werner selber Dich so jetzt fragte, mein Kind, würdest Du dann auch für ihn nur ein stummes Kopfschütteln übrig haben?“

Ellinor's Auge war bisher am Gesichte der Mutter gehangen, wie ein schwaches, zitterndes Bild an bannendem Schlangenblick. Ein paar Secunden war sie gar keiner Antwort fähig. Als sie endlich sich dazu auftraffen wollte, getraute sich wieder nur eine kurze, bange Frage über ihre Lippen.

„Und Frau von Goos?“

„Was fragst Du noch nach dieser? — Wenn sie von ihrem Manne geschieden ist — dann ist sie einfach Werner's Frau nicht mehr!“ fiel die Mutter strengen Tones ein.

„Ja, Mutter,“ wendete die Tochter zaghaft ein, „wäre Herr von Goos schon vor unserer Ankunft von ihr geschieden gewesen, und auch nicht um meinetwillen!“ — Und wieder senkte sie den Kopf.

„Vor unserer Ankunft geschieden? — Welche neuen, unnöthigen Scrupel! War Herr von Goos nicht schon seit undenklicher Zeit von seiner Frau geistig geschieden, und weiß das nicht schon ebensolange die ganze Welt? Ja, glaube mir, mein Kind! Nicht erst das mühsam nachhinkende Gesetz scheidet die unglücklichen Ehen, sondern schon lange zuvor das Herz der Ehegatten selber. Darin allein steckt der Geist der Wahrheit, so allgemein verbreitet, wie das Menschengeschlecht! Alles, was nachher noch noth thut, sind nur Buchstabenformen, nach Zeiten und Völkern verschieden! — Du, mein Kind, bist am Unglück der Goos'schen Ehe nicht schuld und schon vor unserer Ankunft war es unheilbar. Wenn nun Werner mit Dir ein neues Glück gründen will, der Arme, der schon so viel gelitten: wie kannst Du Dir daraus ein Gewissen machen? Ja, muß nicht sogar Frau von Goos Dich viel eher segnen, als verfluchen dafür, daß Du den unfreiwilligen Anlaß giebst zu diesem, für beide Theile gleich heilsamen, gleich erlösenden Schritt?“

Mit immer heftiger auf- und niederwogender Brust hatte Ellinor diesmal der Mutter zugehört. Ein dunkler Schleier nach dem andern, der bisher noch die Gluth ihrer Liebe verhangen, war herabgesunken. Alle früheren Zweifel wurden ergriffen von der Flamme ihrer sie heimlich verzehrenden Leidenschaft, wie in's Feuer geworfene Briefblätter, und nur hie und da züngelten noch die Funken aus dem Aschenhaufen hervor.

„So glaubst Du in voller Wahrheit, Mutter,“ fragte jetzt Ellinor mit stoßendem Athem, „daß Irene dereinst als geschiedene Frau glücklicher sein würde, als zuvor in ihrer Ehe? Glaubst Du auch, daß sie mir wirklich nicht bis in den Tod grollen müßte, wenn ich ihren Platz dann ein-

nehmen wollte? — Und Du hieltest es von mir in der That für kein sündiges Unrecht? — Auch wenn ich Dich einst darum fragen würde vor'm Angesichte Gottes?“ —

„Nein, auch dann nicht!“ betheuerte die Gräfin mit unheimlicher Unsicherheit. „Werden einst am jüngsten Tag alle Menschen sünden gewogen, dann darfst Du getrost auch deine Ehe mit Werner in die für mich selber bestimmte Wagschale werfen, und ich habe keine Angst davor, daß sie das Maß meiner Sünden vergrößern wird. — Mein Kind, du weißt ja, wie ich gottesfürchtig bin!“

„O Mutter, Mutter!“ jubelte jetzt Ellinor, da sie sich hocherregt völlig erhoben hatte, „so darf ich ihn lieben und darf es ihm auch sagen, wenn er darum mich fragen sollte?“

„Gewiß, gewiß!“ antwortete die Gräfin und umarmte sie stürmisch. Dann sagte sie wieder:

„Ach, Ellinor! wie oft hatt' ich Dir früher von Männern abgerathen, zu denen ich kein Vertrauen gehabt! Aber diesem, o ich fühl' es, darf ich ohne jede Sorge dein Leben in die Hände legen. Wer, wie er, so lange durch die harte Schule des Unglücks gegangen, der wird doppelt dankbar sein neues Glück bei Dir erkennen und es auch allezeit ängstlich zu bewahren wissen. Und dann bedenk' auch noch! Ich selber bin eine alte Frau, und mein Lebensfaden ist schwach geworden! Wie lange wird er noch halten? Wie wahrhaft mütterjeelenallein ständest Du aber ohne mich auf der Welt, wie wehrlos hier preisgegeben aller Bosheit der Menschen? O ich hatte mir die hießigen viel freundlicher, viel besser und christlicher gedacht, bis diese eine Frau von Goos mich eines Anderen belehrte. Und werden denn die Anderen anders gegen uns sein? — Ist aber dieser ritterliche Mann dein Hort und Schild geworden,

dann darf ich ruhig mich zur ewigen Ruhe legen, denn dein Lebensglück weiß ich gesichert. Ach, Ellinor, begreiffst Du jetzt Alles, und bist Du nun völlig ruhig geworden?"

Es hatte noch immer nicht den Anschein trotz all dieser mütterlichen Beredtsamkeit. Ellinor's Auge blickte lange nicht so hell, so freudig, wie zuvor, und mit gedrückter Stimme erwiederte sie: „Laß mich Alles diese Nacht noch überschlafen, Mutter! — Zu jählings, zu stürmisch ist's ja heut über mich gekommen, wo ich seit all' den Jahren noch nie so empfunden, nie so gedacht. — Jetzt aber laß mich zur Ruhe gehen! Mir brennt der Kopf und mein Herz ist so schwer. Fühl' nur, wie's hämmert! — Habe Dank, innigen Dank für jedes deiner treuen Worte! — Morgen, beste Mutter, morgen dann mehr! — Gute Nacht!“ . . .

Sie umarmten und küßten sich noch. Dann wankte Ellinor durch die Thür in ihr nebenan liegendes Schlafgemach.

Düstern Blickes sah die Mutter ihr nach und sprach vor sich hin: „Was einst das blinde Schicksal an uns verjäumt, das helf' ich ihm jetzt nachzuholen!“





Zweites Kapitel.

Am andern Morgen war's bei Allen in Schloß Goos ein trauriges Erwachen, nur die Stimmung jedes Einzelnen anders gefärbt.

Schon kurz nach Tagesanbruch ritt Wolf in seine Felder und suchte in der Ausübung seines Berufes seinen Unmuth noch vollends los zu werden. Seiner jungen Frau hingegen lag, nach einer sehr unruhig verträumten Nacht, das gestrige Erlebniß noch bleischwer in allen Gliedern. Ihre Sympathie für den Schwiegervater war ohnedem nie eine besonders große gewesen, und nur in den wenigen Tagen nach ihrem hiesigen Einzug hatte eine vertrauensvollere Zuneigung zu ihm in ihrem Herzen Wurzel gefaßt. Und nun war auch diese am gestrigen Abend in so rauher Weise wieder ausgerissen worden. Sie wäre so stolz darauf gewesen, ihrem Mann in der Wirthschaft beizustehen und vor Allen auch deren Prosa mit poetischer Sinnigkeit auszuschnücken, wie sie gestern damit aus eigenem Antrieb begonnen hatte. Nun war die ganze Naivetät ihres Gemüthes verschüchtert, und wer konnte wissen: auf wie lange? Heute Morgen wenigstens getraute sie sich schon gar nicht mehr,

wie bisher, in den Wirthschaftsräumen nach Ordnung und Sauberkeit zu sehen, aus Angst davor, daß auch diese Thätigkeit von Werner als nicht standesgemäß bemäkelt werden möchte. Hätte sie zum Mindesten vor ihrem Mann ihr volles Herz ausschütten können, es wäre ihr gewiß durch sein kluges Wort wieder erleichtert worden. So aber gab ihr Wolf's Schweigen keinen Muth dazu, und sie hatte mit sich ganz allein Alles abzumachen.

Irene, die am Meisten von Allen an kummervolle Nächte gewöhnt war, ging auch an diesem Morgen ihren gewohnten Hausfrauenpflichten nach und begab sich zum Frühstück, wo auch Dora zur bestimmten Stunde sich einfand. Auch Werner, so hoffte sie zaghaft, würde, wie schon so oft nach früheren Verstimmungen, diese gewiß auch heute durch erhöhte Freundlichkeit wieder auszugleichen suchen. Sie malte sich auch schon aus, wie er dann gleichfalls zu seinem von ihm so zärtlich geliebten Schwiegertöchterchen hinübergehen und mit ein paar Scherzworten sein gestriges Benehmen ihr abbitten würden. Er erschien aber heute Morgen gar nicht. Vielleicht hatte er sich heute nur verschlafen. Frau von Goos schickte den Diener zu ihm hinauf, um ihn zum Frühstück herunter bitten zu lassen. Statt seiner kam die Antwort: der gnädige Herr wolle auf seinem Zimmer frühstücken und würde dann sogleich ausreiten.

Frau von Goos nahm diese Mittheilung, in der noch so vieles Andere unausgesprochen lag, äußerlich mit ruhiger Fassung hin; auch Dora schüttelte nur mit bedenklichem Schweigen den Kopf. Sie wußte zu gut, was diese Meldung ihrer Mutter bedeutete. Als der Diener sich wieder entfernt hatte, sprachen die Beiden kein Wort mehr darüber und tranken mit einem gewissen Stumpfsinn ihren Kaffee.

Gleich stumm standen sie dann auf, drückten sich verständnisvoll die Hände und Jede ging ihre weitem Wege.

Herr von Goos war nun auch wirklich ausgeritten. Wohin sein Ziel ging? Das wußte er selber noch nicht. Er wollte heute nur möglichst lange vom Hause fortbleiben, um jeden ferneren Eindruck von sich fern zu halten, der ihm seine Pläne mit Ellinor kreuzen, oder wenigstens seinen Muth dafür abschwächen würde.

Schon war er jetzt eine ganze Stunde draußen ruhelos umhergesprengt, diesmal aber wirklich, wie er Trenen gestern nur vorgelogen, bald über den breitesten Graben, bald über den höchsten Zaun mit seinem Springpferd Espoir hingeflogen — ein leibhaftiges Bild seines verhetzten Innern. Ob er sein Leben dabei gefährdete — was lag ihm daran? Noch hundertmal lieber ein jäher Genickbruch, als langjames, qualvolles Hinsterben all' seiner Kraft und Lebensfreude!

Was er gestern Nacht in halber Trunkenheit sich zurechtgelegt, das hatte sich auch heute Morgen wieder seinem nüchternen Kopfe gleich scharf und klar aufgedrängt. „Und wird's auch ein heillofes Wirrsal werden, dann soll's nur auch heute noch anfangen! Drum nicht länger mehr aufgehalten, was doch einmal kommen muß! Und nun vorwärts, mein Espoir, nach Rottberg! Dort leb' ich noch, hier bin ich todt!“

Und ventre à terre war er seinem Ziele zugejagt. Ob er bis zum Mittagstisch daheim sein konnte, was lag ihm daran? — Nein, er wollte gar nicht mehr mit Frau und Tochter zusammen speisen und auch nicht des Abends mehr im gesammten Familienkreis. All' ihre Liebe war ja doch nur erheuchelt, und er ein geduldeter, heimlich gehafter Mann

im eigenen Hause! Aber dort, dort war er geliebt, bewundert, vergöttert! —

Eine halbe Stunde darauf war Herr von Goos auch schon in Rottberg. Ellinor saß eben lesend im Park. Als sie ihn von weitem in den Schloßhof hereitreiten sah, entfiel ihr vor Schrecken das Buch. Wäre sie jetzt in's Schloß hereingerufen worden, sie hätte keinen Fuß rühren können. Wie gebannt starrte sie vor sich hin. —

Jetzt stand Werner auch schon im Wohnzimmer vor der Gräfin und mit wie ganz andern Augen, als er noch gestern zu ihr eingetreten war! Fieberheiß glühte sein Gesicht und sein Blick war verstört.

„Um des Himmels willen, lieber Goos, was bringen Sie mir?“ that sie erschrocken und wußte es doch schon so gut, daß ihr ganzes Innere darüber frohlockte.

„Was ich bringe, Gräfin?“ erwiderte er in brünstiger Trunkenheit. „Wie ich's Ihnen schon gestern Abend vorher gesagt: mich selber bring' ich mit Allem, was ich bin, empfinde und denke; mein von heißester Liebe flammendes, nach Gegenliebe lechzendes Herz bring' ich. Wo ist Ellinor?“

„Sie ist so früh noch nicht zu sprechen, lieber Goos,“ erwiderte die Gräfin mit erzwungener Kühle. „Und wäre sie's auch, würd' ich sie jedenfalls von Ihnen noch fern halten. — Mein Gott, wie Sie stürmisch sind! Kommen Sie doch erst ein wenig zur Ruhe! Drum bitte, setzen wir uns!“

Werner nahm neben ihr Platz.

„Nun, lieber Goos“, begann die Gräfin mit ihm durchforschendem Blick: „wenn Sie wirklich und ernsthaft meine Tochter lieben, wie Sie mir's schon gestern Abend angedeutet, und gesetzt auch den Fall, daß Ellinor Ihre Neigung

erwiedern könnte, was ich selber Sie hoffen ließ: haben Sie dann auch schon ihre ganze Lage mit allen unerbittlichen Konsequenzen sich genau zurecht gelegt? — Sie sind ein Ehemann und Vater von zwei Kindern! Ellinor ist völlig frei in ihrem Herzen, wie in ihrer Wahl. Haben Sie auch schon ernstlich bedacht, — da eine romantische Flucht mit ihr doch wohl ausgeschlossen ist — welche Summe von Muth, Kraft und Ausdauer Sie nöthig haben, um hierzulande eine gerichtliche Scheidung von Ihrer Frau bis zum Ende durchzuführen? Sie ist unbedingt gesetzlich möglich, ganz gewiß! Sie erfordert aber immerhin einen ziemlich langwierigen Prozeß. Dieser kann doch wohl nicht geführt werden, während Sie sich mit Ihrer Frau in einem und demselben Hause befinden. Nichtwahr? — Nein! — Wenn aber Ihre Frau nicht aus freien Stücken den Platz räumt; werden Sie es dann thun? — Nichtwahr? Wieder nein! — Das sind also Fragen, die sehr wohl überlegt sein wollen. Auch die betreffenden Vermögensverhältnisse, besonders die Sicherstellung meiner Tochter, als Frau, und — pardon! — auch als Wittwe, was immerhin ja möglich wäre — müßten doch erst mit ganz bestimmten Zahlen in Ordnung gebracht werden. Nichtwahr, ja, ganz gewiß! — Sie sehen demnach, lieber Goos, es giebt in Ihrer Lage noch eine Menge höchst prosaischer, höchst irdischer Punkte festzustellen, bevor die Poesie der Liebe zu ihrem göttlichen Rechte kommen kann. Und ich, als Mutter Ellinor's, ach, dieses auch heute noch so weltunkundigen Kindes, bin vom lieben Gott zu ihrer Vormünderin bestellt und für meine Fürsorge verantwortlich. Können Sie mir deshalb wegen all' dieser Bedenklichkeiten böse sein, lieber Goos? — Es wäre zum Mindesten nicht sehr verständig und müßte ich, wenn Sie mir nicht zu Willen

wären, meine Hand, die ich so gern zur Hilfe bieten möchte, leider wieder von Ihnen abziehen.“

„Nein, Gräfin, nicht um Alles dürfen Sie das!“ brach Werner mit neuerwachter Leidenschaft aus, nachdem er sich vorher wie von kaltem Wasser überrieselt gefühlt, und er griff jetzt nach ihrer Hand.

„Nein, in heißestem Danke küssen lassen sie mich Ihre Hand, die Sie mir hilfreich darbieten! Alles, Alles — hoch und heilig schwör' ich es Ihnen — soll zuvor geordnet und jeder Ihrer Ansprüche vollauf befriedigt werden! O nur das Eine — um nicht zweck- und ziellos Alles zu unternehmen — das Einzige lassen Sie mich schon heute wissen: liebt mich auch Ellinor?“

„Ja!“ sagte die Gräfin, weiter nichts.

„Gott sei's gedankt!“ jubelte Werner. „Und wo ist sie, daß ich's aus ihrem eigenen Munde hören kann?“

„Noch immer ein wenig kaltes Blut, lieber Werner!“ goß die Gräfin wieder neues Wasser in seine Herzensgluth. „Sie ist draußen im Park, doch heute noch nicht für Sie zu sprechen. So will's meine Muttersorge, die ich Sie zu ehren bitte, drum reiten Sie in Gottes Namen jetzt wieder nach Haus! Ich verzichte darauf, Ihnen irgend welche Andeutung mit auf den Weg zu geben, wie Sie bei Ihrer Frau den Schritt, den Sie vorhaben, einleiten sollen. Ich will Ihnen zum Ueberlegen, wie Handeln, auch hinlänglich Zeit lassen. Sind Sie dann über Alles mit sich und Ihrer Frau im Reinen, dann bitt' ich mir's erst schriftlich mitzutheilen. Und kann ich über Ellinor's Zukunft beruhigt sein, werd' ich selber Sie wieder zu uns herrufen, damit Sie dann mit vollen Zügen am Göttertrank Ihrer Liebe nippen dürfen, den ich Ihnen heut aus Mutterpflicht noch vorenthalten muß.“

„Benigstens sehen darf ich aber doch Ellinor, einen Blick mit ihr tauschen, die Hand ihr drücken und ihren Mund küssen?“ fragte Werner, dem das zehrende Verlangen aus den tiefliegenden Augen sprühte.

„Nein, lieber Goos, auch das dürfen Sie nicht! Ellinor's Liebe zu Ihnen hat sie schon so tief leidend gemacht, daß ich Alles fernhalten muß, was deren krankhafte Erregung noch steigern könnte. — Nur wenn Sie, mit allen Heilmitteln zu ihrer Genesung versehen, wieder zu uns kommen, erst dann darf ich Sie zu ihr führen, eher um keinen Preis. Drum nochmals, lieber Goos, seien Sie ein einsichtsvoller, ritterlicher Mann und verlassen Sie mich jetzt! Meine besten Wünsche für Ihre recht frohe Wiederkehr begleiten Sie!“

Dieser unerbittlichen Aufforderung noch länger Widerstand zu leisten, mußte nun auch ihm ebenso unverständig, wie fruchtlos erscheinen. Rasch küßte er, was er beim ersten Eintreten vor Erregtheit ganz übersehen, der Gräfin die Hand, in der sein Schicksal lag, und schon nach fünf Minuten war er wieder in's Flachland hinausgeritten, ohne zu ahnen, in welch' geheimer Leidenschaft ihm Ellinor von ihrem Ruhefisse nachsah, die sich über sein so rasches Fortreiten vergeblich den Kopf zerbrach. . . .

Und jetzt wohin? Nach Haus und sich zum Mittagstische setzen zwischen Frau und Tochter, wie zu einer Hentersmahlzeit? Nein, nicht um Alles! Oder wieder auf seinem eigenen Zimmer sich auftragen lassen? Auch nicht! Um keinen Preis jetzt schon nach Haus! — Wo aber dann hin, und was die lange Zeit bis zur Nacht beginnen?

Hastig sah er jetzt nach der Uhr. Sie zeigte die elfte Stunde. Rasch war sein Entschluß auch gefaßt. — Nach

Berlin! — Dort konnte er seinem geistesverwandten, in allen diplomatischen Kniffen bewanderten Better Alles anvertrauen, ihn nach den wirksamsten Mitteln für seinen Zweck befragen und zur Noth auch noch einen Rechtsanwalt beiziehen. Ja, das heißt energisch und praktisch vorgegangen! Und wie gut reichte noch die Zeit! Abfahrt und Ankunft der Berliner Züge kannte er auswendig. Der Bahnhof war in einer halben Stunde schon erreicht. Um zwei Uhr zwanzig Minuten war er dann in Berlin; bis kurz vor sieben konnte er dort bleiben und gegen halb zehn war er wieder daheim, gerade die richtige Zeit, um Treenen dann noch Alles zu sagen, denn erst eine Stunde vor Mitternacht pflegte sie zu Bette zu gehen. Ueberdieß sollte der Reitknecht schon um Mittag vom Bahnhof sein Pferd mit heimbringen. Wie gut war's, daß er ihn diesmal mitgenommen hatte! Und dann — ha, welch' famozer Gedanke! — sollte dieser auch Treenen schon sagen, daß sein Herr erst in Kottberg gewesen, dann wichtiger Geschäfte halber nach Berlin gefahren sei und erst spät Abends zurückkehren würde. Ja wohl, es konnte nicht besser eingefädelt werden. So führte schon der Name Kottberg seine Frau auf die richtige Verdachtsspur und sie war nicht völlig unvorbereitet auf Alles, was er ihr sogleich nach seiner Rückkehr dann enthüllen würde.

Herr von Goos fuhr nach Berlin. Kurze Zeit darauf stand sein Reitknecht vor der Frau des Hauses und richtete dieser aus, was sein Herr ihm aufgetragen hatte.

„Es ist gut!“ erwiederte sie, zur Noth sich noch aufrecht haltend. Als der Hiobsbote sich entfernt, brach sie mit einem dumpfen Schrei auf dem zunächststehenden Stuhle zusammen. Sie wußte genug, wenn auch erst in finsterner Ahnung. Wie eine Riesenschlange ein von ihr umklammertes Wild lang-

sam zu Tode drückt, so fühlte jetzt auch sie ihr ganzes Leben von dem einen Namen Kottberg schlangengleich umschlungen, daß ihr vor Odemnoth alle Sinne vergehen wollten. In angstvollem Ringen mit ihrem Gott nach Erleuchtung, und mit sich selber nach seelischer Stärke, saß Irene ein paar Minuten so da. Dann erhob sie sich wieder, wie von himmlischer Macht an Leib und Seele neu aufgerichtet. Keine Klage kam über ihre Lippen, nicht einmal eine Thräne trat ihr in's Auge. Ihre Lage, ihre Stimmung war zum Klagen, wie Weinen, eine zu fürchtbar ernste. Was sie schon in den letzten Tagen geargwöhnt und gefürchtet, daran mußte sie jetzt zweifellos glauben. Die letzte Hoffnungssäule im schon längst zertrümmerten Bau ihres Glückes war nun gleichfalls umgestürzt.

Als Dora zum Mittagstische sich einfand, sagte die Mutter so ruhig, als sei nichts geschehen, daß der Vater durch plötzliche Geschäfte nach Berlin berufen worden wäre. Das Gleiche theilte sie auch Wolf und Elisabeth mit, die des Nachmittags zu einem Plauderstündchen herübergekommen waren. Keines der Kinder konnten ihr etwas Besonderes anmerken. Sie lächelte sogar beim Gespräch einige Male, wenn auch, wie gewöhnlich, mit etwas elegischem Zug. Nur die gemeinen kleinen Nadelstiche des Lebens machen ja das Gesicht unwirsch und trübe; die große Tragik kann es sogar noch verschönern. Auch Märtyrinnen, die in alten Zeiten zum Nichtplatz oder Holzstoß geführt wurden, sollen ja auf ihrem Wege dahin mitunter noch ganz verklärt gelächelt haben.

*
*
*

Unterdessen saß Werner bei seinem Busenfreund, Vetter Herbert, in Berlin. Auch dessen hochgradige Gicht, unter deren Qual er den in Rissen gebetteten rechten Fuß im Lehnstuhl ausstreckte, verhinderte diesen nicht daran, seinem Vetter, der gerade zur Essenszeit rechtzeitig ankam, noch ein gesprächiger, jovialer Gastfreund zu sein. Nur beim Weintrinken durfte er ihm nicht Bescheid thun. Er freute sich aber sehr, den so lang Entbehrten endlich wieder einmal bei sich zu haben und mit größter Spannung, die nur oft von einem sardonischen Lächeln unterbrochen wurde, horchte er beim Nachtisch auf Werner's intimste Enthüllungen.

Er war jetzt eben im besten Zug, ihm die erbetenen Rathschläge zu ertheilen.

„Na, Du weißt zwar, daß ich von jeher ein passionirter Anhänger der freien Liebe gewesen, und hätt' ich die Weltordnung zu besorgen, dann würd' ich sofort ebenso die freie Ehe proklamiren. Das will sagen, daß sie immer nur so lange oder so kurz währen sollte, als es den beiden Eheleuten convenirte. Damit wäre der ganze Wust von ehelicher Misère auf einmal aus der Welt geschafft, denn nach meiner Erfahrung rechn' ich auf tausend eheliche Menagen allerhöchstens eine einzige wirklich glückliche. Da nun aber dies längst veraltete Ehe-Institut existirt und wohl noch länger sein zähes Leben fristen wird, halt' ich es noch für ein wahres Glück, daß wenigstens mit der Ehe sogleich auch die Ehescheidung erfunden worden ist. Das ist das einzige probate Remedium gegen eheliches Unglück, und willst auch Du es nun für deinen dermal hochgradig leidenden Ehezustand appliciren, dann kann ich mich als Ehefeind natürlich nur herzlich freuen darüber und wünsche Dir von Herzen ein neues, fröhliches Leben mit der schönen Comtesse.“

Werner's Blick hing bisher an seinen Lippen wie ein Schwerkranker einem berühmten Specialisten zuhört, und der Better fuhr fort:

„Du fragst mich nun auch noch, wie diese Ehescheidungs-
kur am Sichersten und Schnellsten durchgeführt werden soll?
Na, unser preussisches Landrecht könnte Dich mit seiner
Masse von Recepten geradezu in Verlegenheit setzen. Deine
Frau freilich, Du ungetreuer Herr Ehemann, brauchte mit
dem Grunde für eine Scheidungsklage gegen Dich selber
viel weniger wählerisch zu sein. Du verstehst mich wohl,
was ich meine. Schon zur Zeit der alten Hebräer war
dieses Mittel im Schwung, und auch im sogenannten Neuen
Testament steht es aufgeschrieben: Ehescheidung wegen
Ehebruchs. Da deine Frau diese aber nicht wollte, so wäre
jetzt die Scheidung aus gegenseitiger Abneigung der einfachste
und auch anständigste Modus, gegen den sich auch gesetzlich
absolut nichts einwenden ließe. Weigert sich aber, wie Du
befürchtest, deine Frau auch in dieser Richtung, na, lieber
Better, dann möcht' ich Dir eben rathen, ihr bezüglich
deiner neuen Passion für die Comtesse couragirt neuen
Wein einzuschenken und ihr rundweg zu erklären, daß Du
mit ihr schlechterdings nicht mehr leben könntest u. s. w.
Auch, ha, ha, wie Du mir sophistisch docirt, mußt Du ihr
deine moralische Rettung durch sie, sowie andernfalls dein
unmoralisches Zugrundegehen bei ihr recht herzlich zu Ge-
müthe führen, kurzum, in Bausch und Bogen sie gutwillig
bestimmen oder vielmehr moralisch zwingen zur ha, ha, böswilligen
Verlassung deiner Person. Diese Firtlesanz-Fiction hat schon unzähligen
Ehemännern in deiner Situation zur zweiten Ehe verholfen. Denke par exemple
nur einmal an unseren alten Freund Behrenthal, der durch ein

ganz ähnliches Kunststück seine erste Frau, Du weißt, eine geborene von Seeberg, aus dem Hause hinausescamotirt, sie dann als böswillig verlassener Ehemann auf Scheidung verklagt und zuletzt die Comtesse Fuchsdorf als zweite Frau sich beigelegt hat. Na, und was war's danach? Erst hatten die alten Jungfern und Frommen im Lande alle Höllenstrafen über ihn herunter gezetert und ein Jahr darauf schmeckten dann der ganzen Nachbarschaft die famosen Behrenthal'schen Diner's genau so gut bei der zweiten Frau, als wie zuvor bei der ersten, und kein Hahn krächte mehr von dem früheren Skandal. Das ist nun einmal der Lauf der Welt. — Also bange machen gilt nicht, man muß sich nur vor Sentimentalität in Acht nehmen. Und wie ich mir das Temperament deiner Frau construiren sollte ich denken, daß die ganze Affaire sich viel leichter arrangiren ließe, als Du Dir vielleicht vorstellst. Zuletzt wird sie gar noch selber froh sein, daß sie überhaupt nur von Dir loskommt. — Alles schon dagewesen! — Und damit bin ich mit meinem Receptiren zu Ende. Sei Du nun der Apotheker für diese Willenmirtur, deren Bitterkeit Du nun freilich auch etwas mitschlucken mußt! — Dann aber um so süßeres Liebestränkchen bei deiner schönen Comtesse!“

Werner hatte diesmal seinem Vetter in einer Stimmung zugehört, wie ein noch nicht ganz eingeschulter Dieb, der einen Einbruch im Sinne hat und sich von einem schurkischen Mechaniker über die Brechwerkzeuge und Dietriche zuvor noch genauer belehren läßt.

„Ja, Du hast Recht“, brach er endlich sein Schweigen, „böswillige Verlassung seitens meiner Frau, das ist das beste Mittel, mit dem auch sie noch am ehesten einverstanden sein kann. Doch halt, da kommt mir noch ein Scrupel!“

„Na nu, da bin ich aber begierig“.

„Wenn meine Frau mich nun auch wirklich sogenannt böswillig verläßt, wird dann auch das Gericht daran glauben? Denn mein eigenes eheliches Renommé“ —

„Bah, Dummheiten!“ fertigte Herbert ihn geringschätzig ab. „Bist Du noch jemals bestraft worden wegen Mangels an ehelicher Tugendhaftigkeit? Nein! — Drum, wenn auch der eine oder andere Richter in deiner Sache von deinen früheren galanten Abenteuern etwas wüßte, was höchst unwahrscheinlich ist, so weiß er's wenigstens nicht officiell, und bei den Juristen gilt das Prinzip: Quod non in actis, non in mundo, zu deutsch: — wenn Du vielleicht dein bißchen Latein schon vergessen haben solltest — was nicht schwarz auf weiß in den Akten steht, existirt überhaupt nicht. Also laß alle unnöthigen Grillen! Deine Affaire wird ohnehin der Welt noch genug zu zirpen geben.“

„Und ich brauche heute wirklich keinen Advokaten zu consultiren?“ fragte Werner noch immer etwas unsicher.

„Bewahre!“ versetzte der Better unwillig. „Erst sei Du daheim der advocatus diaboli und erst später zur Klagestellung brauchst Du den juristischen! Nun aber laß mich in Frieden, denn ich selber liege mit meiner vermaledeiten Sacht wie in der Hölle“.

„Du Aermster!“ sagte Werner, da Herbert vor Schmerz sich wand und sein Gesicht ganz verzerrt wurde.

„Ja, liebstes Betterchen“, lachte er trotzdem höhnisch. „Die freie Liebe! — Hm, es hat Alles seine zwei Seiten“.

Voll Neid fügte er dann noch hinzu: „Du freilich hast gut lachen, ein Kerl wie von Eisen! Und warst doch auch dein Lebtag kein Kostverächter! Bist aber auch um netto zehn Jahre jünger, und wirst Du nur einmal so alt, wie

ich — na, Männchen, dann warte nur! Es kann Alles noch nachkommen!“

„Wein, neuen Wein her! Und hörst Du, von deinem allerbesten!“ unterbrach Berner die fatale Prophezeiung seines Betters. „Meine Lebensgeister sind schwach geworden und bedürfen eines ganz besonderen Saftes.“

„Den sollst Du haben, stärksten Rüdesheimer!“ und er drückte auf den Telegraphenstift, den er auch im Liegen noch bequem erreichen konnte. —

Werner mußte diesem Rüdesheimer stark zugesprochen haben, denn auf der ganzen Heimfahrt lag er fest schlafend im Coupé. Auch bei der Ankunft am Bahnhof mußte der Schaffner ihn erst wachrütteln, und der Aussteigende hatte Mühe sich zu besinnen, woher er denn eigentlich gekommen sei. Erst auf der kurzen Fahrt bis nach Schloß Goos im offenen Wagen kam er wieder soweit zu sich, um die Größe und Schwierigkeit seines Vorhabens, das er noch heute Nacht ausführen wollte, zu begreifen. Es war ihm nicht einmal ganz recht, daß seine Sinne wieder halbwegs klar geworden. Wären sie doch lieber vom Weintaumel noch etwas betäubt geblieben, um wie viel leichter würde es ihm jetzt, Trenen Alles zu sagen! Schon grübelte er darüber nach, ob er's nicht morgen früh lieber schriftlich thun und sogleich darnach irgend wohin verreisen sollte. Doch nein, vielleicht hätte solch' ein Brief nur eine halbe Wirkung und wie lange könnte sich die Erlebigung dann noch hinaus-schleppen! Nein, jetzt sogleich soll's geschehen, Aug' in Auge mit ihr! Nur noch etwas neue Courage zuvor sich an-trinken! Und das konnte er aus dem eigenen Weinkeller besorgen.

Schon war er dem Wagen entstiegen, und der Ram-

merdiener leuchtete ihm die große Treppe hinauf, nach seinem eigenen Zimmer. Wie unheimlich still war schon Alles im Schloß! Daß ihn gar Niemand empfangen und begrüßt! Das war doch sonst nicht gewesen!

„Aha“, dachte er sich, „die ominöse Bottschaft des Reitknechtes hat bereits ihre Wirkung gethan!“

„Ist die gnädige Frau schon zur Ruhe?“ fragte er, da er zum ersten Stockwerke hinanstieg.

„Nein, gnädigster Herr, sie befindet sich noch im Wohnzimmer.“

„So, so!“ sagte er sich wieder, „man ignorirt mich also schon völlig. Wie soll sie mir denn auch noch schön thun wollen? Ist auch viel besser so. Nur jetzt kein Hineinpfuschen mehr!“ —

Hastig griff er jetzt nach einem der zwei Leuchter, die der Diener ihm vorantrug.

„Gieb her, ich finde schon selber hinauf. Hole Du mir indessen eine Flasche Wein, Madeira oder, nein, Tokayer Ausbruch! wir müssen ja noch welchen haben!“

„Zu Befehl, gnädigster Herr!“ . . .

Werner saß jetzt am Tisch in seinem Zimmer und die Flasche Tokayer war schon halb von ihm geleert. Die höchste Zeit, daß er zu trinken aufhörte, sollte sein Kopf nicht gar zu betäubt und seine Zunge zu ungelent werden.

„Ich lasse die gnädige Frau zu mir heraufbitten,“ sagte er noch zum wieder hereingeklingelten Diener.

Nach dessen Abgange sank er mit einem Mal in sich zusammen, glogte vor sich hin und stöhnte: „Und jetzt Courage, Courage!“ . . .

Fünf Minuten später stand Irene vor ihm. Eine

dunkle Ahnung sagte ihr es schon, was er mit ihr jetzt zu verhandeln hätte.

„Was willst Du noch so spät von mir?“ fragte sie stolz und kalt, als ob ein ihr fast fremder Mann vor ihr dasäße.

„Setz Dich, Irene!“ erwiederte er in gleich gemessenem Ton. Wie schwer seine Zunge dabei war, konnte man nur zu deutlich erkennen.

„Auch das noch!“ dachte sich Irene, und voll Stel davor wich sie ein wenig zurück, dann sagte sie:

„Laß mich nur aufrecht stehen! Es wird für mich besser sein. Und nun rede, was hast Du mir zu sagen?“

„Irene“, begann er jetzt mit scheuem Blick sie anzulallen: „Du weißt schon, wo ich heute gewesen bin. In Kottberg! Freilich, nichtwahr, um keinen Preis der Welt hätt' ich eigentlich mehr hingedurft? Aber weißt Du denn auch, daß ich hingemust, weil ich gar nicht mehr anders gekonnt? Und hätt' ich Dir's auch mit tausend Eiden versprochen — was kann denn der Mensch für seinen Willen? Dummes Zeug! Es giebt ja gar keinen freien Willen! Nur Schicksal giebt's, weiter Nichts, und dem hab' ich mich fügen müssen, weil es stärker ist, als ich. Drum kurz und gut: es ist aus zwischen uns! Wir passen nicht mehr zusammen und müssen uns drum von einander trennen! Aus, völlig aus! — Es geht nicht mehr anders. Es muß so sein!“ —

„Gut denn, so sei's!“ erwiederte sie mit ihrer vollen Würde, da sie wie eine Königin vor ihm stand. „Ich war schon den ganzen Abend darauf gefaßt und ich bin bereit dazu. Das Maß meines Duldens ist zum Ueberlaufen voll geworden, das Unerträglichste hab' ich ertragen, das fast Unverzeihbare Dir verziehen. Bis an die äußerste mensch-

liche Grenze gegangen ist meine Hoffnung auf dauerndes Glück mit Dir. Nun aber weiß ich es zur Genüge: all mein Dulden und Ertragen, all mein Verzeihen und Hoffen, es war nur vergeblich, und mein Leben mit Dir war ein ewig neu getäushtes, neu verkümmertes, so recht ein verlorenes Leben, wenigstens mit Dir, Werner; Gott sei Dank! nicht auch mit meinen Kindern. Fürchte nun aber nicht, daß ich Dir lange vorklage, was Alles ich Dir und unserm Hause als Frau und Mutter gewesen — siebenundzwanzig volle Jahre! — Ist das Alles spurlos an Dir vorübergegangen: so laß auch mich jetzt davon schweigen! Denn davon noch zu reden, kann mich nur entwürdigern!“

Sie hielt einen Augenblick inne. Werner hatte den Kopf tief gesenkt und schwieg. Sie aber fuhr jetzt wieder fort:

„Als ich selber hundertfache Ursache hatte, wegen deiner Untreue mich von Dir zu trennen, und Dich vor Gericht zu verklagen, da war ich zu stolz dazu, ich hatte Dich auch noch viel zu lieb und konnte meiner Hoffnung auf deine Umkehr noch nicht entsagen. Ich verzieh Dir und ein neues Leben des Friedens ging uns auf, aber ach, auf wie nur kurze Zeit! Jetzt, Werner, wo Du mich selber aus meinem Hause hinausdrängst, um einer Andern Platz darin zu machen, jetzt bin ich gleichfalls zu stolz, um als unwürdige Bettlerin mein Verbleiben bei Dir zu erflehen, und thät' ich's auch, was würd' es mir viel nützen? Nein, Werner, keine neue Täuschung mehr! Das Trauerspiel unseres Hauses soll nun zum Abschluß kommen! Deshalb viel eher, als Du Dir vorstellst, werd' ich Dich und dein Haus verlassen, weil mir das noch am Würdigsten und am Wahrhaftigsten dünkt. So nehm' ich alle Schuld auf mich, wie Du's auch wohl mir an-

sinnst, und dann sei Du selber der schuldlose Kläger gegen mich! Ich gönne Dir diesen Triumph, der mir selber vor innerer Schmach das Herz abpressen würde, müßt' ich mich dessen rühmen gegen Dich. So ziehe denn die Andere, die mich von hier vertreibt, statt meiner hier ein! Mit mir zieht mein gutes Gewissen. Eine bessere Schicksalsgefährtin wüßt' ich mir nicht. Und damit lebe wohl und, wenn Du's vermagst, auch glücklich!"

Mit abgewandtem Gesicht trat sie zur Thür. Werner sprang, von seiner Betäubung ernüchtert, auf, ergriff sie bei den Händen und rief: „Nein, Irene, so nicht, in solchem Groll scheide nicht von mir! Hast Du denn gar kein Wort mehr der Liebe für mich? O daß Du mir in's Herz hineinschauen könntest, wie's da drinnen tobt und wühlt und frist! Den Verstand müßt' ich verlieren oder mir eine Kugel durch den Kopf jagen, wenn ich Ellinor nicht besitzen dürfte! Wenn ich's auch hundertmal wollte: ich kann nicht mehr mit Dir glücklich werden. Zu nackt und häßlich liegen alle meine alten Sünden vor Dir da. Auch nicht in den alten Lasterpfuhl will ich mehr zurücksinken, und doch müßt' ich's, wenn ich noch länger mit Dir leben würde. Was kann ich für meine Natur? Aber mit Ellinor, die wie einen reinen Gott mich anbetet — ich schwöre Dir's zum ewigen Himmel! — mit ihr werd' ich ein neues Leben beginnen, ein sittliches eheliches Leben! Gilt Dir diese Gewißheit denn gar nichts und kann sie Dich nicht großmüthig für mich stimmen? Hattest denn auch nicht gerade Du mir Ellinor so hoch gerühmt und kannst Du jetzt den Stein der Verdammung auf sie werfen, weil sie meine geistige Retterin sein wird?“

„O Werner, wie entsetzlich Du Dich selber betrügst! Was meiner treuen Liebe in so langer Zeit nicht möglich

geworden, das sollte diese Andere zu Stande bringen, die Du erst seit wenigen Tagen kennst? Und das Glück sollte sie Dir dauernd bereiten können, was mir selber immer mißlungen ist? Aber nein, nicht steinigen will ich die arme Verblendete, nur weinen laß mich über sie und über ihr Leben bei Dir. Einzig ihre Mutter verdamm' ich, die listige Schlange, die ihrer Tochter vom falschen Paradiese vorgezischt hat“.

„Woher willst Du das wissen?“ fragte er plötzlich hoch überrascht.

„Von meinem Herzen weiß ich es, das gilt mir genug!“ erwiderte Irene hoheitsvoll. „Nun hab' ich ausgerebet. Laß mich gehen!“

Und wieder wandte sie sich von ihm ab, er aber stürzte vor ihr auf das Knie, umklammerte ihr Kleid und flehte: „D nur noch einen Händedruck, nur noch einen letzten Kuß der Vergebung!“

Schmerzlich erschütterte machte sie sich von ihm los und zog die Hände von dem noch immer vor ihr Knieenden weit zurück.

„Werner! keine heuchlerische Komödie mehr in solch' tragischer Wahrheit! Verlange nicht das Uebermenschliche von mir und nicht den Ausbund aller Unnatur! Mit vollen Händen hab' ich viele Jahre lang meine Großmuth fruchtlos an Dich verschwendet, jetzt bin ich bettelarm daran geworden und müßte sie mir erst erlügen! Doch ich will wahrhaftig bleiben bis an's Ende!“

Mit stierem Blick richtete er sich langsam auf.

Flammenden Auges streckte sie ihre Hände ihm entgegen und sagte noch: „So tanze Du mit der Andern auf dem Grabe meiner Liebe, meines Glückes! Möchtest Du nur

sammt ihr bei diesem gottlosen Tanze nicht zu Grunde gehen!
— Leb' wohl! Du siehst mich niemals wieder!"

Jetzt schritt sie wirklich hinaus.

Wie im Blödsinn starrte Werner ihr nach, dann sank er halb ohnmächtig auf sein Ruhebett und vergrub sein Gesicht in die Hände.

Der Tragödie erster Akt war zu Ende.

Vorhang der Nacht, falle nieder!





Drittes Kapitel.

Srene hatte während der ganzen Nacht kein Auge mehr zugethan, nicht einmal sich niedergelegt. Auch Dora nicht.

Nachdem die Mutter, kurz nach ihrer Rückkehr von Werner ihrer Tochter das Unausprechliche gesagt, wie sie diesmal gemußt, und deren erster Sturm der Empörung gegen den Vater sich ausgetobt, hatte sich auch Dora als gleiche Heldin, wie die Mutter, bewährt. Ohne jede Sentimentalität, die neben solch' riesigem Schmerz keinen Platz mehr fand, aber auch ohne jede verzweifelte Klage, die ihre Kraft nur unnöthig gelähmt haben würde, waren die Beiden erst in Berathung getreten: wohin sie in dieser äußersten Nothlage ihr nächstes Reiseziel zu richten hätten. Daß sie ohne jeden Verzug das Haus verlassen müßten, darüber war bei ihnen von vornherein jeder Zweifel ausgeschlossen.

Erst war Treenen das Haus ihres Bruders Fritz als künftiger Aufenthalt vorgeschwebt, die Vorstellung von dessen zwar rechtschaffenem, aber doch zu herbem Charakter hatte sie jedoch schnell wieder davon abgebracht, und Dora, die sich vor diesem Onkel schon als Kind gefürchtet, war ihr

dafür besonders dankbar gewesen. Beide bedurften jetzt des milden Verständnisses in einem treuen, trostgewillten Menschenherzen, und wo in der weiten Welt wäre jetzt ein besseres für sie zu finden gewesen, als bei Frau Agnes von Deltz? Der Gedanke freilich, daß auch diese dann in ihr unsägliches Leid so unmittelbar mit hineingezogen würde, drückte ihren Entschluß wieder etwas danieder. Hatte sie aber nicht dennoch das Gooser Trauerspiel erfahren müssen, darin auch ihr eigenes einziges Kind eine Rolle spielen mußte? Wozu sich drum aus unnatürlich empfindsamen Bedenken lange sträuben gegen das, was die Natur der Dinge so klar und bestimmt als das einzig Richtige bezeichnete? Hatte Irene auch in all' den langen Jahren ihrer Freundin Agnes niemals etwas vom Geheimniß ihres ehelichen Unglücks anvertraut: jetzt, wo es den denkbar höchsten Gipfel erstieg und es alle Welt erfahren mußte, jetzt war ja jede Schranke zarter Rücksicht gefallen. Zwischen den zwei Frauen mußte unumgänglich und unverhohlen davon geredet, sowie die Zukunft berathen werden. Jede der beiden Freundinnen bedurfte der andern, um ihr mehr oder minder hartes Schicksal mit vereinter Kraft und mit gegenseitigem trostvollen Rath um so leichter ertragen zu können. Und würden sie's nicht auch vermögen, da ihrer Beider mütterliches Gewissen bezüglich der Vereinigung ihrer Kinder ein gleich ruhiges war?

Drum in Gottes Namen zuerst zu Frau von Deltz, die nach Elisabeth's Hochzeit sich wieder in Schloß Strelow dauernd niedergelassen und nur die Sommermonate in der Deltzer Waldeinsamkeit zubringen wollte. Aber auch für Wolf und Elisabeth war das der einzig richtige Ort, an dem sie das Schreckliche erfahren sollten, um gemeinsam mit

den Müttern auch ihr eigenes weiteres Verhalten dem Vater gegenüber berathen zu können.

Wo sich dann Frau von Goos mit Dora dauernd niederlassen würde, das blieb noch eine offene Frage. Nur hatte Irene schon jetzt den bestimmten Entschluß gefaßt, die Gastfreundschaft in Strelow nicht länger in Anspruch zu nehmen, als unumgänglich nothwendig war, und sich dann von dort aus nach einem für sie passenden, stillen, weltentlegenen Aufenthalt umzusehen.

Nachdem dies Alles zwischen Mutter und Tochter durchberathen war, übernahmen sie mit schwerem Herzen das tragische Geschäft, ihre Habseligkeiten zusammenzusuchen. Auch jedes, ihnen besonders theure Andenken von Irenen's Eltern legten sie unter bitteren Thränen dazu, bis drei große Koffer voll gepackt waren. Sie hatten erst damit angefangen, als die ganze Dienerschaft im Nachtschlaf lag. Nur der einzige Kammerdiener, Joseph, ein schon sechzigjähriger Mann, durfte ihnen dabei behilflich sein. Während Herr von Goos fast jedes Jahr seinen eigenen Diener gewechselt, hatte Irene diesen einzigen schon seit fünfundzwanzig Jahren sich zu erhalten gewußt. Es war ihm jetzt zwar gar Nichts über Grund und Ziel dieser überstürzten Abreise bekannt, er ahnte jedoch dunkel, was vorging, und bald nur mit stummem Kopfschütteln, bald mit einem Seufzer oder mit einer Thräne, begleitete der Alte dieses, in tiefer Nacht besonders unheimliche Geschäft.

So war's endlich vier Uhr Morgens geworden. Schon im Reisekleid setzte sich dann Irene noch an den Schreibtisch und schrieb einen Brief an Wolf, der diesem noch vor dessen frühzeitigem Ausritt übergeben werden sollte. Inzwischen hatte der alte Joseph in größter Stille den Kutscher geweckt.

Kein Mensch sonst im Schloß merkte etwas davon. Eine Viertelstunde darauf fuhr der große Reisewagen fast lautlos vor das Schloßthor, gleich vorsichtig still wurden die Koffer aufgeladen. Es war Zeit zum Einsteigen. Wie ein kleines Kind weinte der Alte und konnte nicht oft genug die Hände seiner armen gnädigen Herrin küssen. Irene that noch einen letzten Scheideblick aufwärts zum Schloß und dann noch einen zweiten zum Himmel. Krampfhaft drückte sie Dora's Hand, die ganz gebrochen vor sich hinschluchzte, dann stieg sie rasch in den Wagen und zog die Tochter nach. Noch war es dunkle Nacht. Nur die schwarzen Wolken konnte man fliegen sehen. Da fuhren die Beiden den Schloßberg hinunter.

Was Alles Irenen's Herz bei dieser Wegfahrt empfunden und was an ihrem Geiste vorübergezogen: darüber schweigen, heißt am Ergreifendsten davon reden. . . .

Zwei Stunden später fuhr ein zweiter Wagen dem ersten nach. Wolf und Elisabeth saßen darin mit so verweinten und verstörten Gesichtern, als führen sie geradewegs auf den Kirchhof, ohne noch klar zu wissen, was Alles von ihrem eigenen jungen Glück mitbegraben werden sollte.

Der Brief, der sie zu dieser plötzlichen Abfahrt bewogen, lautete:

„Morgens 4 Uhr.

Geliebteste Kinder!

In einer Stunde fahr' ich mit Dora nach Strelow. Verzeiht, daß ich Euch nicht schon gestern davon benachrichtigen konnte! Meine plötzliche Abreise kam ganz unerwartet, und ich kann Euch die Gründe dafür nicht mehr ausführlich mittheilen. Kommt deshalb noch heute Morgen unverzüglich mir nach, dann werdet Ihr bei Visk's Mutter

Alles durch mich erfahren! Vermeidet auch, vor Eurer Abreise mit dem Vater noch zusammenzutreffen, denn es wäre nicht gut. Solltet Ihr jetzt schon Schlimmes argwöhnen, so haltet Kopf und Herz aufrecht und stellt, gleich mir, all' Eure Sorgen dem Himmel anheim! — Seid darum weder allzu furchtsam noch allzu traurig und laßt Euch bald umarmen von Eurer treuen, tief betrübten

Mutter!“

An Werner selber hatte Irene kein einziges briefliches Wort hinterlassen, und nur dem Kammerdiener Joseph aufgetragen, daß er ihm des Morgens ihre und der Kinder erfolgte Abreise melden sollte, weiter nichts. Wie hätte denn ihr Abschiedsbrief auch lauten, oder was nützen sollen? Was sie ihm noch zu sagen gehabt, war gestern Abends gründlich ausgesprochen worden, und jede briefliche Wiederholung hätte diese Worte nur abgeschwächt. —

Es war schon zehn Uhr, als Werner, der, von innerer Unruhe gequält, erst gegen Morgen einschlafen konnte, mit dumpfen, schwerem Kopf erwachte. Schlastrunken rieb er sich noch die Augen, und es ward ihm schwer, sich wieder über Alles vom gestrigen Abend klar zu werden.

Nachdem er seinem Diener geklingelt, war er nicht wenig überrascht, als er statt des jungen Georg, der seine Person gewöhnlich bediente, den alten Joseph mit traurigem Gesichte vor sich dastehen sah.

„Was wollen Sie heute bei mir?“ herrschte er ihn an.
„Wo ist Georg?“

„Ich wollte dem gnädigsten Herrn im Auftrag der gnädigsten Frau nur gehorsamst melden, daß sie mit Fräulein Dora heute Morgen um fünf Uhr abgereist sei, und die junge gnädige Herrschaft zwei Stunden später.“

„Was, auch mein Sohn?“ zuckte Werner überrascht zusammen. „Wohin sind sie?“

„Das ist mir unbekannt. Der junge gnädige Herr scheint aber bald wieder zurückzukehren, denn er hatte nur eine Reisetasche mit sich genommen,“ beschwichtigte der Alte, dann fügte er sehr nachdrücklich hinzu: „Die gnädige Frau hingegen drei große schwere Koffer.“

„Dummer, alter Schwäger!“ polterte Werner wieder. „Was hast Du Dich drum zu kümmern? Ich hätte gute Lust, Dir auf der Stelle den Laufpaß zu geben.“

„Der gnädige Herr dürfen nur befehlen!“ antwortete der Graukopf, den jetzt nichts mehr an dies Haus fesselte.

„Hinaus mit Dir, Unverschämter! Georg soll zu mir kommen!“

Mit hochgetragendem Kopfe schritt der Alte hinweg. Herr von Goos ließ den seinigen tief sinken und brütete vor sich hin.

„Also fort ist sie, wirklich fort von hier und allem Anscheine nach auf Nimmerwiederkehr! Und auch Dora hat sie sogleich mitgenommen. Pah, nach dieser verlang' ich erst recht nicht mehr zurück. Aber auch die zwei Andern sind nachgefahren? Ei, ei, das ist ja die leibhaftige Conspiration gegen mich! Um, was mach' ich mir daraus! Noch bin ich hier der oberste Herr, und wer sich gegen mich auflehnt, soll meine starke Hand verspüren. Drum lustig, lustig! 's ist Alles ja wie am Schnürchen gegangen! Und jetzt sogleich in den Sattel geworfen und nach Kottberg geflogen! Ja, nun hol' ich mir dort den ersten Kuß!“

Es war indessen ein seltsam Ding mit diesem selbstcommandirten Jubel. Nur allzu schnell verflog er wieder, statt dessen drängten sich ganz ungerufen ein paar schwere

Seufzer aus Werner's Brust herauf, und ihm war das Herz auf einmal so leer und öde, als ob alle Fähigkeit, sich jemals des Lebens wieder freuen zu können, darin für immer erstorben wäre.

„Pah, nur der jähe Uebergang ist es, von all' dem stürmischen Ringen zum glücklich erreichten Ziel!“ redete er sich wieder ein. „Ist doch der Mensch ein erbärmlich feiges Geschöpf! Kann er denn niemals ganz fertig werden mit diesen Eierschalen einer kindischen Moral, die Einem von der Katechismuslektion noch anhängen bis in's Mannesalter? Hinweg damit für alle Zeit meines Lebens!“

Jetzt stand Georg vor ihm, ein junger, kräftiger Bursche. Rasch half er seinen Herren ankleiden, heute in ausnehmend gewählter Toilette. Wohlgefällig befah sich Werner hierauf im mannhohen Spiegel. Ein feiner Gentleman vom Scheitel bis zur Sohle, und wie schön noch für seine Jahre! Auch Ellinor's verlockendes Bild stand vor seinem Geist und er schmunzelte: „Wie wir Zwei süperb zusammenpassen!“

In diesem zusammengekrampften Hochgefühl schritt er hinunter zum Frühstückszimmer. Doch was war das heute nur? Diese nie zuvor empfundene, grenzenlose Dede im ganzen Schloß! Er allein saß darin am alten Familientisch, er, das Haupt des Hauses, ohne Frau, ohne Kinder, fast ohne sich selber. Wie auf einem menschenleeren Kirchhof voll ewig stummer Gräber kam er sich vor.

Jetzt führte er die Kaffeetasse zum Mund. Schnell setzte er sie auch wieder ab und griff nach der nahen Klingelschnur. Georg trat ein.

„Hinweg mit diesem faden Geföff! Eine Flasche Cognac! Und dann die Amanda satteln lassen mit dem ganz neuen Zaumzeug!“

Der Diener räumte rasch das Kaffeefervice weg und trug es hinaus, während dessen sein Herr unstät auf und niederschritt. Dann trat jener wieder ein, entforckte die Cognacflasche, und Werner stürzte ein Kelchglas nach dem andern in den nüchternen Magen.

„Ah, das giebt Feuer und verscheucht alle Scrupel und Grillen. — Du sollst leben, schöne Ellinor!“ — Und wie um zehn Jahre außen und innen verjüngt, jagte er kurze Zeit darauf auf dem kostbarsten Pferde seines Stalles nach Rottberg.

„Das ist ja fabelhaft schnell und gut gegangen, lieber Goos! Man könnte fast an ein Wunder glauben“, rief die Gräfin mit strahlenden Augen aus, nachdem ihr Werner, im Salon bei ihr sitzend, seine Unterredung mit Irene, natürlich nach seiner eigenen Fassung, sowie deren bereits erfolgte Abreise mitgetheilt hatte.

„Und wirklich ohne jeden Groll, mit vollem, beiderseitigem Einverständnis haben Sie sich von einander getrennt? — Die Gute! — Ich hätte, ganz ehrlich gestanden, ihr diese einsichtsvolle Großmuth kaum zugetraut. Doch freilich, sie ist ja doch auch, wie Sie mir sagten, durch Ihre Generosität so brillant situirt, daß ihr's nach all' dieser ehelichen Misère wie eine wahre Erlösung vorkommen muß, ihre Tage nun so aus dem Vollen für sich allein genießen zu dürfen. Daß sie zugleich die Tochter mitgenommen hat, finde ich ebenso begreiflich von ihr, wie rücksichtsvoll und klug von Ihnen, lieber Goos, daß Sie das zugestanden haben“.

„Aber jetzt darf ich Ellinor doch endlich sehen und um-

armen? Ich verbrenne vor Sehnsucht!" rief Werner. Und es war gut, daß dieser Liebesbrand sein Gesicht so heiß erglühen machte, und die Schamröthe über seinen Lügenbericht dadurch in den Hintergrund drängte.

"Nur noch ein klein wenig Geduld!" mahnte die Gräfin mit kühlem Lächeln und fuhr dann fort: „Was endlich die spätere Situation meiner eigenen Tochter betrifft, so freut es mich, Ihnen sagen zu können, daß ich auch diese zarte materielle Frage, die leider nun einmal nicht zu umgehen gewesen, zu meiner vollkommensten Befriedigung erledigt finde. Nur natürlich — wir Alle sind ja nur sterbliche Menschen — wollen Sie Ihre mir mündlich gemachten Angaben schriftlich vorderhand bekräftigen, bis dann später die gerichtliche Verschreibung stattfinden kann. Sie sind doch bereit dazu?“

„O gewiß, zu Allem, was Sie von mir fordern! Nur spannen Sie mich nicht noch länger auf solche Folter!“

„Könnten Sie sich's doch vorstellen, lieber Goos, wie schwer es mir fällt, solche nüchternen Zahlen feststellen zu müssen! Doch, werden auch zum mindesten die Ehen aus Liebe gewiß alle im Himmel geschlossen: Menschen, die mit der Erde und deren Sorgen zusammenhängen, sind doch auch die glücklichsten Eheleute und sie bleiben es gewöhnlich nur dann, wenn auch ihr irdisches Wohl über allen Zweifel festgestellt ist. Nun aber, lieber Goos, sollen Sie auch für Alles belohnt werden! Nur noch ein paar Minuten, und Sie werden Ellinor als Ihre Braut umarmen dürfen!“

„Endlich!“ rief Werner aufathmend und erhob sich zugleich mit der Gräfin, die in's Boudoir ihrer Tochter übertrat, um sie auf Alles vorzubereiten und nöthigenfalls auch deren letzten Zweifel zu verschrecken.

Es ging jedoch nicht so leicht, als die Mutter sich's dachte. Noch wehrte sich Ellinor in unheimlicher Scheu. Seufzer und Thränen waren oft deren ganze Erwiederung. Die Mutter aber ließ nicht nach, in ihr zu schüren und immer wieder zu schüren. Endlich schlug die Flamme ihrer Leidenschaft hoch auf, und auch die letzten Scrupel, das letzte Widerstreben verzehrte sich darin.

Herr von Goos, der so unverhofft lange zu warten gehabt, wußte schon nicht mehr, wie er sich diese qualvolle Zeit, bald auf- und abschreitend, bald auf die Fenster Scheibe trommelnd, vertreiben sollte. Jetzt riß er die Glashür auf. Sein hämmerndes Herz verlangte nach frischer Luft, und er trat auf die Veranda. In sommerlichem Frieden lag der Park vor ihm. Wolkenlos blaute darüber der Himmel. Welch' verhöhrender Gegensatz zu seinem Innern! Alle bösen Geister waren darin losgelassen. — In die Hölle mit ihnen! — Und jetzt trat auch noch der Geist Trenen's vor vor ihn hin, ein bleicher, gramverzehrter Schemen. Wie ihm davor graute! —

Da endlich, endlich erschloß sich die Seitenthür, Frauengewänder rauschten, und mit raschem Schritt trat er wieder in den Salon.

„Ellinor!“ schrie er jetzt mit weit ausgebreiteten Armen hinaus und an allen Gliedern zitternd, das Gesicht noch ganz von Thränen übergossen, sank sie wie willenlos an Werner's Brust. Seine dürstenden Lippen preßten sich auf die ihrigen, die noch halb widerstrebten, halb sich's gefallen ließen. Nun war es um sie geschehen. Die Mutter, ihr Dämon, verzog den Mund zu triumphirend höhnischem Lächeln. Ihr Ziel war erreicht. Der reichste Edelmann

der Provinz war ihr zukünftiger, ihr völlig unterthäniger Schwiegersohn!

Wolf und Elisabeth waren schon am andern Abend wieder von Schloß Strelow zurückgekehrt, mit tiefstem Herzleid zwar, aber auch mit ungebrochenem jungen Muth, den ihre nunmehrige Lage gebieterisch verlangte. Der so wohl gemeinte Vorschlag von Frau von Deltz, daß ihr Schwiegersohn den Gooser Pacht sofort, sei's auch mit denkbar größtem Schaden, aufgeben und dann bei ihr seinen Aufenthalt nehmen sollte, war von Wolf dankbar abgelehnt worden. Als unmännliche Feigheit erschien es ihm, schon jetzt die Flinte in's Korn zu werfen, ebenso klar aber auch als seine Mannespflicht, auf dem Plaze, den ihm das Leben nun einmal angewiesen, wie ein tapferer Soldat so lange aussharren zu sollen, bis der Kampf alle menschliche Kraft oder Klugheit übersteigen würde. Zudem waren auch die Strelow'schen Güter auf lange Jahre hinaus schon verpachtet. Wie sollte er drum als ein Nichtsthuer sein Leben hinbringen können? Oder hätte er ein fremdes Gut als Pächter übernehmen sollen, er, weit und breit der reichste Erbherr? — Er hatte mit dieser Anschauung dann auch vollkommen gesiegt bei den zwei Müttern sowohl, wie auch bei seiner eigenen jungen Frau, die schon von vornherein auf seiner Seite gestanden und dann mit gehobenem Stolge zu ihm aufblickte, dem sie eine gleich muthige Gefährtin sein wollte in diesem, ihnen aufgedrungenen, schweren Lebenskampfe.

Ueber Mutter Goos und Dora war vereinbart worden, daß sie vorderhand in Strelow verbleiben sollten, bis sich

ein anderer, möglichst einsamer Aufenthalt in der Umgegend gefunden haben würde, und alle noch so dringenden Bitten von Frau von Delz, in ihrem eigenen Schloß sich niederzulassen, vermochten den Entschluß Ireneo's nicht umzustossen. Nicht, weil sie sich etwa fürchtete, Agnes mit der Zeit lästig zu fallen: nur ein eigenthümliches Bedürfniß nach Selbständigkeit, das auch ihre Freundin zuletzt ihr nachempfand, drängte sie, ihren eigenen Herd mit Dora irgendwo anders aufzuschlagen. An materiellen Mitteln gebrach es ihr hiezu in keiner Weise, wenn sie auch fest entschlossen war, keinen Pfennig von Werner dafür anzunehmen. Schon ihre eigene Mitgift reichte dazu mehr, als vollkommen, aus. —

Waren das nun in Strelow traurig ernste Stunden gewesen von der höchsten Bestürzung bis zum langsam wieder gesammelten Muth! Kein Vorwurf, keine Reue war darüber laut geworden, daß man Wolf und Elisabeth einst zusammengegeben hatte. Was in der allerbesten Absicht ausgeführt worden, dessen Folgen mußten nun auch ertragen werden. Wer kann sich denn auch gegen die Schläge unverschuldeten Schicksals versichern?

Solche Besprechungen hatte Schloß Strelow wohl noch nie zuvor in seinen Mauern erlebt. Waren's aber auch recht bittere Thränen, die alle Fünf beim Abschied weinen mußten, so hatten doch die Abreisenden, wie die Zurückgebliebenen, dabei die Empfindung, daß alle Uebel und Schmerzen dieses Lebens zurückstehen mußten gegen jene allergrößten der selbstgewollten Schuld. Daß diese der eigene Mann und Vater verübt, das that ihnen Allen noch am Wehesten, und unter all' ihren schmerzlichen Empfindungen war jene des Mitleids mit Werner nicht die geringste. Sie sprachen das

auch offen vor einander aus, und Wolf war mit Elisabeth schon zum Gehen bereit, da sagte dessen Mutter noch: „Wolf, Du kehrt nun zurück zum armen, verblendeten Vater, und eine sehr schwere Aufgabe bei ihm wartet auf Dich! Jeden Tag kann sie eine andere sein, und wie Du sie jedes Mal als Sohn erfüllen sollst, darüber kann ich Dir keine Belehrung mit auf den Weg geben. Dein eigenes Herz muß in jeder neuen Stunde Dich neu darin unterrichten. Nur das Eine versprich mir! Laß niemals gegen den Vater einen gottlosen Groll in Dir aufkommen! Begegne ihm vielmehr voll ehrfürchtigen Mitleids, wie einem unglücklichen, von unseliger Leidenschaft bethörten Mann, der selber vielleicht sich dessen, was er uns angethan, nicht völlig bewußt ist. Wer kann denn auch, außer Gott, der Menschen Kopf und Herz völlig ergründen, was darin gesund ist und was krank? Auch der verworfenste Verbrecher verdient ja noch Mitleid, und von den besten Menschen erst recht. So halte denn in Gottes Namen aus in Geduld und Besonnenheit, solange Du's nur vermagst! O wie gern hätt' auch ich es gethan! Doch meine Zeit war um. Ich konnte, ich durfte nicht mehr bleiben. Das wißt Ihr Alle und habt mir's auch zugestanden! — Und auch Du, liebe Lisl, folg' als brave, muthige Frau deinem Manne nach auf allen seinen Wegen, denn es werden die richtigen sein. So kannst Du ihm deine Liebe beweisen und erproben, viel mehr, als in Glück und Frohsinn! Nun genug von dem, was sich ja doch nicht völlig zu Ende sprechen läßt! Der liebe Gott und mein Segen sei Euer Geleit! Und jetzt — lebt wohl!“

„Lebt wohl, lebt wohl!“ klang's unter hundertfachen

Thränen von den Andern nach, und auch dieser schwere Tag war überstanden. —

Die jungen Eheleute verhielten sich nach ihrer Heimkehr dem Vater gegenüber genau so, als wären sie gar nicht fort gewesen, und sie wollten von der ganzen Katastrophe so lange vor ihm schweigen, bis er selber das Reden darüber ihnen aufzwingen würde. Er verzögerte jedoch diese bedenkliche Zwiesprache von Tag zu Tag, und sorglich vermied er sogar jedes Zusammentreffen mit ihnen. Konnte er es aber einmal nicht verhindern, so that auch er desgleichen, als wäre unterdessen gar nichts Besonderes vorgefallen.

Die erste Begrüßung zwischen Vater und Sohn, die sich zufällig im Schloßhose trafen, war freilich ebenso befangen, wie frostig, und auch, als Werner seiner Schwiegertochter zum ersten Mal im selben Alleeingang des Parkes begegnete, waren sie nach ein paar gleichgiltigen Grüßen an einander vorübergegangen. Das frühere trauliche Zusammensein nach dem Abendessen hörte von selber auf, weil Werner niemehr vor später Nacht von Rottberg zurückkam, und die beiderseitigen Wohnräume lagen so weit auseinander, daß es leicht möglich war, das Bereich derselben streng abzugrenzen. Zudem konnte Wolf auch sicher darauf rechnen, sowohl draußen auf dem Gutsgebiet, wie in allen Wirthschaftsräumen, mit dem Vater niemals zusammenzustößen. Elisabeth hielt sich, wie eine freiwillig Gefangene, meistens in ihrem Zimmer auf, weil sie vor jedem Ausgang, auf dem sie ohne Wolf dessen Vater begegnen könnte, von Tag zu Tag mehr sich fürchtete. Ein ebenso unnatürliches, wie unerquickliches Zusammenleben, das den Beiden das schreiende Mißverhältniß zwischen theoretischen nuthigen Vorsätzen und deren praktischen Ausführung so recht schmerzlich empfinden ließ.

So waren acht Tage vergangen. In der Augenweide und in den Küssen Ellinor's schwelgend, die er schon ganz als seine Frau betrachtete, war Herr von Goos auch schon der letzte Rest von innerer Beunruhigung abhanden gekommen. Auch die Comtesse hatte sich dem berausenden Zauber seines, an Leib, wie Geist gleich bevorzugten Wesens immer leidenschaftlicher hingeeben, und die Mutter keine Gelegenheit versäumt, mit dem Giftthauch verführerischer Beredsamkeit die Bluth der Liebe im Herzen der Tochter immer neu anzufachen und jede neue Beängstigung sogleich wieder einzuschläfern.

Da packte Herr von Goos mit einem Male der zwiefache Gedanke der Eitelkeit und Herrschsucht: er wollte der Gräfin, wie seiner Verlobten, beweisen, welche Selbstherrlichkeit er daheim noch besäße, der auch sein Sohn nebst seiner Frau unterthan wäre. Und Mutter sammt Tochter lud er zum Mittagische nach Schloß Goos. Biegen oder brechen war bezüglich Wolf's und Elisabeth's dabei seine Lösung.

Es war heute kurz vor dem Frühstück, und Wolf von seinen Feldern schon das erste Mal heimgewritten, als Werner diesen zu sich herüberrufen ließ.

„Nimm Platz, bei mir, lieber Wolf!“ sprach er mit schlecht gespielter Herzlichkeit den Eintretenden an, der mit einem kalten Gutenmorgen voll mißtrauischer Zurückhaltung sich dem Vater gegenüber niederließ.

„Ich wollte Dir nur sagen“, fuhr dieser, unbefangenen thugend, fort, „daß heute Mittag Gräfin und Comtesse Rottberg bei mir diniren werden, und auch Du mit deiner Frau wirst uns natürlich dabei Gesellschaft leisten!“

Wolf schoß das heiße Blut in's Gesicht. Zorn und Scham befielen ihn bei dieser Zumuthung. Doch er nahm

sich zusammen und sogar seine Stimme behielt er noch in der Gewalt.

„Verzeih' mir, Vater, daß ich bitten muß, auf unsere Anwesenheit bei deinem heutigen Mittagische verzichten zu dürfen.“

„Warum?“ fragte Werner verblüfft und maß seinen Sohn von oben bis unten.

Im selben Augenblick fuhr's blitzartig durch Wolf's Gedächtniß, wie er im letzten Frühjahr vor dem gleich erzürnten Vater gestanden, und die Mutter ihm zuvor noch die Zauberformel: „Sei ruhig — mir zu Liebe!“ mahnend zugerufen hatte. Im Geiste sah er sie auch jetzt wieder vor sich stehen. Und hatte sie ihm nicht auch in Strelow um sein Mitleid mit dem Vater gebeten? Doch auch für diesen Fall? — „Nein, tausendmal nein!“ durchfuhr es ihm Kopf und Herz, „für diesen Fall nie und nimmer!“ — Und seine Antwort auf das väterliche Warum lautete scharf und herb:

„Weil ich's vor meiner Ehre, wie vor meinem Herzen, nicht verantworten könnte, auch nur die geringste Gemeinschaft mit Jener zu machen, die meine arme, unschuldige Mutter aus dem Hause verdrängen will. Deshalb, Vater, bitt' ich Dich nochmals: verzicht' auf unsere Gesellschaft! Wir passen nicht dazu.“

„Unverschämter!“ schrie Werner und sprang auf. „Was zu mir, deinem Vater paßt, willst Du für Dich unpassend finden? Eine durchaus unbescholtene, vornehme, edle Dame, die deine zweite Mutter werden wird, willst Du zu mißachten Dich erfrechen? Ist das dein schimpflicher Dank dafür, daß ich alle deine Bitten Dir bewilligt? — Heuchler, der Du bist!“

Auch Wolf hatte sich zugleich erhoben, und flammenden Blicks, wie zwei grimme Gegner, standen sich nun Vater und Sohn gegenüber.

„Ja, ganz recht! Ein feiger, egoistischer Heuchler wär' ich Dir gegenüber, wenn ich Dir jetzt den Willen thäte, um Dich mir geneigt zu machen! Aber auch der erbärmlichste, herzlofefte Verräther meiner Mutter wär' ich, wollt' ich Jene nur eines höflichen Wortes würdigen, die deren Stelle hier ersetzen soll! — Noch lebt mir, Gott sei Dank! die erste wirkliche Mutter, die auch meine einzige bleiben soll, und wenn Du diese Comtesse auch hundertmal zur Frau nehmen willst, woran ich Dich leider nicht verhindern kann: meine zweite Mutter wird sie doch in alle Ewigkeit nicht, und von keiner Macht der Welt lass' ich sie meinem Herzen aufdrängen, auch von Dir nicht, Vater!“

„Meinen Fluch über Dich!“ stieß Werner wüthend hervor und hob die geballten Fäuste gegen ihn auf.

„Deinen Fluch?“ rief Wolf und wich nicht um Haares Breite von der Stelle. „Ich fürcht' ihn nicht, denn er trifft mich nicht! Mein Gewissen ist der Schild dagegen! O glaube nicht, daß ich das Gebot mißachte: „Du sollst Vater und Mutter ehren!“ — Nein, wahrhaftig, wenn je noch ein Sohn dies Gebot an seinem Vater hat erfüllen wollen in Ehrfurcht, Liebe und Dankbarkeit, dann bin ich es gewesen. Solang' ich's nur gekonnt, hab' ich es Dir auch durch die That bewiesen und keinen größeren Schmerz weiß ich mir jetzt, als daß ich Dich nicht mehr so ehren und lieben kann, wie mein Herz es gern möchte. Doch glaubst Du nicht auch, Vater, daß jenes Gebot: Vater und Mutter zu ehren, nur jenen Eltern gegenüber gegeben ist, die es den Kindern zu erfüllen auch möglich machen? Kann ich's denn aber in

vollem Maße, nachdem Du meine schuldblose, tugendhafte Mutter in solchem Jammer aus dem Hause gestoßen?"

"Gestoßen?" stotterte Werner, der wie ein Gerichteter wieder auf den Stuhl sank. "Sie ist ja doch heimlich daraus fortgegangen!"

"Nein, Vater, belüge Dich nicht selber!" fuhr Wolf mit einem jetzt erbarmungsvollen Blick auf ihn und weicherer Stimme fort. "Ach, wie gern wäre die Mutter bei Dir und uns geblieben! Aber sie mußte ja fort; Du selber hast es so gewollt! — Siehe, Vater, schon seit meiner Heimkehr kannte ich das traurige Geheimniß unseres Hauses und wußt' es auch, wie unschuldig die Mutter an allem Unfrieden war. Und doch — gieb der Wahrheit die Ehre! — hatt' ich's jemals an Pietät für Dich fehlen lassen? Wie herzlich war mein Dank, als Du meine Verlobung gesegnet, wie jubelt' ich auf, als nach meiner Hochzeit Euer Eheglück wieder auf's Neue zu beginnen schien! Die Mutter schrieb mir ja darüber nach Delsz ganz glückselige Briefe. Setzt aber, Vater, wo das Entsetzliche, was ich nie für möglich gehalten, dennoch Wahrheit geworden — — doch nein, laß mich schweigen! Wozu noch reden von Allem, was uns das Leben verbittert? — Nur aus meinem tief verwundeten Herzen laß mich Dich ansehen: Vater, vollbringe nicht das Furchtbarste! Nein, besinne Dich auf dein besseres Theil! — Noch ist es Zeit! — Laß ab von Jener, die Dich bethört und rufe die Mutter wieder heim! Das Andere bringt Dir kein Heil. Drum komm, sprich es aus, das erlösende Wort! Und in ehrfurchtsvollster, dankbarster Liebe des Sohnes steh' ich dann auch wieder zu Dir."

"Still jetzt mit deinen Declamationen!" unterbrach ihn Werner herrlich, der unterdessen sichtlich nach neuer

Kraft gerungen. „Was ich vorhabe: schon hundert andere Männer hatten's vor mir gethan und hundert andere Söhne sich mit Vernunft drein gefügt. Glaubst Du, daß ich mir von Dir Vorschriften und gute Lehren ertheilen lasse? Das hieße die Welt auf den Kopf stellen! — Nein, ich bleibe bei meinem Willen, ich, der Herr hier im Hause! Du aber, fecker Zunge, fort aus meinen Augen! Wir sind von heut an geschiedene Leute!“

„In Gottes Namen denn, Vater!“ rief Wolf in ungebrochener Furchtlosigkeit. „Zum Himmel heb' ich meine Hand: ich habe das Aeußerste gewagt! Gut denn, bestehe Du als Vater auf deinem Willen! Ich bleibe bei dem meinigen. Und, wie schon die Mutter von Dir geschieden ist, wie die Unschuld von der Schuld, so scheid' Dich denn auch von mir, deinem Sohn! — Auf Dir aber liegt die Verantwortung!“

Werner war nahe daran, sich in seiner Wuth an Wolf auch noch thätlich zu vergreifen. Dieser aber war rasch hinausgestürzt.

Finsteren Grolles sah ihm der Vater nach und murmelte vor sich hin: „Nun erst recht nicht! Es giebt kein Zurückweichen mehr!“

Schon eine Stunde vor Mittag war Herr von Goos in den Rottberg'schen Schloßhof eingefahren. Diesmal in seiner glänzendsten Equipage, um selber als galanter Bräutigam seine zwei Gäste zum Diner bei sich abzuholen.

Ellinor war noch bei der Toilette. Die Gräfin prunkte schon im vollsten Staat und saß ihrem zukünftigen Schwiegersohne bereits fünf Minuten im Salon gegenüber.

„Nah, lieber Werner!“ sagte sie jetzt zu ihm, „ich begreife gar nicht, wie dieses kleine Rencontre mit Ihrem Sohn Sie so aufregen konnte. Auf solche Consequenzen mußten Sie doch schon im Voraus gefaßt sein! Diese Differenz wird sich mit der Zeit ja ganz von selber wieder ausgleichen, und auch Ihr Wolf wird noch klein beigegeben, wenn er nur merkt, daß Sie energisch bleiben. Du mein Gott! wie viele ganz ähnliche Fälle sind mir schon vorgekommen, und noch in keinem einzigen ist die schließliche Versöhnung zwischen der zweiten Frau und den Kindern der geschiedenen ausgeblieben. Ja, ich weiß sogar einen Fall, wo auch die geschiedene Frau mit der späteren, wirklichen, zuletzt noch intime Freundschaft gepflegt und doch hätte sie diese in der ersten Zeit mit Wollust ermorden können. Also ruhiges Blut, lieber Goos! Lassen Sie Ihren Wolf meine Ellinor nur erst näher kennen lernen, dann garantir' ich Ihnen, daß er ihr noch der zärtlichste Sohn der Welt werden wird. Es ist nur gut, daß Ellinor von der Einladung Ihres Sohnes noch nichts weiß, so brauchen wir auch dessen trotzige Ablehnung nicht vor ihr zu beschönigen. Nun, sind Sie jetzt wieder ruhig, wieder heiter? Wie kann denn auch ein starker, genialer Mann, wie Sie, sich durch solche Bagatellen so arg verstimmen lassen?“

„Sie sind eine wahre Wunderdoktorin, liebe Gräfin,“ erwiderte Werner, ihr die Hand drückend, „denn auch für die verschiedensten Wunden ist Ihr Wort ein sofort heilender Balsam.“

„Nur älter, lebenserfahrener und auch etwas realistischer angelegt, als Sie sind, bin ich,“ lächelte die Gräfin, „darin steckt meine ganze Wunderkraft. Ah, da kommt ja unsere Ellinor!“
Es war ein entzückendes Bild von Schönheit und hoch-

heitsvoller Anmuth, als ihre große, schlankte Gestalt in kostbarer, einfacher Toilette hereintrat.

Wie von elektrischem Funken neu belebt und mit vor Liebeswahn strahlenden Blicken war Werner aufgestanden. Mit beiden Händen umfaßte er ihr Gesicht, und dieses stürmisch küßend sagte er nichts, als: „Meine Ellinor!“

„Werner!“ hauchten ihre Lippen, die sich viel mehr küssen ließen, als sie selber küßten.

„Ist das nicht wieder sehr lieb von Werner,“ schaltete die Gräfin ein, „daß er auch selber uns abholt?“

Er hatte wieder ganz vergessen, daß Ellinor von seiner Einladung des jungen Ehepaars noch gar nichts wußte, und so drängte ihn gleichsam sein Gewissen, ihr mitzutheilen, daß diese Beiden dem heutigen Diner mit beizuwohnen leider verhindert seien.

Sofort fiel die Gräfin, ihren Aerger darüber unterdrückend, auch schon ironisch ein: „Ach ja, die kleine Frau Elisabeth fühlt sich etwas unwohl, und ihr ängstlicher Herr Gemahl fürchtet sich, sie allein zu lassen.“

„Das thut mir leid,“ erwiderte Ellinor leichtthin, der es im Grunde des Herzens sehr lieb war, denn sie fürchtete sich schon längst vor dieser ersten Begegnung. —

Zwei Stunden darauf saßen die Drei am alten Familientisch im Goos'schen Speisesaal. Was vortreffliche Kochkunst und ein auserlesener Keller nur zu bieten vermochten, ward aufgetragen. Auch die Livrèen der zwei aufwartenden Diener und des stattlichen Sägers, der am Büffet sich aufgepflanzt, hätten bei einem Fürstenhofs nicht eleganter sein können. Die Gräfin hob heute den ganzen Schatz ihrer guten Laune. Gleich brillantem Feuerwerk ließ sie ihren Wit'z schießen, dessen Strahlengarben nur allzu schnell wieder

verpufften und erloschen. Die ruhige Flamme des häuslichen Herdes, die das Herz der Gäste fortdauernd erwärmt, fehlte jedoch, und durch alle mehr oder minder gezwungene Heiterkeit stahl sich in Werner's Herz das verstimmende Gefühl: nun am selben Tische mit Ellinor zu sitzen, an dem noch kurz zuvor Irene, als Frau des Hauses, ihren Platz gehabt. Auch auf Ellinor drückte deren geistige Nähe, die sie nicht los werden konnte, beängstigend, und selbst, als beim Nachtrische der Champagner schäumte und Werner sich maßlos gütlich daran that, vermochte er die Vision seiner Frau vor seinem Geiste nicht zerrinnen zu machen. Hätte er's nochmals zu thun gehabt, wäre dies Gastmahl unbedingt bis nach seiner Hochzeit aufgeschoben worden. Dieser trotzige Sohn hatte ihm heute die ganze Stimmung verpufft.

„Doch nur Geduld und Zähigkeit! Nur keine Scrupel mehr! Auch diese Gespensterfurcht wird noch völlig vergehen! — Vorüber — vorüber! — Und dann in Ellinor's Armen ein neuer Himmel voll berauschender Liebe!“ . . .





Viertes Kapitel.

Während derselben Zeit, als diese Drei hier unten tafelten, saß Wolf mit Elisabeth in bitterster Trübsal im linken Schloßflügel beisammen. Die liebliche, junge Frau war nun wirklich erkrankt, wenn auch mehr an der Seele, nachdem sie den furchtbaren Zusammenstoß zwischen ihrem Mann und Schwiegervater erfahren hatte. Mußte sie Wolf auch völlig Recht geben, daß er für sich, wie sie selber, so muthig geredet und gehandelt: die ganze Zukunft lag nun doch vor ihr wie ein sturmberwölkter Himmel, aus dem jede Stunde neue Blitzstrahlen herniederfahren konnten. Zwar fühlte sie sich in Wolf's starken, treuen Armen wohl und sicher geborgen, aber für ihr gemeinsames Liebesglück war ihr doch sterbensbange geworden. Bedurfte denn dieses nicht gleichfalls des Sonnenscheins? Wenn es auch noch so schön aufgeblüht und in gutem Boden festgewurzelt war: konnte es vom oftmaligen Anprall rauhen Sturmwindes nicht doch zuletzt an seinem Gedeihen Schaden leiden? — Dieser zaghafte Gedanke ließ sie jetzt nimmer los, ohne daß sie's auch ihrem Manne schon anvertraute. Was sollte sie dessen Herzleid denn auch schon für zukünftige Zeit erwecken

helfen, da schon die jetzige so überreich daran war? Und gerade bei Wolf, dessen Natur für sein Alter ungewöhnlich ernst gefärbt war und der mit seinem rechtschaffnen, tiefen Gemüth jede niedrige, boshafte Gesinnung doppelt schwer empfand, — gerade bei ihm mußte sie all' ihre angeborne Heiterkeit zu Hilfe nehmen, um so viel Sonnenschein, als nur möglich, aus ihrem Herzen in das seinige hineinleuchten lassen. So jung Elisabeth auch noch war: ihr kluger Kopf, wie nicht minder ihr frisches Herz, hatten ihr in ihrem noch so kurzen Ehestand diesen richtigen Rath gegeben, den auch ihre Liebe nun treulich befolgen wollte.

So hatte sie's bei Wolf schon an jenem traurigen Tag in Strelow gethan und auch jetzt wieder ihn mit so lieben Trostworten ausgerichtet, daß er, der heute keinen Fuß mehr hinaussetzen wollte, es zuletzt dennoch über sich brachte, Arm in Arm mit ihr noch einen einsamen Spaziergang durch die Felder zu machen, um dann vielleicht wieder leichtern Herzens heimkehren zu können. Wie schwer es ihm war, das bewies am besten sein melancholisches Wort, das er beim Fortgehen noch aussprach:

„Ach, Lisl, arme kleine Frau, hättest Du doch nie den Sohn eines solchen Vaters zum Manne genommen!“

Wie sie ihn jedoch deshalb auch ausankte und sich dann an seinen Hals hing, um auch die letzte Spur dieser traurigen Worte von seinen Lippen hinwegzuküssen: es half ihr nicht viel; in seinem Herzen blieben sie dennoch aufgezeichnet.

So vergingen noch ein paar Wochen. Mit einem wahren Uebereifer besorgte Wolf seine Berufsgeschäfte, nur um seine bösen Gedanken los zu werden. Sie begleiteten ihn aber dennoch Schritt für Schritt auf Felder und Wiesen, in die Wirthschaftsräume und Kanzlei; bei jeder Mahlzeit

waren sie seine Tischgenossen, sie drückten jede Unterhaltung mit Elisabeth nieder und verwirrten sogar seine Träume. Dem Vater war er ängstlich aus dem Wege geschlichen, wie ein Verbrecher vor dem geheimen Späher. Nicht ein einziges Mal hatte er ihm bisher mehr begegnet, so geschickt wußte er all' seine Wege vor jeder Kreuzung mit ihm zu behüten. Und war's schon jetzt ein solch' tragisches Verhältniß zwischen Vater und Sohn: wie sollte es erst später werden, wenn einmal die hier eingeschmuggelte Stiefmutter unter demselben Dache mit ihm wohnen würde? Nicht mehr zum Ertragen wird's sein! Eine beständige Hölle, und Vater und Stiefmutter sind die Dämonen darin! Nein, dann muß er von hier fort! Aller Muth, alle Vorsicht, hilft dann nichts mehr, und Alles muß er hier im Stiche lassen, was sein Leben bisher ausgefüllt und befriedigt: alle Arbeit und Arbeitsfreude auf dem eigenen Erbtheil! Wohin aber dann sich wenden und zu welcher neuen Thätigkeit? O daß er sich jemals der unseligen Täuschung hingeeben, in diesem Unglückshause mit seiner Frau ein glücklicher Mann zu werden! Hatte ihn aber nicht die eigene Mutter gleich vertrauensfelig darin bestärkt, oder die andere Elisabeth's ihn vor seinem Schritte gewarnt? Und nun muß ihr armes Kind es büßen! — Es ist, um sich den Tod, als einzigen Erretter, herbeizuwünschen! . . .

Solche wilde Gedankenjagd durchstürmte gar oft sein Hirn und Herz und sie rastete nur, wenn er des Abends mit Elisabeth zusammensaß und ihr liebes Gesicht, wie ihr kluges Wort, beruhigend auf ihn einwirkte. Doch näher, immer näher rückte der Zeitpunkt heran zur frivolen Scheidung und zur gottlosen Hochzeit. Schon jetzt mußte er auf den rettenden Ausweg denken und konnte doch keinen finden,

der ihm der richtige schien. Hätte doch nur er selber Alles, Alles allein zu tragen! Wie unaussprechlich liebte er ja seine Frau, wie wollte er sie schützend auf den Händen tragen und ihr junges Leben nur beglücken und verschönern! Aber wer vermag's denn in solcher Lage, in solcher Stimmung? Wer kann sich denn noch der Liebe freuen in solchem Trübsinn? —

Freilich, wer kann's? — Auch Elisabeth konnte es mit der Zeit nicht mehr, und die beiden jungen Eheleute hatten sich darin nichts vorzuwerfen: Wolf aber hatte doch noch immer seine Arbeit und konnte sich tagsüber draußen zerstreuen, auf Stunden sogar vergessen. Der jungen Frau, die meistens für sich allein sein mußte, leisteten nur trübe Gedanken in der Gegenwart und furchtsame in die Zukunft gewöhnlich Gesellschaft. Wie gern hätte sie sich so recht nach Herzenslust ihres jungen Ehestandes gefreut! Die Heiterkeit war ihr ja gleichsam angeboren als wohlthuende Ergänzung zu Wolf's viel ernsterer Natur. Nicht leicht hätten Mann und Frau besser zu einander passen und sich glücklicher ausgleichen können, als gerade sie. Wenn aber der Ernst des Mannes zuletzt in förmlichen Trübsinn ausgeartet ist und auch von außen nur verstimmende Eindrücke beständig mitwirken, wie hier: welche noch so frohe Frauennatur, wenn sie nicht zum wirklichen Leichtsinn neigt, sollte dann zuletzt nicht gleichfalls niedergedrückt und unfähig werden, sich des Lebens zu freuen, auch wenn sie hundertmal weiß, daß die Liebe des Mannes sich gleich geblieben ist? —

Elisabeth war zwar von der frühesten Kinderzeit her an große Einsamkeit gewöhnt gewesen und hatte dennoch damit fürlieb genommen. Selbst in tiefster Winterzeit, wenn halbhaushoher Schnee das Delger Waldthal bedeckte und

ihr jeden Ausgang verwehrte, war sie durch die Liebe zur Mutter und den Frieden der Natur für alle Entbehrungen entschädigt worden. Hier jedoch, in diesem, durch Unfrieden und Schuld jetzt so verwaisten Schloß Goos, meist nur mit dem eigenen schweren Herzen so allein zu sein — das war zuviel der Vereinsamung, und auch eine viel ältere, viel stärkere Frau wäre dadurch wohl verstimmt und niederbeugt worden.

Wie hatte sie sich noch vor wenigen Monaten auf das jedesmalige Heimkommen Wolf's gefreut, wie oft war sie ihm entgegen gegangen, wie traulich ihr abendliches Plauderstündchen bei den lieben Schwiegereltern gewesen! Jeder Tag erschien ihr damals ein neues anspruchsloses Fest zu sein der Liebe, des Friedens und der Freude. Jetzt aber kehrte Wolf meist nur verstimmt zu ihr heim, wenn er auch noch so stark sich bezwingen wollte. Die Wohnung der Schwiegereltern mußte sie meiden, weil sie die Stätte der Schuld, der Schmach und des Zornes geworden, und wenn gar erst die Schwiegermutter darin einziehen würde — nein, es war zu viel, zu traurig, für eine Frau von kaum achtzehn Jahren!

War's drum ein Wunder, wenn Elisabeth in solcher Verlassenheit und Trauer immer schmerzlicher jener Zeit gedenken mußte, da sie bei ihrer Mutter im Delfzer Wald, und auch später in der großen Stadt, noch so harmlos froh gewesen? War's nicht menschlich erklärlich, daß all' ihre Kinder- und Mädchenerinnerungen in ihrer Seele wieder wach wurden, wie Geschichten aus einem Waldmärchen, das nun zu so öber Wirklichkeit zerronnen war?

In der Reihe all' dieser Bilder tauchte dann auch jenes ihres gleich lustigen Veters Eckbert auf mit all' seinen aus-

gelassenen Späßen und Kraftproben. Auch an jene Blumen mußte sie denken, die sie ihm einst im Deltzer Wald zum Abschied gebrochen, und an jene einzige, die er ihr mit Lebensgefahr aus der Wildbachschlucht heraufgeholt. Deren Wasserrauschen schlug jetzt manchmal an ihr Ohr, und gleich halb verwehten Tönen eines waldfrischen Liedes klangen Eckbert's damalige Worte wieder an ihr Herz. Was konnte sie für solche Erinnerungen und Gedanken? Wenn sie sogar manchmal daran dachte, wo Eckbert nun wohl weilen möchte: ob auf dem Meer oder in irgend einem fernen Lande — lag darin für sie ein Unrecht? Sie hatte ja trotzallem ihren Wolf so lieb. Hätte sie nur nicht auch mit ihm so traurig sein und noch Schlimmeres für die Zukunft befürchten müssen! Die arme junge Frau!

Heute mußte sie vom frühen Morgen bis zur späten Nacht ganz allein zu Hause sein. Nicht einen einzigen Schritt durfte sie in's Freie wagen aus Angst, ihrem Schwiegervater ohne den Schutz ihres Mannes begegnen zu können. Dieser war in die drei Stunden entfernte Kleinstadt gefahren, eines Gutsgeschäftes wegen, wie er angab, in Wirklichkeit aber, um einen Rechtsanwalt dort zu Rathe zu ziehen: unter welchen gerichtlichen Formen er seinem Vater den Pacht aufsagen könnte, wenn auch mit noch so schweren Opfern. Er hatte Elisabeth vorher davon nichts sagen wollen, um sie bei der Heimkehr mit seinem Entschluß zu überraschen. Deren Mutter in Strelow war jedoch in sein Geheimniß eingeweiht, sie kannte den Tag dieser Berathung genau und wollte gleichfalls derselben, die sie so nah' anging, heute beiwohnen. Zwar war ihr gerade dieser Tag nachträglich sehr in die Quere gekommen, denn noch am Vorabend hatte sie ein ganz unerwarteter Gast aufgesucht, so daß sie kaum ihren Augen

traute, als er ohne weitere Anmeldung zu ihr in's Zimmer getreten.

Es war ihr eigener Neffe Eckbert von Delz, der, so eben von seiner Weltumsegelung heimgekehrt und zum Unterlieutenant in der kaiserlich deutschen Marine ernannt, in strammer junger Mannesgestalt und mit gebräuntem Gesicht sich in voller Uniform ihr vorstellte.

Die Zeit, um ihr morgiges Zusammentreffen mit Wolf noch zu verschieben, war indessen zu kurz bemessen. So mußte sie sich zur Entschuldigung an Eckbert bequemen, daß sie ihn des andern Tags leider sich selber überlassen müßte, weil ein unaufschiebliches Rechtsgeschäft in jener Kleinstadt ihr Zusammentreffen mit Wolf Goos dringend nothwendig machte. Ihr Neffe wußte dann auch sein morgiges Alleinsein sofort so humoristisch aufzufassen, daß die arglose Tante völlig beruhigt war.

Wer es ihm auch angesehen hätte, welche fast wilde Freude hinter diesem gezwungenen Humor versteckt lag! Tag und Nacht hatte er ja, seit er wieder deutschen Boden betreten, darüber nachgegrübelt, wie er's geschickt anstellen sollte, um bei seinem Besuch auf Schloß Goos die junge Frau mit Sicherheit allein treffen zu können. Und nun war dies so stürmisch ersehnte Glück ihm vom Zufall, oder, wie er in seiner Romantik geglaubt, durch eine wunderbare Fügung des Himmels gleichsam spielend ermöglicht worden! Er bedurfte all' seiner moralischen Kraft, um seine Empfindungen vor Elisabeth's Mutter verbergen zu können.

Als er sich's bei der Tante dann bequem gemacht und sich vertraulich bei ihr niedergesetzt, hatte er nur ganz oberflächlich berührt, daß ihn die Nachricht von Elisabeth's Verheirathung erst einen vollen Monat später auf seinem

Schiffe getroffen. Er entschuldigte sich deshalb, daß er erst jetzt seine Glückwünsche persönlich überbrächte, da seine schriftliche Gratulation ja doch schwerlich früher, als er selber, hier hätte eintreffen können.

„Na, und die Lisl ist ja wohl recht glücklich!“ fügte er dann mit mühsam verhaltener Ironie hinzu. „Der junge Goos muß auch nach deinem Briefe ein ganz famoser Mann sein, und die Verhältnisse sind höchst brillant. Was will man also mehr? Der alte Papa freilich, na, der hatte früher nicht eben das allerbeste Renommé, aber auch er soll ja in seine Schwiegertochter ganz vernarrt sein, wie Du mir schriebst, und da wird er sich wohl auch schon gebessert haben. Allen Respekt endlich vor der höchst verehrungswürdigen Frau Schwiegermutter! Da sitzt ja das junge Weibchen auf Schloß Goos, wie der Vogel im Hanssamen, so daß ich dem Pärchen nur herzlich gratuliren und mich freuen kann, es allernächstens besuchen zu können.“

Jeder dieser Sätze hatte Frau von Delz in's Herz geschnitten, fast wie eine versteckte Anklage gegen sie selber. Es wäre wohl am Klügsten gewesen: hätte sie ihrem Neffen sogleich all' die traurigen Ereignisse, die sich erst in jüngster Zeit in Goos abgepielt, unverhohlen mitgetheilt. Doch war's ihr gerade jetzt zu peinlich geworden, und sie hatte diese Mittheilung wenigstens bis morgen Abend aufschieben wollen, um ihm dann auch sogleich sagen zu können, daß Wolf und Elisabeth baldmöglichst zu ihr nach Strelow übersiedeln würden. — Zudem hatte Irene ihren vorläufigen hiesigen Aufenthalt schon mit einem andern in der Nähe vertauscht. So war Frau von Delz auch durch deren Abwesenheit überhoben, schon an diesem Abend auf ihr Schicksal einzugehen. —

Edbert jedoch hatte schon Alles bis in's Kleinste gewußt. Noch vor dem Besuch seiner Tante war er auf seiner Herfahrt von Kiel bei einem Jugendfreund abgestiegen und dieser, ein äußerst schneidiger Gutsherr, hatte ihm bereits die Goos'schen Familienverhältnisse in allen Einzelheiten hinterbracht. Sie waren schon längst durch die ganze Provinz von Mund zu Mund getragen und Frau Irene von Goos um ihres Schicksals willen ebenso tief bemitleidet, als Werner deshalb verachtet worden. Sogar Frau von Delß hatte dabei sich dem Vorwurfe nicht ganz entziehen können, daß sie ihre einzige Tochter in dieses längst schon wurmstichige Haus blindlings hingegeben, und man beklagte die junge Frau, die nun in solch' unwürdiger, und nächstens geradezu verzweifelter Lage ihr Leben vertrauern müßte, zusammengekettet mit solch' leichtfertiger Buhlerin, als welche man die künftige zweite Frau von Goos überall taxirte. Deren mütterliche Kupplerin, wofür Gräfin Rottberg allgemein gehalten ward, hatte die öffentliche Stimme gar noch in die tiefste Hölle der Verdammniß hinabgeschleudert.

Als Edbert dann mit zugeschnürter Kehle seinen Freund gefragt, ob seine Cousine nicht wenigstens mit ihrem Manne glücklich zusammenlebe, hatte dieser wegwerfend ihm erwidert: „Bah, glücklich! Die junge Frau soll so schlecht aussehen, wie um zehn Jahre gealtert, drum wird's auch mit ihrem ehelichen Glück nicht sonderlich weit her sein. Wolf Goos zwar soll früher ein ganz honetter Junge gewesen sein, aber jetzt ist er hasensüßiger, knausriger Krautjunker geworden. Warum hat er seinem saubern Herrn Papa nicht schon längst den ganzen Bettel von Nacht vor die Füße geworfen und seine Frau aus all' der schimpflichen Misère salvirt, bevor seine nichtsnußige Stiefmama

auf Goos ihren glorreichen Einzug hält? Will er vielleicht so lange damit warten, bis das arme Ding sich die Schwindsucht an den Hals gegrämt? Ein Scandal ist es, da noch in Goos bleiben zu können, bloß weil's an den Geldbeutel geht! Und der will einmal ein flotter Studentensenioren gewesen sein? Pfui Teufel, dann ein solch' schundiger Philister zu werden!"

Von solch' herben Urtheilen übervoll gesättigt, war Eckbert in's Haus seiner Tante gekommen. Welche Verstellungskunst hatte er drum gebraucht, um hier den harmlosen Unwissenden spielen zu können! Er war drum auch herzlich froh, daß er den ganzen Abend nur mit seinem Reisebericht ausfüllen konnte und mit den abenteuerlichsten Entschlüssen, die er morgen in Goos auszuführen gedachte, ging er dann zur Ruhe. —

Nachdem Frau von Dels des andern Morgens schon sehr frühe nach jener Kleinstadt abgefahren war, machte auch er sich bald darnach auf den Weg. Er hatte die Uniform mit einem bürgerlichen Anzug vertauscht und ging erst zu Fuß nach dem nur eine Viertelstunde fernen Dorfe, darin er einige wohlhabende, Wagen und Pferde besitzende Bauern kannte, um sich bei ihnen nach einer Fahrgelegenheit umzusehen. Zur äußersten Vorsorge hatte er sogar sein ganzes Gepäck sich heimlich nachtragen lassen. Der Grund hiesfür war ihm selber noch etwas dunkel, ihm schwebte nur die Möglichkeit vor, daß er vielleicht gar nicht mehr nach Schloß Strelow zurückkehren könnte.

Ob es aber auch ritterlich war, die junge Frau von Goos in Abwesenheit ihres Mannes im eigenen Haus zu überfallen; welche Folgen dies vielleicht bei seiner Tante nach sich ziehen würde: was fragte seine schwergetränkte

Liebe danach? Wer, wie er, sagte er sich, unter Mühsalen und Gefahren zwei Jahre lang die Welt umsegelt und dabei seine erste heilige Jugendliebe in ungeminderter Gluth und Treue mit sich herumgetragen, um dann bei der Heimkehr erfahren zu müssen, daß ein anderer, viel minder würdiger Mann das vergötterte Liebchen ihm weggestohlen und es obendrein in solch' schuld- und fluchbeladenes Haus geführt: ein solch' verzweifelter Liebhaber fragt nicht mehr lange zaghaft nach Recht oder Unrecht, nach Klugheit oder Thorheit. Er hat nur den einen furchtlosen Gedanken: die Unglückliche zu erretten aus solch' unwürdigen Banden.

Mit solchem, wie er meinte, göttlichen Freibrief im Herzen und auf demselben seinen Talisman der Delzer Waldblumen fuhr der kühne kaiserliche Marine-Unterlieutenant nach Schloß Goos. In einem leichten Berner Wagen, den er sogleich aufgetrieben, war's nach Versicherung der Bauern in drei Stunden leicht zu erreichen.

Eisig kalter Wind fuhr an diesem Spätherbstmorgen über das Flachland hin und fegte die letzten Blätter von Bäumen und Hecken hinweg. Wie gut war's, daß er den Mantel mitgenommen hatte! Unzählige Cigarretten blies er in die neblige Luft und sah den vielgestaltigen, schnell zerrinnenden Rauchsäulen hinbrütend nach. Schon fuhr er drei öde, langweilige Stunden und immer noch war er nicht am Ziel. Diese verdammten Abergäule gingen einen gar so schwerfälligen Trab und Kopf und Herz waren ihm stets schwerer geworden. Endlich, endlich stieg Schloß Goos vor ihm auf. Wie eine finstere Zwingburg glogte es ihn an, und doch waren dessen Thürme und Mauern so lichtfarbig. Nun Muth, unbeugsamen Muth! Doch für welches Ziel? Er selber wußte es noch nicht recht. Nur so, wie jetzt,

konnte es nicht in ihm bleiben! Dieses Eine war ihm völlig klar. —

Droben im linken Schloßflügel saß Elisabeth im Wohnzimmer und beugte sich geschäftig über den Stictrahmen. Die Arbeit für Wolf hatte nicht die mindeste Eile, denn bis zur Weihnachtszeit konnte sie zweimal vollendet werden. So vertrieb sie ihr wenigstens die Zeit und die Gedanken, die in ihres Mannes Abwesenheit doppelt düster waren. Zum allerersten Mal seit ihrem Ehestand hatte sie ja heute ganz allein am Mittagstisch sitzen müssen. Und wie sie aussah! Wirklich, Eckbert's Freund hatte nicht zuviel gesagt: wie eine Frau hoch in den Zwanzigen, und sie zählte doch kaum achtzehn Jahre! Eine junge Mutter, die um ihren gestorbenen einzigen Liebling trauert, könnte nicht elegischer vor sich hinblicken. Auch für die Rosen ihres Gesichtes war es schon Herbst geworden.

Jetzt trat der Diener ein und meldete: „Ein junger, vornehmer Herr ist draußen und bittet, die gnädige Frau sprechen zu dürfen.“

„Wer ist's, wie heißt er?“ fragte Elisabeth überrascht. „Hat er nicht zuerst nach dem gnädigen Herrn gefragt?“

„Nein, gnädige Frau, nur nach Ihnen. Ich bat ihn dann natürlich um Namen oder Karte, er aber sagte mir, daß ein alter, intimer Jugendfreund die Gnädige mit seinem Besuch überraschen wolle.“

„Jugendfreund, wer kann's nur sein?“ sann sie einen Augenblick erregt, dann fuhr's ihr heiß durch Kopf und Herz: „Eckbert!“ — Und Wolf ist nicht daheim! Aber konnte sie ihn deshalb abwehren? Sie faßte sich und sagte beklommen: „Ich lasse den Herrn bitten, einzutreten.“

Da stand er auch schon vor ihr, groß aufgerichtet, und

mit gleichem Ernst in Haltung, wie Miene, fragte er sie: „Lisl, kennst Du mich noch?“

Erst ward ihr bang vor seinem fast feierlichen Ton und gar so durchdringenden Blick. Dann nahm sie das Herz zusammen und sagte freundlich: „O freilich kenn' ich dich! Du bist mein Vetter Eckbert!“

Hierauf reichte sie ihm die kleine Hand, die ein wenig dabei zitterte, zum Willkomm hin und sie fügte hinzu: „Wie schade nur, daß mein Mann nicht daheim ist! Er hat in der Stadt Geschäfte zu besorgen und kommt erst spät am Abend zurück.“

„Das thut mir leid“, erwiderte Eckbert. „Ich darf aber doch hier bleiben, wenn auch bei Dir allein?“

„O gewiß! Nimm Platz, lieber Vetter!“ antwortete Elisabeth und man hörte es ihrem unsicheren Tone deutlich an, wie peinlich ihr dabei um's Herz war.

Sie setzten sich einander gegenüber und Eckbert fuhr fort:

„Aufrechtig gestanden, Lisl, bin ich auch nur um Deinetwillen hergekommen.“

„Nur um meinethun? Weshalb? Und woher kommst Du?“ fragte sie jetzt sehr verzagt.

„Geraden Wegs von der See, von einer zweijährigen Weltumsegelung komm' ich“, erwiderte er und fügte mit bitterem Lächeln hinzu: „und zwar als wohlbestellter Unterlieutenant der kaiserlichen Marine, noch viel früher, Lisl, als ich es einst bei Dir ausgerechnet hatte.“

„Warst Du vorher bei meiner Mutter?“ wollte Elisabeth ablenken, als ob sie bei dem Gedanken an diese sich schützen könnte.

„Was hätt' ich dort früher zu thun gehabt?“ fiel

Eckbert ihr in's Wort. „Erst Dich, Lisl, mußte ich vor allen andern Menschen wiedersehen.“

„Mich?“ fragte sie wieder und schlug unwillkürlich dabei die Augen nieder.

„Ja, Dich“, bekräftigte er mit großem Nachdruck.

Nun griff er in die Brusttasche, nahm daraus eine Art von Portefeuille hervor und hielt es ihr vor die Augen.

„Sieh' her, Lisl, erkennst Du das?“

„Nein, ich hab' es noch niemals gesehen.“

„Aber doch schon einmal davon gehört?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Nicht? — So betrachte hier außen diese zwei silbernen Lettern! Du siehst, es sind zwei große E. Kannst Du Dir gar nicht denken, was sie bedeuten?“

„Die Anfangsbuchstaben unserer zwei Vornamen?“

„Ah, nun kommst Du ja schon auf den richtigen Weg! Sieh Acht, nun geht's immer leichter.“

Er öffnete hierauf das Portefeuille. Getrocknete Blumenblätter unter einem Glasrahmen befanden sich darin. Auch diese zeigte er ihr jetzt hin.

„Und sieh' her, diese welken Blumen! Erinnerst Du Dich, wer diese mir einmal gebrochen und zusammen gebunden? Und weißt Du auch noch, wo?“

„Ja, Eckbert! Ich selber brach Dir einst diese Blumen, und drüben im Delfer Walde war's.“

„Siehst Du wohl, Lisl, wie gute Fortschritte dein Gedächtniß macht? Und zu welchem Zwecke hattest Du mir einst diese Blumen gebrochen?“

„Zum Abschied; ich erinnere mich noch ganz gut daran.“

„Nur zum Abschied? und nicht auch zu was Anderem, was noch viel mehr gegolten?“

„Das weiß ich nicht mehr“, gab sie unsicher zur Antwort.

„Ei, schon ganz vergessen? Ist's denn schon so ewig lange her?“

Jetzt brach sein bisher verhaltener Schmerz ungezügelt los, und er rief: „Meinst Du wohl, Lisl, ich hätte diese Blumen über drei volle Jahre lang auf meiner Brust mit herumgetragen im Studierzimmer, wie auf dem Schiff: wären sie für mich nichts anderes gewesen, als nur ein Abschiedsgruß? — Nein, Lisl, das Pfand deiner Liebe, deiner Treue waren mir diese Blumen, mein kostbarer Talisman, der mich gesiebt gegen jeden andern Mädchenblick! Hättest Du wirklich all' meine Worte, die ich damals im Delzer Walde zu Dir gesprochen, schon so bald wieder vergessen? Weißt Du auch gar nichts von jener anderen einzelnen Blume, die ich mit Lebensgefahr für Dich aus den Wildbachfelsen heraufgeholt, und die Dir sagen sollte, wie fest Du mir an's Herz gewachsen siehest? Du hast sie wohl schon lange wieder aus dem Gesangbuch hinweggeworfen, nicht wahr? Hatte Dich denn kein einziges Mal das Brausen des Wildbaches gemahnt: „Denk' an mich, bis ich wiederkehre?“ — Wie hoch und heilig hatt' ich Dir's doch auf die Seele gebunden! Und nun verweht, vergessen jedes Wort meiner Liebe? — Aber ich, ich weiß sie noch alle und an deren einstige Erfüllung hab' ich geglaubt, so fest, wie an mich selber. Sieh' her, diese Blumen bezeugen Dir's!“

Mit großen, staunenden Blicken hatte Elisabeth ihm bisher zugehört, und ihre Hände lagen ihr dabei still im Schooß. Jetzt, da er stumm brütend vor sich niedersah, erhob sie sich und sie selber war über ihre muthige Ruhe verwundert, die jetzt über sie gekommen war.

„Eckert, ich habe Dich ruhig ausreden lassen, weil

ich fühlte, daß es Dich drängte, dein Herz vor mir auszuschnitten. Willst Du nun auch mich zu Worte kommen lassen?"

„Rede!“

„Als das Alles geschah, woran Du mich jetzt wieder erinnerst, wie alt war ich damals? Kannst Du Dich auch dessen noch entsinnen?"

„Alt genug warst Du, Eisl, um schon zu verstehen, was treue Liebe bedeute.“

„Nein, Eckbert, noch nicht einmal volle vierzehn Jahre war ich alt, und in solchem Alter ist man noch ein Kind. Ich wenigstens war es damals, und hättest Du mich schon für reifer gehalten, dann warst Du eben im Irrthum gewesen. Was Liebe sei, wie ich es jetzt weiß, das hatt' ich damals wahrhaftig noch nicht gewußt. Hätt' ich Dir deshalb wirklich damals Treue versprochen, dessen ich mich nicht mehr erinnern kann, so war's nur aus einem Kindermunde gekommen, und wie könntest Du mich jetzt dafür verantwortlich machen, daß ich einem andern Manne mein Herz vergeben? Nur das Eine weiß ich auch heute noch ganz bestimmt: Du warst mir damals der liebe Better und lustige Spielkamerad, Du selber noch kein Mann, wie ich noch ein Kind, und ich war Dir auch wirklich von Herzen gut. Und eben so herzlich bitt' ich Dich, lieber Eckbert, sei auch heute nur mein Better und denk' an jenen Tag im Delfer Walde wie an eine Kindergeschichte, an deren Erinnerung ich, als verheirathete Frau, und Du als nun wirklich junger Mann, auch heute noch uns erfreuen dürfen, und die sogar mein eigener lieber Mann lächelnd mit anhören kann, wenn ich sie ihm erzählen werde! So wollen wir auch künftighin einander aufrichtig gut sein, als Better und Cousine, wie damals.“

„Ja, wärest Du nur auch glücklich geworden mit dem, der Dich vor der Zeit mir hinweggenommen“, fiel Eckbert in leidenschaftlichem Schmerz ihr in's Wort, „bei Gott, ich könnte so großmüthig sein, Dir ihn selbstlos zu gönnen und über euer Glück mich noch zu freuen! Aber die Hand aufs Herz, arme Lisl, bist Du denn glücklich geworden?“

„Ja, gewiß, ich bin es“, antwortete sie in glaubwürdigstem Tone.

„Du bist es, und ich soll's Dir glauben? So also, wie es Dir im Gesicht verzeichnet ist, so sieht das Glück deines Ehestandes aus? Nein, Lisl, suche mich nicht zu täuschen! Du bist nicht glücklich, Du kannst es nicht sein! Alles weiß ich, was in letzter Zeit sich hier ereignet: das Traurigste, das Schmachvollste, was ich noch jemals von einer Familie gehört. Nein, in solchem Pesthauch des Lasters kann kein Glück gedeihen!“

„Eckbert!“ rief Elisabeth, sich erhebend, mit abwehrenden Händen und sank dann wieder auf den Stuhl.

Er aber blieb stehen und fuhr noch feuriger fort: „O jetzt ist es ja noch ein Kinderspiel des Leids gegen das andere, wenn einmal jene verworfene Buhlerin die Stiefmutter deines Mannes geworden! Ja, warte nur, Lisl, was das heißt, mit solchem Vater und solcher Mama dann so Tag für Tag zusammengekettet zu sein und Liebe, wie Verehrung, heucheln zu müssen gegen Jene, die man nur verachten und verwerfen kann! Welche junge, sittliche Frau muß in einer solch' unmoralischen Zwangslage nicht zuletzt gleichfalls verkommen an Leib und Seele? Und immer näher rückt jetzt diese Zeit heran, was thut aber dein eigener Mann dagegen? Statt, daß er Dich schon längst auf starken Armen aus diesem Hause des Unglückes und der Schmach

herausgetragen hätte, läßt er Dich hier sitzen, komme dann auch, was immer! Und warum? Weil ihm sein Erbgut mehr am Herzen gelegen ist, als Du, seine schwache, schutzbedürftige Frau!“

„Nein, das ist eine ganz erbärmliche, gottlose Lüge!“ fiel Elisabeth, wieder auffspringend, ihm in's Wort. „Weißt Du auch, Eckbert, daß das recht häßlich von Dir ist, meinen guten Wolf jetzt so vor mir zu verleunden, wo er gar nicht hier ist und sich gegen Dich nicht vertheidigen kann?“

Dieser kindliche Zorn Elisabeth's entwaffnete ihren Vetter jetzt so völlig, daß er sich erst wieder ermannen mußte.

„Eine Lüge wär's? Nun, dann pfeifen diese Lüge bereits die Spazzen von allen Dächern im weitesten Umkreis und sie ist nicht meine Erfindung“, erwiderte er noch trotzig. Dann fuhr er wieder mit weichster Stimme fort: „Ach, Lisl, wie gut und ehrlich hatt' ich's mit meiner Liebe zu Dir gemeint! In welch' reines Haus hatt' ich Dich führen, wie zärtlich besorgt Dich durch's Leben tragen und Dich glücklich machen wollen! Siehe, dieser eine Gedanke begleitete mich durch alle Meere, die wir durchsegelt, er machte mir zur Heimath die fernsten Länder mit den wildesten Völkern; das Licht deiner Augen verklärte mir Tag und Nacht all' mein Denken und die Liebe zu Dir bewahrte mir jedes Ideal des Schönen und Guten, das ich in Dir verkörpert sah. O wieviel hundertmal dacht' ich mir den seligen Augenblick aus, wenn ich nach so ewig langer Trennung Dich im deutschen Delzer Walde wiedersehen und umarmen dürfte, als mein, auch mir treu gebliebenes Lieb, dem ich selber dann einen anderen Waldblumenstrauß pflücken wollt', um ihn als einen bräutlichen Dir auf dein schönes Haar zu legen! — Ach, Lisl, und nun ich heimgekehrt bin,

ist Alles, Alles so ganz anders, all' mein Traum von treu ausharrender Liebe zu schöner Lüge geworden! — Kann's denn nur möglich, nur denkbar sein? Und du bist als die Frau eines Andern dennoch nicht glücklich geworden, Du kannst es nicht sein!“

Jetzt hielt er inne. Elisabeth hatte bisher mit niedergeschlagenen Augen ihm zugehört und herbe Trauer lag auf ihrem bleichen Gesicht.

Edbert hielt es für eine stumme Bestätigung ihres ehelichen Unglücks. Der letzte Rest moralischer Bedenken war in seinem hochklopfenden Herzen zerronnen. Nur die Leidenschaft seiner Liebe nebst tiefstem Mitleid überwältigte sein Denken und Empfinden, und riß ihn zu neuen Ausbrüchen hin: „Aber nein, nein! — Noch ist Rettung möglich! Du darfst nicht in dieser Pestluft hier an Leib und Seele zu Grunde gehen! Nein, Lisl, wieder aufblühen muß dein reines, frisches Leben zu neuer Freude, neuem Liebesglück! Aber nicht hier, auch nicht in anderm deutschen Lande, nicht einmal in diesem alten, ausgelebten und verrotteten Europa! — Nein, weit über den Ozean in die noch jungfräuliche neue Welt will ich Dich führen und retten. An jeder schönen Insel, die Dich anlocken sollte, will ich landen mit Dir und Dir das häusliche Zelt dort aufschlagen. O wolle nur, Lisl, und komm mit! Heute noch, wenn Du willst, wo Alles so günstig zu unserer Flucht! Oder heute noch nicht, wie dein Auge mir sagt? O dann doch später, wann Dir's gefällt. Ich bin unabhängig und reich. Alles kann ich durchführen. Ich bin immer bereit und warte nur auf Dich.“

War das eine Sturmfluth von hastig hervorgestoßenen Sägen! Wie wenn im Frühjahr ein Gebirgsbach losbricht

und über einen blühenden Ager dahinbraust, so geschah es jetzt der jungen Frau. Mit stieren Augen und halb offenem Munde hatte sie bisher ihrem Vetter zugehört. Machtlos, seinen Redestrom zu unterbrechen und auch jetzt, wo er aufgehört, konnte sie noch kein Wort über die Lippen bringen. Ihre Sinne waren wie betäubt und gelähmt. Nur in bitterlichstem Weinen brach sie jetzt aus. Das war ihre ganze Erwiederung.

Edbert stutzte, auf's Höchste überrascht. Sollte er diese Thränen für eine stumme Einwilligung halten, da sie sich eine laute noch nicht getraute? Zu ihr sich niederbeugend, erfaßte er ihre Hände und fragte sie mit weichster Stimme: „Nisl, warum weinst Du so heftig? Sind das für mich Glück bedeutende Thränen? Du brauchst gar nichts zu reden, nicht einmal mich anzusehen, nicke nur! Und ich weiß dann genug.“

Jetzt schlug die junge Frau ihre noch immer thränenüberströmten Augen zu ihm auf. Unwillig entzog sie ihm ihre Hände und in beständigem Schluchzen sagte sie mit ihrer Kinderstimme:

„Nein, Edbert, ich weine nur, weil Du draußen so schlecht geworden bist, daß Du auch mich nun für so schlecht halten kannst: mich von Dir verführen zu lassen und meinem Wolf die Treue zu brechen. Ach, lieber wollt' ich doch hundertmal sterben oder alles Leid erdulden, was über einen armen Menschen nur kommen kann, als daß ich meinem guten Wolf solch gottloses Unrecht anthun könnte, solche Schande meiner Mutter und solches Weh meinem Vater in Himmel!“

Sie stockte, von Weinen überwältigt. Edbert verharrte im tiefsten Schweigen. Dann fuhr sie wieder fort:

„Ich hatte Dich, weiß Gott, recht lieb gehabt und ich wäre Dir auch jetzt wieder gut gewesen, denn mein seliger Vater und deiner waren ja leibliche Brüder. Daß Du mir aber jetzt eine solche Schlechtigkeit zugetraut, das hätt' ich nie für möglich gehalten. — Du brauchst Dich aber auch gar nicht drum zu sorgen, daß ich bei meinem Wolf zu Grunde ginge! O nein, er hat mich so lieb, hält mich so hoch und ist auch selber so anständig und so stolz, daß er gewiß nichts thun und auch nichts zulassen wird, was wir vor unserm Ehrgefühl nicht verantworten könnten. Drum laß Du ihn nur machen! Er wird schon selber wissen, was und wann er's thun muß. Und wenn es ihm bis jetzt schwer geworden ist, mit mir von hier fortzugehen, so war's gewiß nicht, um seines Erbgutes willen, als ob ihm dieses mehr werth gewesen, als mein Glück mit ihm! Nein, das darfst Du glauben: nur an seiner Arbeit hier hat er bisher so fest gehalten, weil ihm ohne diese das Leben keine rechte Freude macht. Ist das nicht schön von ihm? Aber das Andere ist leidergottes wahr: ja, Wolf und ich, wir haben in der letzten Zeit recht viele traurige Tage zusammen verlebt, uns aber dabei doch immer lieb behalten, wenn wir auch dessen nicht mehr so recht froh werden konnten. Wenn Du mich aber auch auf die schönste Insel der Welt führen würdest, die ein wahres Paradies wäre, so würden wir ja doch nur die Hölle in unseren Herzen mit hineinragen. Bei meinem Wolf aber werd' ich den Himmel schon wieder finden, in dem ich früher mit ihm so glücklich gewesen. — Jetzt, lieber Eckbert, weißt Du Alles und nun bitt' ich Dich: bereue, was Du mir Alles vorgeredet! Dann will ich auch Dir wieder Alles verzeihen!“

„O Lisl, Lisl!“ rief Eckbert tief ergriffen: „Verzeih’

meiner ersten, heiligen Liebe zu Dir und meinem grenzenlosen Mitleid um Dich, das Dich, die ich so unglücklich geglaubt, ja nur zu neuem Glücke bei mir erretten wollte! Und hab' ich auch deinem Mann Unrecht gethan, so bedenke: wie so ganz anders die Menschen draußen mich über ihn berichtet hatten! Sonst hätt' ich nie und nimmer Dich von ihm losreißen wollen. Ich bin auch gewiß kein schlechter Mensch, und hab' ich heute gegen Dich gefehlt, so war's nur aus Liebe zu Dir und aus Irrthum über deinen Mann!“

Ein Strahl innerer Ruhe flog über sein gebräuntes Gesicht.

Elisabeth reichte in gleich stiller Milde die Hand ihm hin und sagte mit wieder ganz freundlich gewordenen Augen:

„Nun sei nur auch Du wieder ganz ruhig, lieber Eckbert! — Und weißt Du, wir wollen diese Stunde für einen schweren, garstigen Traum halten, der jetzt wieder zerronnen ist und niemehr wiederkehrt. Auch meinem Wolf will ich kein Sterbenswort davon sagen, sowenig wie meiner Mutter, denn sie sollen Dir gut bleiben, wie Du auch ihnen. Und lernst Du Wolf einmal näher kennen, dann wirst auch Du ihn lieb gewinnen und erkennen, wie böse die Menschen auch über ihn gelogen haben! Nur Eines, lieber Eckbert, thu' mir zu Liebe — verlaß mich jetzt! Nicht einmal zum Mittagstisch kann ich Dich einladen. Wenn mein lieber Mann aber hier ist, dann komm recht bald wieder, und es soll zwischen uns Dreien sein, wie's zwischen guten nahen Verwandten recht ist. Und nun leb' wohl! Aber in Frieden sollst Du mir die Hand noch geben!“

Und er gab ihr die Hand. Lange hielt er sie erst in der seinigen, dann drückte er einen innigen Kuß darauf, den Kuß der Verehrung, der Bewunderung und des Dankes. Dann sagte er noch: „Ich seh's nun ein: daß Du mir für

mein Leben verloren gingst. Das ist mein Schicksal, das ich von nun ohne jede Bitterkeit tragen und darein ich mich ergeben will. Alles Glück, allen Segen auf Dich, deinen Mann und dein Haus! Und jetzt leb' wohl und in treuer Freundschaft gedenke mein!"

Noch einen tiefen, schmerzlichen Blick in ihre lieben, reinen Augen, dann hastig hervorbrechende Thränen, und gesenkten Kopfes war er eilig hinausgeschritten.

In wehmüthigem Sinnen sah Elisabeth ihm nach, und auch ihr perlten zwei lichte Thränen über die heißen Wangen.

Das einstige Liebeslied, das im Delger Walde zwischen dem Kind und Jüngling begonnen: im Gooser Schloß hat es nun zwischen dem jungen Mann und der jungen Frau für immer ausgeklungen.

„Wolf, lieber Wolf, bist Du da, hab' ich Dich wieder? Du guter, herziger Mann!"

„Mein kleines, süßes Weibchen! Ja, ich bin wieder da! Wie hast Du den Tag verbracht? Ist nichts Besonderes vorgefallen? Und hattest Du auch recht Heimweh nach mir?"

„O Du glaubst nicht, wie großes! Als wärest Du eine ganze Ewigkeit von mir fort gewesen, so hab' ich nach Dir verlangt.“

„Du gutes, treues Kind!"

So klang jetzt am späten Abend das andere Wechsellied, die ewig junge Hymenweise, die nie an Goldklang verliert, auch, wenn sie aus den ältesten Herzen erklingt, darin das Gold der Treue bewahrt geblieben. Und das war dabei ein Küssen, Umarmen und glückseliges Anschauen,

als hätten die Zwei sich wirklich erst nach langen Jahren wiedergesehen.

Beide hatten sich noch gar nicht gesetzt. Nur Wolf warf schnell den Mantel ab und er jubelte: „Und daß Du's nur sogleich weißt, Lisl: deine gute Mutter war auch mit mir in der Stadt, und Alles ist in Ordnung oder auch in Unordnung, was weiß ich? Kurz und gut, ich bin frei!“

„Was bist Du, Wolf?“ fragte Elisabeth, über diesen ihr noch räthselhaften Ausruf hoch verwundert.

Frei bin ich, mein Kind, frei von allen meinen früheren Bedenken und Qualen, frei von jeder weiteren Gefahr, noch Unerträglicheres hier ertragen zu müssen! Denn meinen Pacht geb' ich hier auf, und wenn auch ganz Goos mir darüber verloren ginge. Die Ehre, das Glück und der Friede unseres eigenen Hauses gehe mir über Alles, selbst über meine Arbeitsfreude! Und schon morgen frühe werd' ich's dem Vater schreiben. Dann längstens in acht Tagen ziehen wir fort nach Strelow. So hab' ich's mit der Mutter unwiderruflich beschlossen. Mag meine Stiefmutter dann immer hier einziehen! Wir sehen sie nicht mehr, wir werden sie niemals kennen lernen. Gott sei's geklagt, daß der eigene Vater nun auch uns aus dem Hause treibt, aber er selber will es so, es geht nicht mehr anders.“

„Der Arme!“ fiel Elisabeth traurig ein und vergaß über dem Mitleid mit Wolfs Vater, in den Jubel ihres Mannes schon jetzt mit einzustimmen.

„Wie, Lisl, Du scheinst Dich nicht einmal darüber zu freuen?“ fragte Wolf stutzend.

„O gewiß, gewiß! ich freue mich mit Dir. Auch seh' ich ja zu gut ein, daß es so sein muß, und ich danke Dir von Herzen, daß Du diesen schweren Entschluß gefaßt hast.“

Aber siehe, Wolf, wenn ich mir jetzt die Möglichkeit denken sollte, daß ich selber, wie Du nun von deinem Vater, mich von meiner Mutter für immer lossagen müßte —“

Sie stockte und lehnte ihren Kopf an seine Brust.

„Nun, liebes Kind, rede weiter!“

„Ach, Wolf, ich meinte nur, wenn wir auch vom Vater fortmüssen und es gar nicht mehr anders sein kann: traurig, entsetzlich traurig bleibt es doch immer für Dich, wie für mich, und wenn ich drum nur mit kummervollem Herzen an's Fortgehen denken kann — nicht wahr, Du bist mir deshalb nicht böse? Du weißt ja, wie ich es meine.“

„Du Engelskind!“ sagte Wolf und küßte sie auf die Stirn. „Ja, Du hast Recht, es ist viel zu traurig, um über meine Freiheit jubeln zu können, und gerade Dich hatte mein Vater noch am Allerliebsten. Gott weiß es auch, welch' bitteren Kampf mich mein Entschluß gekostet. Nun er aber gefaßt ist, ja, Du gutes, mitleidiges Geschöpf, nun will ich um meines Vaters willen doch nur trauern darüber, daß ich von hier fort muß. In dieser Stimmung soll auch mein morgiger Brief an ihn gehalten sein.“

„Ja, lieber Wolf, schreibe bestimmt aber ruhig! Du bist und bleibst ja doch immer der Sohn und dann wirst Du auch nie ein Wort davon zu bereuen haben!“

Beider Augen waren verschleiert worden. Er schlang den Arm um ihren Hals und sprach vor sich hin: „Gott, mein armer Vater, meine arme Mutter! — Wie wird dies Trauerspiel unseres Hauses noch enden?“



fünftes Kapitel.

So war auch für Wolf und Elisabeth die Stunde der Erlösung gekommen und in ihren Herzen die Ruhe wieder eingelehrt. Auch die Briefe Treenen's, die mit Dora bereits ein ihrer Lage entsprechendes Asyl gefunden, athmeten nur friedliche Ergebung in ihr unverdientes Schicksal.

Nur der Eine, der es an Allen verschuldet, war bisher von Tag zu Tag und Nacht zu Nacht immer noch friedloser geworden und auch in Schloß Rottberg spukte das Gespenst seelischer Unruhe immer beängstigender. — Wenn auch der neue Bräutigam tagsüber in Liebestrunkenheit bei seiner Braut sich betäubte: in der Nacht, wann andre Menschen mit gutem Gewissen sich ausruhen, lag Werner meistens in qualvollem Wachsein und oft überfiel ihn dann ein unheimliches Grauen vor sich selber. Die stärksten Weine mußten in solchen Nachtstunden seine innere Angst betäuben und den Schlaf erzwingen helfen. War er dann endlich eingestickt, dann schreckten häßliche Traumbilder ihn wieder auf, die ihn noch mehr geängstigt, als schon zuvor seine wachen Gedanken. Stundenlang ging er dann in seinem Zimmer auf und ab, hielt dabei verwirrte Monologe voll Sophistik und

Liebeswahn. In solchen Selbstgesprächen war es ihm auch schon begegnet, daß er das richtige Wort nicht finden konnte, oder mitten in der Rede plötzlich den Faden verlor und zu stottern begann. Sogar seine Füße wollten manchmal nicht mehr recht elastisch den Dienst versehen. Und auch für diese verdächtigen Anzeichen mußten dann aufregende Spirituosen das Universalmittel abgeben. Aber wie kurz nur währte stets diese Auffrischung und welche Abspannung folgte darnach! — O, wenn nur diese Nächte daheim nicht wären! — Eine wahre Hölle! — Und waren die Tagesstunden in Rottberg denn ein wahrer Himmel für ihn? — Nein! Nicht für ihn und nicht für die zwei Andern! . . .

„Was hast Du nur, Ellinor? Bist Du von Sinnen?“

„Nein, Mutter, nur allzu klar ist mein Kopf und Blick. Drum glaube mir auch: das Entsetzlichste wird Wahrheit werden! Näher, und immer näher rückt es heran, wie ein graufiges Gespenst, daß es Einem das Blut im Herzen gefrieren macht. Und es glöht mich an mit immer hohleren, mit immer gräßlicheren Augen. Ach Mutter, bin ich ein bejammernswerthes Geschöpf!“

So klagte die Comtesse-Braut, in ihrem Boudoir auf dem Divan hingestreckt, und die Mutter saß bei ihr.

„Um Gott, Ellinor! was ängstigt Du Dich so vor Gespenstern, die nur deine aufgeregte Phantasie geschaffen? Werner war ja heute nicht nur ganz vernünftig gewesen, sondern noch über die Maßen geistvoll. Wie großartig hatte er doch von dem künftigen Weltreich geredet, darin der größte Geist auch der mächtigste König sein würde! Nun

ja, es klang etwas phantastisch. Waren es denn aber nicht ganz neue, süblime Ideen?“

„O wären es nur diese gewesen, wie leicht hätt' ich sie hingenommen, als ein geistvolles Gedankenpiel! Hattest nicht aber auch Du gesehen, in welch unheimlichem Stolz dabei sein Auge gesunkelt, daß ich die Empfindung hatte: er selber halte sich schon jetzt für diesen Geisterkönig? Und wie er sich dann plötzlich in solch' stürmischem Abschied von uns losgerissen! Erst hatte er doch, wie immer zuvor, bis zur Nacht hier bleiben wollen! Dann ohne jede Ursache dies Aufspringen, dies unheimliche Lachen und Hinausstürzen!“

„Aber Werner hatte ja selber gesagt, daß er plötzlich heimfahren müßte. Nein, Ellinor, das Alles erweckt mir keine bösen Befürchtungen. Aber deine eigenen Nerven sind krank. Komm, Kind, ich will sogleich den Arzt zu Dir rufen lassen!“

„Ach, Mutter, der Arzt, den ich brauche, der ist auf der weiten Welt nicht aufzutreiben. Und merktest nicht auch Du, wie Werner auch heute wieder, wie schon in den vorigen Tagen, plötzlich in seiner Rede gestockt, als sei seine Zunge oder sein Denken lahm geworden? Dann wieder dieser geistergleiche, entsetzliche Blick! Ich kann ihn unmöglich länger ertragen! — O Mutter, Mutter, rette mich vor diesem Mann! Ich fürchte mich vor ihm!“

Sie war aufgesprungen und hing sich ängstlich an den Hals der Gräfin, die sich unwillig wieder davon losmachte.

„Wie Du thöricht bist! War Werner's Blick nicht schon von jeher Jedem, den er getroffen, bis in's innerste Herz gedrungen, und wer hätte ihn jemals wieder vergessen können? Und nun erst Du, Ellinor, die er liebt mit einem

Feuer, wie es kaum den tausendsten Bräutigam durchglüht: wie magst Du Dich fürchten vor ihm, weil durch seinen Blick alle deine Sinne mit in Flammen gesetzt werden?“

„Nein, Mutter, ich betrüge mich nicht. Wie er heut und schon gestern mich angesehen, das war nicht der flammende Blick der Liebe mehr! Als ich allein mit ihm gewesen, wie hatte er da mich an sich gedrückt und geküßt, daß ich vor seinem Ungestüm um Hilfe hätte schreien mögen, weil ich zu ersticken glaubte! Nein, so kann kein Mann küssen, dessen Geist noch gesund ist!“

„Du naives Kind!“ lächelte die Gräfin gezwungen. „Seit wann wärest Du denn so bewandert in männlichen Liebestüssen, daß Du den gefunden vom kranken Geist darin unterscheiden könntest? Danke Gott, daß Werner Dich so stark und feurig liebt, in unserer blutlosen, mattherzigen Zeit selbst die jüngsten Männer das nicht mehr vermögen! Ist er dabei vielleicht zu sehr erregt gewesen, so bedenke doch auch seine von Tag zu Tag wachsende Ungeduld und unbesriedigte Sehnsucht! Muß das seine Nerven nicht bis zum Krankhaften erregen? Wie lange muß ja der Ärmste noch warten, bis diese ennüyannten Gerichte mit ihrem Formalienplunder zu Ende sind! Man weiß es im Voraus, daß Alles nur Komödie sei, aber dennoch muß sie durchgespielt werden! Und das nennt sich dann gesetlichen Rechtsgang! — Nun stelle dagegen Werner's ganzes Temperament! Mit vier Hengsten möcht' er Dich zur Hochzeit fahren, und auf dieser Schneckenpost läßt man ihn nur schrittweise vorwärts kriechen! — Siehst Du, Ellinor, das ist deine ganze Gespensterfurcht, die vor dem Licht des Verstandes zerrinnen muß!“

„Meinst Du, Mutter,“ erwiderte Ellinor, in noch im-

mer gleichem Trübsinn, „nur diese gerichtlichen Verzögerungen wären Schuld an Werner's hochgradiger Erregtheit? Sind's nicht wohl auch Gewissensbisse? Kann man denn eine siebenundzwanzigjährige Ehe so leicht wieder von sich abschütteln und gar, wenn soviel schweres Unrecht daran hängt? Kann man das, Mutter? Nun hat ihm auch noch sein Sohn den Gehorsam gekündigt! Auch seine Schwiegertochter, die er so lieb gehabt, sagt sich los von ihm! Ist das nicht Alles Unnatur, die zum Himmel schreit? Und sein Geist sollte da noch ein naturgemäß gesunder bleiben? Nein, Mutter, keine Gespensterfurcht ängstigt mich, nur die furchtbare Wahrheit steht mir vor Augen!“

„Und doch sag' ich Dir, Ellinor, nein, nur Trug und noch einmal Trug ist es, was Dich so beunruhigt. Werner's Frau hat ihn ja freiwillig verlassen, was hätte sie sonst so auffallende Eile gehabt? Und wie brilliant ist sie durch Werner's Großmuth situirt! Den Brief von Werner's Sohn hab' ich aber selber gelesen! Nein, sag' ich Dir, kein unehrerbietiges Wort hat er darin ausgesprochen, sondern in aller Ruhe nur den Pacht ihm wieder zurückgegeben, weil er meint, daß es besser sei, wenn nicht ein doppelter junger Ehestand so nahe bei einander haufen würde. Hat er darin nicht Recht gehabt und war das nicht auch sehr zart empfunden? Wäre jedoch Wolf's Mutter nicht in vollem Frieden von Werner geschieden, glaubst Du denn, daß ihr Sohn, dieser trotzige Heißsporn, noch mit solcher Ehrerbietung seinem Vater geschrieben hätte? Auch Dich, verlaß Dich darauf! wird er in Bälde sehen, und hat er Dich nur einmal kennen gelernt — gewiß, dann bleibt er auch in Goos, und er, wie seine Frau, wird Dich noch lieben und verehren wie eine wirkliche Mutter. — Nun frag' ich Dich, wenn Du

nur ein wenig Vernunft annimmt: wie soll das Alles dem guten Werner auch noch Gewissensbisse machen? Nein, nur diese Geminnisse der gerichtlichen Formalien und die Ungeduld nach deinem Besitze haben ihn so aufgereggt, und weiter nichts.“

„Ich will's glauben, Mutter,“ erwiderte Ellinor in trügerischer Ruhe. Dann aber griff sie an die Brust, wie wenn sie einen jähen Schmerz darin niederdrücken wollte, und rang nach Odem. „Gott, ist das eine erstickende Schwüle hier! Luft, frische Luft!“

„Aber Ellinor, es ist ja sogar herbstlich kühl hier im Zimmer!“

„Für Dich vielleicht, Mutter, für mich nicht. Fühle nur, wie der Kopf mir brennt!“

„Dann gehen wir hinaus in den Park! Der Herbsttag ist ja noch so schön.“

„Ja, hinaus, nur hinaus und immer weiter fort bis an's Ende der Welt, wo gar keine Menschen wohnen!“ —

Ellinor hing sich, nach einer Stütze verlangend, an den Arm der Mutter und wankte daran mehr, als sie ging, durch die Glasthür des Salons, und dann über die Veranda zum Park hinunter.

Nun war auch die Kraft der Gräfin, die sie bisher krampfhaft aufrecht erhalten, nahezu gebrochen, und fast hätte sie selber beim Gehen der Hilfe Ellinor's bedurft, so schlotterten ihr die Kniee. All' ihre sophistische Kunst, mit der sie die Furcht vor Werner's geistiger Unnachtung der Tochter auszureden versucht, war nachträglich an ihrem eigenen Herzen zu Schanden geworden. Sie selber konnte nicht mehr an die Wahrheit ihrer Beschwichtigungsgründe glauben. Und doch sträubte sie sich noch in verzweifelt

Startsinn gegen die Möglichkeit von Werner's nahendem Wahnsinn, denn dieser dünkte ihr das Schaffot zu sein, unter dessen Beil all' ihre glänzenden Hoffnungen auf Ellinor's Zukunft gar bald entwei geschnitten würden. Sie selber, als mütterliche Anstifterin zum Mord am Glück ihres Kindes, fühlte sich schon als eine halbtodte Frau, als ob auch sie mit hingerichtet werden sollte.

Diese Angst machte ihr jetzt Leib und Seele erzittern, als sie mit Ellinor an deren Lieblingsplatz am Schloßteiche hinfaß, und Beide verharrten in trübseeligem Schweigen. Mit seltsamem Blick schaute die Tochter auf die Wasserfläche hin. Die Mutter schaute verstohlen zum Himmel auf und versuchte zu beten. Umsonst! So gewaltig sie sich auch anstrengte zum höchsten Flug: ihre Gedanken kamen nicht mehr hinauf und sanken in müdem Geflatter zur Erde zurück. Die Brücke zwischen ihrer Seele und dem Himmel war mitten entzweigebrochen, die Maske der Frömmigkeit von ihrer eigenen Hand ihr abgerissen, und ihr Inneres schauderte jetzt vor dem bloßgelegten Fragenbilde der eigenen Heuchelei. Ohne Mast, steuer- und segellos trieb ihr schiffbrüchiges Herz einher auf der öden Fluth der Selbstanklage. Die Reue, die Nichts mehr gutmachen konnte, lockte ihre ganze Vergangenheit als altershäßliche Sirene aus dem Grunde des Wassers empor und hohnlachend sang diese ihr entgegen: „Zu spät! zu spät!“ . . .

Während die Beiden jetzt so dasaßen und Jede ihren eigenen Gedanken nachging, war Herr von Goos mitten auf seiner Heimfahrt im Wagen jählings aufgesprungen und hatte den Rutscher angeherrscht: „Halt und wieder umgekehrt!“

„Wohin befehlen der gnädige Herr?“ war dessen ver-

duzte Frage, da er nach seinem Gebieter erschrocken sich umsah.

„Was fragst Du noch lange, Hallunke? Zurück nach Kottberg! Und Du fährst, wie der Teufel, sonst brech' ich Dir das Genick. Weißt Du nicht, daß ich der König der Welt bin und Erd' und Himmel zerbrechen kann, wenn ich nur will?“

„Barmherziger Gott, er ist ein Narr geworden!“ seufzte der Kutscher, als er sich zitternd wieder nach ihm umgekehrt. Langsam wendete er dann erst den Wagen, darauf hieb er auf seine Pferde los, als sei er selber rasend geworden. Qui, wie das gerasselt und geflogen! Hinter keinem Dampfzug wäre er zurückgeblieben.

Und fort und fort kreischte Werner aus dem offenen Wagen, bald nach rechts, bald nach links, auf die Straße hinaus: „Zurück, Du Menschencanaille! — Ich bin der König der Welt!“

„Weicht hinweg ihr Hunde! Seht ihr nicht, daß der Löwe dahersfährt?“

„In den Staub verkrieche Dich, Du Würmergezücht der Erde! Der Adler des Himmels kommt angefliegen!“ . .

Dann auf einmal stieß er ein Zuchhe nach dem andern aus, daß es schaurig klang über die herbftlichen Stoppelfelder. Und einen Moment sich im Wagen aufrichtend, schrie er: „Zuchhe, nun fahr' ich zum Tanze!“ bis er bei dieser rasenden Fahrt wieder zurückgetaumelt und gellend hinausgelacht. . .

Hätte die Gräfin erst diesen Höllenspuß mit angesehen und mit angehört, wie wäre ihr dann wohl zu Muthe geworden? —

Sie saß mit Elinor noch immer am Schloßteich, und

Beide hatten kein Wort zusammen geredet — da plötzlich vom Schlosse her, welcher, Mark und Bein erschütternder Anblick! — Da kam Herr von Goos in bloßem, verwirrtem Kopf, darum eine Weidenruthe geschlungen war, mit feierlichem, langsamem Schritt auf sie zugewandt, den einen Fuß schleppte er mühsam nach, und Auge, Mund und Haltung, Alles an ihm war der leibhaftige Irrsinn.

„Barmherziger Gott!“ schrie Ellinor erschauernd auf, und einer Ohnmacht nahe hatte sie nur noch die Kraft, die Hand vor's Gesicht zu pressen.

„Herr Jesus Christus, sei uns gnädig!“ stammelte die Mutter. Von Schreck wie gelähmt, rutschte sie von der Bank auf den Kies herunter und zitternd vor Angst harrte sie des sich ihnen nahenden Irren.

„Ah, meine Königin!“ kreischte Werner jetzt mit nach Ellinor ausgestreckten Armen und gierigen Blicken.

Und schon war er ihr ganz nahe. Schon tastete er unsicher nach ihrem weit zurückgebogenen Leibe.

„Zu Hilfe! zu Hilfe!“ schrie sie, daß es bis in's Schloß hinein gehört werden konnte. Dann sprang sie mit erneuter Kraft in die Höhe und wankte seitwärts.

„Wie gräßlich!“ stöhnte die am Boden liegende Gräfin und getraute sich nicht einmal mehr sich aufzuraffen.

„Ha, ha!“ höhnte er jetzt mit grellem Gelächter. „Warum denn so ängstlich? Auf meinen Thron will ich Dich führen, Du meine Weltkönigin! Aber erst muß ich noch ein Länzchen mit Dir machen. Ha, ha, und welch ein Länzchen! Her mit Dir! — Ich lasse Dich nicht.“

Und mit der vollen Leibeskraft, wie sie den Irren gemein ist, umfaßte er jetzt Ellinor, die der Todesschrecken gelähmt und gebannt, daß sie ihm nicht zu entweichen ver-

mochte. Wie sie dann auch verzweifelt mit ihm rang — es half ihr nichts. Wie eiserne Klammern umkrallten seine Arme sie bei der Hüfte und jetzt kreischte er heiser: „Ein Tänzchen, mein Liebchen! Was sträubst Du Dich so? Und ein ganz apartes! Weißt Du auch, wo der Tanzboden ist? Auf dem Grabe meiner Frau tanz' jetzt mit mir! Hörst Du die Musikanten in den Wolken droben? Heiße! es kann losgehen!“

Im Wirbeltanze des Wahnsinns kreiste er mit ihr auf dem Rasenplatz umher. War das ein graufiger Reigen! Bewußtlos sank die Aermste zuletzt zur Erde mit plumpem Fall. Was achtete er darauf? Wo sie hinfiel, ließ er sie liegen. Nur ein paar Secunden darauf, da hatte er auch schon die Gräfin vom Boden, darauf sie noch immer halb leblos gekauert, mit unwiderstehlichem Eisengriffe zu sich heraufgezerrt und sie gleich gewaltsam in die Arme gekrampt. Sie konnte keinen Laut von sich geben.

„Alte Hexe!“ kreischte er sie an, „mit Dir nun ein Blocksbirgtänzchen, wenn es gefällig ist!“

Und wie er nur ein paar Secunden mit ihr herumgewirbelt, da lag auch sie unfern der Tochter ohnmächtig auf dem Rasen dahingestreckt.

Erst lachte er noch einmal fürchterlich auf, dann streckte er über Elinor die Arme aus und rief mit majestätischem Pathos: Steh' auf, meine schöne Königin! Der Hochzeitstanz ist vorbei! Nun steig' mit mir auf meinen Thron! Ich bin der Geisterkönig der Welt!“

Der letzte Satz war aber noch kaum verhallt, da huschten auch schon seitwärts aus dem Gebüsch vier starke Männer hervor, darunter auch Werner's Kutscher. Mit Stricken in den Händen schlichen sie sich an ihn heran, und, bevor er

sich's versah, war er von hinten von acht Fäusten niedergeworfen und gebunden. Wie er dabei auch aus Leibeskräften schrie und tobte, daß der Schaum ihm auf die Lippen trat, sie überwandten ihn dennoch. Sein Königstraum war dahin, und wie ein gefnebeltes Schlachtthier ward er an Kopf und Füßen zum Schloß getragen: der unglückselige Bahnkönig der Welt. —

Keine von den beiden Frauen merkte etwas von dieser tragisch häßlichen Scene. Noch lagen sie schreckbetäubt am Boden. Nur dumpfen Tones war der Zornschrei des Ueberwältigten an ihr Ohr gedrungen, wie in schwerem Traum. Endlich kam zuerst Ellinor zu sich und raffte sich wie gerädert wieder auf, dann ihre Mutter. Eine nach der Andern schaute mit stieren Blicken um sich. Nur mit Mühe und Noth ordnete sich das Wirrsal ihrer Sinne.

Er ist fort! Wo ist er hingekommen? — Das war ihrer Beider gleichzeitiger erster Gedanke.

Da trat der Kammerdiener, der sich bisher in scheuem Respect seitwärts gehalten, an seine Herrin heran und stotterte: „Gräßliche Gnaden befinden sich doch wieder besser und auch die gnädigste Comtesse? Gott, war das eine graufige Geschichte!“

„Wie kommen Sie hierher? fragte die Gräfin schon wieder herrisch.

„Und wo ist Herr von Goos? Wissen Sie was von ihm?“ fiel Ellinor ein.

„O den haben sie gar wohl verwahrt, mit Stricken gebunden, in's Schloß getragen, und der kleine Wilhelm ist auch schon zum Arzt geritten, denn der wahnsinnige Herr tobt noch immer wie ein wildes Thier.“

„Es ist gut, Kaspar, gehen Sie nur wieder!“ stöhnte die Gräfin. „Mir ist ganz wohl.“

„Wir brauchen Sie hier nicht mehr,“ sagte Ellinor so kalt, als sei ihr nicht das Mindeste zugestoßen.

Der Kammerdiener schlich mit bedenklicher Miene von dannen.

Angstlich betrachtete die Gräfin ihre Tochter. In deren Ton und Haltung lag eine unheimliche Ruhe.

Sie nahm diese bei der Hand und sagte möglichst gefaßt: „Komm, Ellinor, laß uns jetzt hineingehen! Nach dieser grenzenlosen Aufregung thut die Ruhe uns Beiden noth. Komm, Kind! Gott, wie Du zitterst! Es ist hier auch schon so frostig geworden.“

„Du kannst ganz ruhig sein, Mutter! Ich erkälte mich nicht mehr,“ lächelte sie bitter.

„Und wir müssen uns doch auch nach dem armen Werner umsehen und unsere weiteren Anordnungen treffen.“

„Ganz recht, Mutter, thue das! Ich selber kann ihn unmöglich noch einmal sehen.“

„Warum denn nicht, armes Kind? Es kann ja doch auch wieder besser mit ihm werden.“

„Niemals!“ erwiderte sie mit feierlicher Bestimmtheit. „Nicht mit ihm und auch nie mehr mit mir. Wer, wie ich, auf dem Grab einer Todten getanzt, der muß selber sterben.“

„Um des Himmels willen, Kind!“ jammerte die Mutter mit gerungenen Händen. „Komm doch wieder zu Dir! — Frau von Goos lebt ja noch, wie kannst Du drum auf ihrem Grabe getanzt haben? Das hatte Werner ja nur im Irrsinn geredet.“

„Ja, Mutter, ihr Leib lebt wohl noch, doch ihr Glück, ihr

Friede ist todt. Ich aber habe sie mit umbringen helfen, deshalb muß ich als Mörderin nun auch sterben.“

Rasch entschlossen trat sie nun gegen den Schloßteich und starrte mit düsterem Blick auf dessen Spiegel.

„Ellinor, mein Schmerzenskind, was hast Du vor?“ schrie die Mutter und krampfte sich an ihre Schulter fest.

„In's Grab muß ich, Mutter!“ schrie sie gellend auf, stürzte vorwärts und schleppte mit übernatürlicher Kraft die Widerstandslose mit sich fort. Und schon stand sie am abschüssigen Seerand.

„Irene, arme Irene, ich büße meine Schuld!“ rief sie, schon sprungbereit.

Auf die Kniee gesunken, klammerte die Gräfin sich an Ellinor's Kleid noch fester und schrie: „Nein, nein, ich lasse Dich nicht! Ich kann nicht leben ohne Dich!“

„So stirb mit mir!“

Noch ein gewaltfames Loszerren! Ein jäher Sturz! Hochaufschäumende Fluth danach! Rasch dann noch ein zweiter plumper Schlag ins Wasser! Darin ein gewaltfames Um-sichlingen und Ringen der Beiden! Ein aufgeschreckter, flatternder Schwan darüber! — Und zwei festumschlungene Leichen sanken zum Grunde.

Ob die Mutter mit der Tochter den Tod gesucht? Ob sie diese nur retten wollte? — Das Geheimniß darüber bleibt im Schloßteiche begraben. —

Die große Schuld der Mutter, die kleine der Tochter waren gleich geföhnt. Und drinnen im Schloße lag der geknebelte, tobende Bräutigam. . . .

Nun war auch der zweite Akt dieser Familientragödie zu Ende.



Sechstes Kapitel.

In fruchtbarem Flachland, abseits der großen Verkehrsstraße, lag das Schlößchen Rückeritz. Es war der frühere Bestandtheil eines großen, in den siebziger Jahren zertrümmerten Rittergutes und sammt kleinem Areal einem bäuerlichen Landwirth durch Verkauf zugefallen. Da dieser jedoch im Dorfe schon sein altes behäbiges Haus besaß, so hatte er dieses Schlößchen, mit dem er nichts weiter anzufangen wußte, bisher an eine Familie vermietet, die in ländlicher Abgeschlossenheit um billigen Zins wohnen wollte. Ein invalider Oberst mit Familie war hier seit einem Jahrzehnt ansäßig gewesen und hatte in dem bescheidenen Schloßgarten Obst- und Gemüsebau betrieben. Vor vier Wochen war Frau Irene von Goos sammt Dora dessen Nachfolgerin geworden, und nicht leicht wohl hätte sie einen für sie passenderen Aufenthalt finden können. Schloß Strelow lag nur eine halbe Gehstunde davon entfernt, und das nächste Kirchdorf konnte sogar schon in zehn Minuten erreicht werden. So vermochte sie hier einsam zu leben, solange sie's freute. Fühlte sie aber nach liebem Umgang ein Bedürfniß, so konnte sie diesen bei Frau Agnes von Deltz, ihrer liebsten Freundin

und nächsten Verwandten, leicht befriedigen. Auch die Pastorin des Dorfes war eine gute, ehrliche Frau, und genug gebildet zu verständiger Zwiesprache. Besonders hatte Dora an ihr einen wahren Schatz, da sie ihr mit Rath und That an die Hand ging, um die ihr in Goos so liebgewordene Fürsorge für die Kinderwelt nun auch in dieser Dorfgemeinde neu begründen zu helfen.

Wie Frau von Goos niemals ihr Herz an besondern Luxus und Comfort gehangen, und diese nur soweit hatte gelten lassen, als es eben die Standesverhältnisse von ihr erfordert, so waren in ihrer jetzt so traurigen Lage ihre Ansprüche an's Leben erst recht bescheiden geworden. Eine Beamten- oder Officierswittwe hätte nicht einfacher leben können, denn von dem Duzend Zimmern des Schloßchens hatte sie nur vier davon häuslich eingerichtet und auch diese nur mit einfachster Möblirung. Auf Wagen und Pferde verzichtete sie völlig. Auch ihre Dienerschaft bestand nur aus dem alten Joseph, den sie hatte hierher kommen lassen, aus einer Köchin und einem Stubenmädchen. Nicht, weil es ihr für einen reicher bestellten Haushalt am nöthigen Gelde gefehlt, nein, nur ihr Herz hatte sie dazu bestimmt. Sie betrachtete sich in ihrer jetzigen Lage als eine Wittwe, die keine Ansprüche an's Leben zu stellen hat, und auch ihr Herzleid war so groß, daß es durch äußeren Glanz ihres Asyls nur noch gesteigert worden wäre. Nur die äußerste Einfachheit war ihr erträglich und eine Wohlthat. Ruhe von außen und Friede von innen, das war ihr ganzes Verlangen, damit ihre Herzenswunde sich allmählig ausbluten, und vielleicht mit der Zeit noch völlig vernarben könnte. Auch Dora, die von jeher so ernste, liebeiche Tochter, empfand und dachte nicht anders.

Wäre doch nur einmal dieser grausame Scheidungsprozeß zu Ende! Jede neue gerichtliche Aufforderung, die ihr zukam, war ein neuer Stoß in ihr Herz und sie durfte ja niemehr zu Werner zurückkehren und sich ebensowenig mit ihm wieder versöhnen, sondern mußte standhaft ausharren. . . .

Mutter und Tochter saßen soeben des Abends in ihrem Wohnzimmer beisammen. Dora las vor, wie gewöhnlich zu dieser Stunde. Von der Wand am Schreibtische sahen die Bildnisse von Wolf, Elisabeth und Treenen's seligen Eltern, wie voll Theilnahme, zu ihr nieder, die in friedlicher Sammlung dem Lesen zuhörte.

Da, horch, kam jetzt drunten nicht eiligst ein Wagen angefahren? Und jetzt hielt er still. Sollte das Agnes sein? Sie war doch erst gestern Nachmittag drei Stunden lang hier gewesen.

„Sieh' doch einmal schnell nach, Dora, wer das sein mag!“ sagte die Mutter erregt.

Kaum aber hatte jene das Fenster geöffnet und hinuntergeschaut, als sie auch schon, den Kopf wendend, freudig hereinrief: „Wolf ist's, Mutter!“ Dann fügte sie erstaunt hinzu, da sie wieder hinabsah: „Doch auch Pastor Krüger steigt eben aus.“

„Auch der? Was bedeutet das nur?“ fragte Frau von Goos, zugleich überrascht und geängstigt. —

Wolf mit dem Pastor war soeben von der Privatirrenanstalt des Geheimrathes Dr. Raspe hier eingetroffen, wohin sie nebst einem Arzt und zwei Dienern den irrsinnigen Vater verbracht hatten.

Und kaum war jetzt Wolf mit dem Pastor heraufgeilt, so hatte er auch schon in fliegender Hast noch im Stehen seinen Bericht über das dreifach schauerliche Kottberger Ereigniß

vor Mutter und Schwester beendigt. Von Grausen durchrieselt hatten Beide bisher ihm zugehört. Jetzt erhob sich Irene und sagte:

„O welche gräßliche dreifache Sühne! Das Herz im Leibe möcht' Einem stillstehen bleiben. Aber ich strecke meine Hand zum Himmel empor: ich bin daran schuldlos, und hätt' ich nochmals in gleicher Lage zu handeln — ich würde unerschütterlich das Gleiche thun. Jetzt jedoch ist meines Bleibens nicht länger mehr hier! Zu dem gefunden Manne wär' ich all mein Lebtag nicht mehr zurückgekehrt, zu dem geistig franken werd' ich jedoch schon morgen hineilen, denn nur bei ihm ist von nun an mein Platz!“

„Mutter!“ rief Wolf erschüttert aus. „Aus deinem hiesigen Frieden wolltest Du wieder fort und nach dem traurigsten Orte, den es auf Erden geben kann?“

„Ja, ja, mein Sohn; ich muß hin! Und wenn ich der gramvollen Flucht aus meinem eigenen Hause gedenke, so fällt dieser zweite Weg mir leicht dagegen. Was ich jahrelang bisher nur dunkel geahnt: daß schon lange, lange vorher der Geist des armen Vaters getrübt war, bis er endlich völlig umnachtet worden, das weiß ich nun mit graufiger Bestimmtheit. Alles Weh, was er mir angethan, war ja nicht sein freier Wille gewesen, und über all' mein langjähriges Dulden darf ich jetzt den Schleier des Mitleids breiten. Ja, ist's auch ein namenlos trauriges Haus, in dem ich fortan mit ihm zusammen wohnen werde: es ist doch eine Wohlthat für mich! Auch für ihn ist es besser, als wenn er mit gesundem Geist, und als Mann jener Andern, im eigenen Hause wohnte, um derentwillen er mich daraus verstoßen hatte. Ach, ihr lieben Kinder, ihr werdet mich verstehen, wie ich das Alles meine!“

Erst jetzt, nachdem sie ihrem Herzen Luft gemacht, begann der Quell der Thränen sich voll zu erschließen. Dora weinte mit der Mutter gleich bitterlich. Schmerzlichem Blickes legte Wolf, wie schützend, den Arm um die Schulter der Mutter und Pastor Krüger senkte mit zusammengelegten Händen den weißen, ehrwürdigen Kopf. Wieder erhob Irene das Haupt und sie sagte:

„Und ach, diese zwei andern Opfer! Wie tief beklag' ich die arme Ellinor! Denn sie war im Grund ein edles Wesen und bloß die unselig Verführte, deren ganzes Leben von der eigenen Mutter vergällt und zu Grunde gerichtet worden!“

Eine Zeit lang schwiegen alle Vier. Dann ergriff zuerst Wolf das Wort: „Und nun darf auch ich wieder in Goos verbleiben und dort weiter arbeiten! Welch' ein Trost, Mutter, für mich und Dich! Und auch unser guter Pastor wird nun seiner Gemeinde nicht entrisen werden. Das freut Dich doch wohl auch?“

„Haben Sie denn von Goos fortgewollt?“ fragte dessen Patronatsherrin überrascht.

„O meine gnädigste Frau, reden wir nicht mehr darüber! Es ist ja nun Alles vorbei!“ wollte der Pastor bescheiden von sich ablenken.

„Rein, Mutter“, fiel Wolf ein, „auch dieses sollst Du wissen! Denke Dir nur, unser guter, treuer Hausfreund hatte schon beim Consistorium um eine andere, viel kleinere Pfarrei nachgesucht, weil es ihm zu wehe gethan hätte, in unserem Kirchenstuhl dereinst, statt deiner, eine Dir so unähnliche Patronatsherrin sehen zu müssen.“

„Wie das lieb von Ihnen war! Gott lohn' Ihnen diese Treue!“ sagte Irene. „Es muß ja jetzt schon nahe an

die vierzig Jahre sein, daß Sie dort Prediger sind! Wie viel haben Sie dort erlebt in Freud' und Leid! Auch liegt im Kirchhof Ihre selige Mutter sammt zwei lieben Kindern. Und doch wollten Sie von Allem, was Ihnen dort auf und unter der Erde lieb gewesen, sich meinethalben losreißen? O nochmals innigsten Dank für eine heutzutage so seltene Anhänglichkeit!"

Und bewegt reichte sie ihm die Hände hin.

„Ach, gnädigste Frau, hätt' ich anders gedacht, so wär' ich doch gar zu undankbar gewesen für so unendlich viele Wohlthaten, die ich und meine Familie von Ihnen genossen! Aber auch um meiner Gemeinde willen muß' ich mich ja fortsehen. Wie hätt' ich denn noch in Zukunft predigen können von den Geboten Gottes, wäre der Gemeinde von der eigenen Patronatsherrschaft ein solch' sündiges Vergerniß gegeben worden? Meine Leiche und auch die meiner Frau wären aber dennoch in's Gooser Familiengrab zu meiner Mutter und unseren Kindern zurückgebracht worden; so war's schon in meinem letzten Willen aufgeschrieben. Nun aber dank' ich dem Himmel dafür, daß ich zeitlebens in Goos bleiben und wirken kann, wenn auch mit so schwerer Trauer um meinen armen gnädigen Herrn, den Gottes Hand nun so furchtbar geschlagen hat.“

Nun gab es noch ein vielfaches Fragen und Antworten über alle Einzelheiten: wie der Kranke von Rottberg nach Goos gebracht worden, wie dann seine Fahrt nach der Heilanstalt verlaufen war und in welchem Zustand er sich dort befände.

Wolf sagte zuletzt: „Dürft' ich Dir zum Guten rathen, Mutter, so solltest Du lieber darauf verzichten, den armen Vater schon jetzt zu besuchen, denn sein jetziger Zustand

würde Dich ohne jeden Nutzen zu gewaltig erschüttern. An mir selber hab' ich's verspürt. Schiebe lieber Deine Hinreise noch einige Zeit auf und schreibe für jetzt nur dem Geheimrath! Gewiß wird dieser Dir dann den gleichen Rath ertheilen."

"Nein, Wolf, ich muß zum Vater und schon morgen, sonst hätt' ich Tag und Nacht hier keine Ruhe mehr. Kann ich ihn auch nicht sogleich sehen und pflegen: mich beruhigt schon das Gefühl, daß ich wenigstens in seiner Nähe bin. Jetzt gehö' ich zu ihm und nirgend wo anders mehr hin. Nichtwahr, Dora, auch Du denkst, wie ich?"

"Was Du willst, Mutter, will auch ich", erwiderte diese. "Ja, fahren wir morgen schon hin, dann werden wir ja dort sehen und hören, was wir thun und was wir lassen sollen. Gewiß aber wird uns Beiden wohler sein, wenn wir dem Vater nahe, als wenn wir ihm ferne sind."

"In Gottesnamen, Mutter, so thu's!" sagte Wolf. "Nur zu gut kann ich Dir nachempfinden, daß Du nicht anders kannst. In vier Stunden könnt Ihr Ebenthal mit dem Wagen leicht erreichen! Dem Geheimrathe brauchst Du dann von den letzten Ereignissen gar nichts mehr zu sagen, so wenig wie von dem ganzen Leben des armen Vaters! Er ist durch mich und noch mehr durch unseren guten Pastor schon über Alles, was er zu wissen braucht, auf's Allergenaueste unterrichtet. Und jetzt, gute Mutter," fügte Wolf etwas zaghaft hinzu, "wär' ich Dir äußerst dankbar, wenn Du mich schon heut Abend wieder von Dir fortlassen würdest. Wir können noch ganz gut heimkommen, und Du kannst Dir denken, wie sehnsüchtig Bisl mich erwartet; auch dem Pastor wär' es lieb. Muth und Standhaftigkeit brauch' ich Dir wahrhaftig nicht erst einzureden. Nur bitt' ich Dich:

schreibt uns doch sogleich, wann ihr in Ebenthal angekommen seid, daß wir auch euretmillen ruhig sein können! Nun laßt uns in Gottesnamen fortgehen und lebt wohl!“ —

Unerwartet schnell, wie die Beiden gekommen, waren sie auch wieder verschwunden. Die zwei Zurückgebliebenen konnten gleichfalls kaum den Morgen erwarten vor tragischer Sehnsucht nach dem Haus, in dem sie von nun an zusammen wohnen sollten mit dem traurigsten menschlichen Unglück.

*
*
*

Schon des andern Nachmittags saß Frau Irene von Goos im Arbeitszimmer des Geheimraths Dr. Raspe, eines großen, breitschultrigen Sechzigers, der an seinem Schreibtische, gegenüber der auf dem Sopha Sitzenden, Platz genommen hatte.

In seinem tief durchfurchten, von grauem Vollbart eingerahmten Denkergezicht mit ebenso klaren, wie milden Augen lag eine Vertrauenswürdigkeit in seinen Geist und sein Gemüth, daß Jeder schon beim ersten Anschauen zu diesem Manne sich sympathisch hingezogen fühlte. Schon seine ganze Erscheinung im Verein mit seiner sonoren, und doch weichen Stimme wirkte wie ein beruhigendes Heilmittel. Zahllose Geistesranke hatten dieses Mysterium schon an sich verspürt, so gut, wie deren gesunden Angehörigen. Auch Frau von Goos erging es jetzt nicht anders. Schon nach den paar ersten Fragen und Antworten spürte sie, daß sie diesem, ihr vorhin noch so völlig fremden Mann die tiefsten und zar-
testen Geheimnisse anvertrauen dürfte, ohne jemals ein Mißverständnis von ihm befürchten zu müssen.

Das trostlose Wort von der Unmöglichkeit einer Heilung

war schon gefallen. Doch darauf hatte sich Frau von Goos schon vorbereitet, und wieder fragte sie jetzt:

„Glauben Sie aber nicht, verehrter Herr Geheimrath, daß der Keim dieser nun ausgebrochenen Krankheit schon viele, viele Jahre lang, ja, vielleicht schon seit der Geburt, im Geiste meines armen Mannes versteckt lag?“

Nachdenklich ruhten seine klugen Augen auf dem harrenden Gesichte der Fragerin. Der erfahrene Menschenkenner empfand zu gut, welche Wohlthat er jetzt mit einem Ja Tzenen erweisen würde, und doch zog er den Ausdruck der Wahrheit vor. Zuerst hielt er's jedoch noch für räthlich, sie langsam darauf vorzubereiten, und er lenkte von der Frage wieder ein wenig ab.

„Meine verehrteste gnädige Frau! Ich hab' in meiner nun schon dreißigjährigen hiesigen Thätigkeit neben den vielhundertfachen Bildern der Krankheit auch gar manches unter den gesunden Angehörigen meiner Kranken kennen gelernt, das mir wie ein erquickendes Licht im Dunkel dieses Hauses erschienen ist. Vor allen Andern hat manch' edle Frau und Mutter mich hier schon zur größten Verehrung angeregt. Aber das kann ich Ihnen sagen — und ich bitte, das für keine leere Redensart zu halten — mir ist keine Frau hier noch entgegengetreten, die, gleich Ihnen, mir ein gleiches Maß von Theilnahme und Verehrung abgerungen hat.“

„O bitte, Herr Geheimrath!“ lehnte Irene, leicht erröthend von sich ab. „Ich that ja nur, was ich mußte, und, wie ich jetzt leider einsehe, nicht einmal immer das Richtige. Doch, wie hätt' ich denn auch mit Bestimmtheit wissen sollen — —“

„Hören Sie mich erst zu Ende!“ unterbrach er sie mit bedächtig vorgehaltener Handfläche. „Ich wollte Ihnen

nämlich sagen: eine Frau, die, wie Sie, während so langer Jahre mit solch' großer, ausdauernder Resignation ihr häusliches Unglück bis jetzt ertragen, diese hat, wie ich mir vorstelle, auch jetzt einen so großen Muth, daß ihr die volle Wahrheit lieber sein wird, als jede Illusion. Hab' ich Recht darin?"

„Sagen Sie mir diese ganze Wahrheit!“ bat Irene.
„Aus Ihrem Munde kann ich Alles ertragen.“

Unwillkürlich setzte sie sich etwas höher auf und der Geheimrath fing nun an, während seiner weiteren Rede die Hände ineinander zu reiben. Seltsam! Er that das gewöhnlich, wenn er etwas sehr Wichtiges zu sagen hatte, als wollte er mit dieser behaglichen Handbewegung das Herbe seines Wortes beim Zuhörer sogleich wieder etwas abschwächen.

„So hören Sie denn, verehrteste gnädige Frau, wie ich den Zustand Ihres Herrn Gemahls auffassen muß! — Nach Allem, was mir besonders Pastor Krüger, der ihn ja schon als Knaben genau beobachtet, umständlich mitgetheilt, hab' ich zu meinem Urtheil eine sehr bestimmte Basis. Nein, sag' ich Ihnen: der Keim zu dieser vorliegenden geistigen Erkrankung ist nicht als ein schon ererbter mit auf die Welt gekommen, wie das ja leidergottes bei zwei Dritttheilen aller Geisteskranken constatirt werden muß. Dieser Keim ist vielmehr durch den Kranken selber erst später geschaffen worden und zwar — verzeihen Sie mir dies harte Wort! — durch eigene Verschuldung.“

Ein tiefer Seufzer Irenen's unterbrach die Rede des Geheimrathes. Er that einen besorgten Blick nach ihr und fragte: „Wollten Sie vielleicht schon jetzt mir etwas dagegen sagen? Bitte, thun Sie das!“

„O nein!“ erwiderte Irene hochklopfenden Herzens. „Ich hätte nur gemeint, ob denn nicht auch sein, gewiß schon angebornes Temperament und auch die elterliche, grenzenlos weichliche und verkehrte Erziehung —“

„Auf das Alles wär' ich soeben gekommen,“ fiel der Geheimrath mit erhobenem Zeigefinger ein. Dann begann er wieder sein früheres Händereiben und fuhr fort:

„Daß allerdings schon im zarten Knabenalter unseres Kranken ein Uebermaß von Phantasie und Schwärmerei vorhanden und die elterliche Erziehungsmethode sehr kurzfristig gewesen, die, anstatt diesem Zustande zu steuern, denselben noch gesteigert hatte, soll von mir nicht bestritten werden. Diese allerdings sehr ungünstigen Bedingungen hätten jedoch schon damals durch die Mitwirkung des ebenso umsichtigen, wie strengen Erziehers wieder abgeschwächt und dann gar im Mannesalter völlig paralysirt werden können. Und zwar durch die ebenso eminent günstige Einwirkung Ihrer Liebe zu ihm, durch den Frieden Ihres Hauswesens, durch das Glück des Kindersegens und vor Allem — ich betone das — durch eigene, tüchtige Berufsarbeit, die sich ja fort und fort unserm Kranken aufgedrängt und zu der Ihre eigenen Bitten und Ermahnungen ihn von Jahr zu Jahr unermüdlich hingeleitet. — Sie sehen, ich bin sehr genau unterrichtet. — Statt dessen blieb unser Kranker von jeher ein, ich möchte sagen, grundsätzlicher Verächter aller ernstestn Thätigkeit und gab sich nur seinen unfruchtbarsten Schwärmereien hin. Worauf ich aber ein noch größeres Gewicht legen muß: statt der stillbeglückenden Freuden der Ehe — Sie verzeihen, daß ich auch diesen zarten Punkt berühre! — hatte er, außer dem Hause, Jahrzehnte lang den maßlofeften, aufreizendsten Ausschreitungen gefröhnt. Und schon dieses

langjährige Leben allein genügt vollkommen, um das Hirn eines solchen Mannes erkranken zu machen. Das sind, so zu sagen, die allergemeinsten psychiatrischen Fälle. Dann endlich zum Ueberfluß auch noch jene furchtbaren psychischen Irritationen und Stimulationen zur Zeit seines neuen Heirathsplanes, Ihr gezwungenes Fortgehen von ihm, wohl auch seine Gewissensunruhe deshalb — kurz und gut, meine verehrte gnädige Frau: ich wüßte mir kaum einen zweiten Fall zu construiren, in dem die Bedingungen zu einer geistigen Erkrankung so zahlreich und zwingend zusammengewirkt. Und eigentlich hätten sie alle vermieden werden können, wie schon vorhin gesagt, durch eheliche Treue und tüchtige Arbeit. — Da haben Sie nun mein offenes, ehrliches Bekenntniß!“ —

Tief erschüttert hatte Frau von Soos dem Geheimrath bisher zugehört. Wenn ihr auch unzählige Male während der früheren Jahre das ganz Gleiche ahnend aufgedämmert war: nur nach einem einzigen Troste lechzte sie jetzt noch, und deshalb fragte sie wieder:

„Aber, verehrter Herr Geheimrath, war nicht dennoch das Größte, was ich erduldet: diese letzte Leidenschaft meines armen Mannes und seine Absicht, sich von mir scheiden zu lassen, war nicht wenigstens dies Alles schon ganz ausgesprochener Wahnsinn?“

„Die psychiatrische Wissenschaft kann Ihnen auf diese Frage weder ein sicheres Ja noch ein sicheres Nein sagen,“ antwortete er in gleich ruhiger Milde. „Deshalb möcht' ich Ihnen dringendst gerathen haben: weisen Sie die Annahme, daß Ihr Herr Gemahl zum Mindesten bei dieser letzten Katastrophe schon unzurechnungsfähig gewesen, um keinen Preis zurück! Niemand kann diesen Trost Ihnen herzlicher

gönnen, als ich selber, und, wie schon angedeutet, halt' ich ihn auch für einen ganz realen Trost, dessen wissenschaftliche Richtigkeit kein noch so erfahrener Seelenarzt zu bestreiten sich unterfangen dürfte."

Frau von Goos athmete wie erlöst auf und sah voll Dankbarkeit den Geheimrath an, der um Trenen's willen es vermieden, die ganz ruhigen und friedlichen Wochen, die der Rottberger Katastrophe vorangegangen waren, für seine Verneinung zu verwerthen.

Er wollte ihr aber doch noch einen andern Trost zukommen lassen, und fuhr mit dem Vollton seines Herzens fort: „Welch' eine tiefe Beruhigung für Sie liegt aber auch in der Gewißheit, daß Ihr vortrefflicher, so wohl erzogener Herr Sohn das tragische Geschick nicht zu fürchten hat: einmal der Erbe des väterlichen Irrens werden zu müssen, da, Gottlob, jede erbliche Belastung schon bei Ihrem Herrn Gemahl ausgeschlossen ist! Und, du mein Gott, bei wie vielen, ja, unzähligen Familien zerschlägt dies unerbittlich harte Vererbungsgesetz, oft wie ein Blitzstrahl aus heiterm Himmel, urplötzlich alles Glück! — Zum guten Schluß aber jetzt noch den letzten Trost für Sie, verehrte gnädige Frau! — In diesem stillen Hause hier heißt das Lösungswort: misericordia, zu deutsch: das Mitleid, und Alle, die hier krank sind, mit oder ohne Verschuldung, werden in diese misericordia mit eingeschlossen. Wir Menschen alle sind ja nur das physische und psychische Product von vielen Generationen, sowie von Verhältnissen, die außerhalb unserer Selbstbestimmung liegen, dennoch aber auf unsere Natur, unseren Willen und unsere Lebensführung unbewußt fort und fort einwirken. Wer in der Welt besäße jedoch die feine Goldwaage, um aus unserem Gesamtleben, nach Ab-

zug aller fremden Einflüsse, das noch übrig gebliebene Quantum der absoluten Willensfreiheit auszuschneiden? — Dazu müßten wir Menschen allwissend oder doch frei von jedem Irrthum sein. Da wir jedoch weder das Eine noch das Andere sind, so geziemt uns, auch der schwersten Schuld gegenüber, die christliche misericordia. Ja, wenn es auf mich allein ankäme, möcht' ich zur Ehre der Menschheit am Allerliebsten annehmen, daß alles Böse, Häßliche und Gemeine in den menschlichen Thaten und Gesinnungen nur der Ausfluß einer mehr oder minder großen geistigen Umnachtung betrachtet werden sollte. Ich sage das Alles wahrhaftig nicht, um gerade Sie, verehrteste gnädigste Frau, zu diesem menschlich schönen Mitleid zu bewegen. Nein, diese konkrete Tendenz meiner Worte wäre, Ihnen gegenüber, doch gar zu absurd. Ich hatte sie vielmehr nur deshalb ausgesprochen, damit Sie wissen: welcher Geist mein hiesiges Heilverfahren beseelt und leitet, und damit Sie ruhig wieder abreisen können mit dem Bewußtsein, daß Ihr Herr Gemahl so gut, wie nur möglich, bei uns hier aufgehoben ist."

"Wieder abreisen, Herr Geheimrath?" fragte Frau von Goos mit neuer Verzagtheit. „Muß ich das unter allen Umständen? Wenn es aber mein Herz unwiderstehlich drängen würde, bis zum Tode meines armen Mannes ihm hier nahe bleiben zu dürfen, glauben Sie dann, diese für mich unschätzbare Wohlthat mir unbedingt verweigern zu müssen?"

"Hm! hm!" erwiderte der Geheimrath, und der Ausdruck seiner Verehrung trat, wenn möglich noch bereiteter, als zuvor, in sein edles Gesicht. „Sie können unter den jetzigen Verhältnissen getrost in Ihr früheres prachtvolles Heim zurückkehren, haben dort Ihren Sohn, Ihre Schwieger-

tochter nebst Allem, was das Leben äußerlich behaglich machen kann, und wollen dennoch in diesem welteinsamen, traurigen Krankenhause bei Ihrem Herrn Gemahl verbleiben, von dessen bloßem Anblick, geschweige denn von dessen Pflege, ich Sie vielleicht noch Monate lang fern halten muß?“

„O ich kann ja solange darauf warten, bis Sie mir Beides erlauben!“ fiel Irene schon freudiger ein. „Was hab' ich denn auf der Welt noch Wichtigeres zu thun, als meinen kranken Mann hier pflegen zu helfen? Und wenn er auch noch so gut bei Ihnen versorgt ist und nie mehr zum Bewußtsein kommt, daß ich wieder bei ihm bin und ihm Liebes erweise — was thut's? Wenn ich selber nur es weiß, dann wird es mich beglücken durch's ganze Leben. O Herr Geheimrath, wenn es Ihnen irgendwie möglich ist, lassen Sie mich mit meiner Tochter hier bleiben! Sie erzeigen mir dadurch die allergrößte Wohlthat! Wir wollen ja mit den bescheidensten zwei Zimmern und der einfachsten Verköstigung gern fürlieb nehmen. Mein Gott, was soll mir denn auch jetzt mein prächtiges Schloß sammt Allem, was es mir bietet? Nur in der eigenen Stimmung, nicht in unserer äußeren Umgebung, liegt ja das wahre Glück, und nur hier kann ich's finden, solange mein armer Mann hier lebt. Drum nochmals bitt' ich Sie um Gotteswillen: behalten Sie uns hier!“

Sie streckte ihm die Hände entgegen. Er hielt sie fest und sagte: „Hm, hm! Sie sind seit dem letzten Jahrzehnt nun schon die dritte vornehme Dame, die dieses Ansuchen an mich gestellt hat. Erst war's die Gemahlin eines Mecklenburger Rittergutsbesizers, dann die eines höhern Offiziers aus den Rheinlanden, und die eine hat zwei Jahre, die andere über fünfviertel bei mir gewohnt als gleich opfer-

muthige Pflegerin ihres geisteskranken Ehegatten. Wohl denn! Was ich diesen beiden Frauen gewährt, kann ich Ihnen, verehrte gnädigste Frau, erst recht nicht verweigern.“

„O tausendfachen, innigsten Dank, bester Herr Geheimrath!“ rief Irene und hastig fragte sie dann: „Und sind diese beiden Männer nie mehr dessen bewußt geworden, daß ihre Frauen hier bei ihnen waren?“

„Doch, doch!“ erwiderte er mit freudigem Kopfnicken, „wenigstens der Eine davon, der Oberst. Und Beide waren gleichfalls sogenannte Paralytiker, das heißt: ihre Krankheit war mit jeweiligen Krampfanfällen verbunden, die je öfter, um so stärker, die leibliche, wie geistige Thätigkeit lähmen, bis der Tod zuletzt eintritt. In solchen Krankheitsfällen, freilich nur sehr vereinzelt, kann dann kurz vor'm Tod ein psychischer Zustand eintreten, der für die Wissenschaft unerklärlich ist. — Man könnt' es fast ein Wunder nennen.“

„Und wie ist dieses Wunder?“ fragte Irene im Flüster-ton. Ihre Augen hingen weit erschlossen am Munde des Seelenarztes, der bedeutungsvoll fortfuhr:

„In diesem letzten Zustande kommt es nämlich vor, daß nach einem Krampfanfalle der schon völlig verdunkelte, erloschen scheinende Geist mit einem Male wieder zu neuem, klarem Bewußtsein aufwacht, als habe der Kranke vorher nur im Fieberdelirium gelegen. Er erkennt dann wieder seine Umgebung, er versteht ihre Worte, er kann sogar selber mitsprechen, und auch seine Erinnerung ist wiedergekehrt. Dieser Zustand kann eine Viertel-, eine halbe Stunde andauern, dann gewöhnlich noch ein letzter Anfall — und es ist vorüber. — So geschah's kurz vor dem Tode des Obersten, den seine Frau in den Armen hielt und drei Söhne nebst zwei Töchter umstanden. Er hatte sie alle genau wieder-

erkannt, der Frau für all' ihre Liebe gedankt, die Kinder gesegnet und von Allen Abschied genommen. Ich selber war Zeuge dieser erschütternden Scene und werde sie nie vergessen."

"Ach, Herr Geheimrath!" sagte Frau von Goos ergriffen: "daß doch auch einst an meinem armen Manne dies trostvolle Wunder sich vollziehen möchte!" —

"Es kann sein, meine gnädigste Frau, aber rechnen Sie nicht darauf! Denn, wie schon gesagt, solch bewußtes Sterben eines Geisteskranken gehört zu den ganz seltenen Ausnahmefällen. — Nun aber kommen Sie, wir haben Ihr Fräulein Tochter schon allzu lange warten lassen und wollen mit ihr jetzt zu meiner Familie gehen, der Sie Beide von heut' an auf unbestimmte Zeit als liebe Mitglieder angehören sollen! Und", schloß er scherzhaft, "was Ihre künftige Wohnung betrifft — nun, ich werd' Ihnen eben nicht die zwei schlechtesten Zimmerchen zur Verfügung stellen, und auch sonst sollen Sie in Ihrem hiesigen Exil ganz leidlich gut versorgt werden!"

"Ahn, lieber Herr Geheimrath", verbesserte ihn Irene. "Bei solchen guten Menschen lebt man ja nicht in der Verbannung."

Er stand auf und bot ihr, die sich gleichfalls erhoben, wie ein alter Freund den Arm, um erst Dora im Wartezimmer abzuholen und dann Beide zu Frau und Töchtern in sein Wohnhaus hinüberzuführen.

Im Spätherbste waren sie hergekommen. Nun nahte schon wieder der Frühling, und Frau von Goos mit Dora wohnte noch immer im Irrenhause zu Ebenthal. Eine

lange, einsame, tiefernste Zeit! — Und doch, während all' der Zeit auf Schloß Goos hatte sich Irene keiner gleich lang andauernden friedvollen Stimmung zu erfreuen gehabt. Draußen war sie unterdessen überall, gleich einer Märtyrin, bewundert und noch mehr bedauert worden, als wäre sie weit und breit die unglücklichste Frau. Sie hätte eher beneidet werden sollen, nicht eben als die glücklichste, aber doch als die innerlich friedlichste von allen jenen, die während dieser Zeit das Glück des Lebens nur in äußerlichen Zerstreuungen und Genüssen gesucht hatten. In gleicher Stimmung hatte sich auch Dora in ihren, nunmehrigen Aufenthalt eingelebt. —

Welch eine lange Geduldsprobe hatte Irene jedoch vorher zu bestehen gehabt! — Viele Wochen mußte sie erst warten, bevor der Geheimrath es für gut befand, den Kranken von ihr besuchen zu lassen. Dessen Tobsuchtanfälle waren zuvor noch viel zu heftig gewesen. Erd' und Himmel hatte er, unter den gräßlichsten Verwünschungen, als deren oberster Herr, zertrümmern wollen. Namentlich auch dessen Tanzmanie war noch so gewaltthätig gewesen, daß oft drei starke Wärter ihn kaum bewältigen konnten. Stundenlang schrie er dann nach Ellinor, daß sie mit ihm auf dem Grabe seiner Frau tanzen sollte. Endlich war deren Name völlig und für immer verstummt und vergessen, als habe er nie davon gehört und all' seine Phantasiegebilde beschäftigten sich ausschließlich nurmehr mit Irene. Auch diese waren allmählig ruhiger geworden, und erst jetzt durften Frau und Tochter zu ihm eintreten und dann nur auf wenige Minuten. Von einer Mitpflege der Beiden konnte jedoch noch immer keine Rede sein, denn der gewaltthätige Kranke bedurfte vorerst nur der starken Arme seiner geschulten Wärter.

Der erste Anblick des irrfinnigen Mannes war zwar für Irene ein herzzerreißender gewesen. Doch, wie er sie auch in seinem Bette gedankenlos angeglogt: das Bild des schuldbewußten, unbarmherzigen Gatten, als er sie in jener letzten Abendstunde auf Schloß Goos zur „böswilligen Verlassung“ moralisch gezwungen hatte, war ihr doch noch als ein viel häßlicheres erschienen, und ihr Weinen in jener Nacht ihr noch viel bitterer vorgekommen, als die Thränen, die sie jetzt vor dem sinn- und hilflosen Kranken vergießen mußte. Der ernste Gedanke, daß an aller, von ihm begangenen Schuld sich nun eine so schauerliche Sühne vollziehe, verlieh ihrem jetzigen Schmerz eine gewisse religiöse Erhabenheit, und schon jetzt sah ihr gläubiger Geist das Kleid seiner Seele voraus, wie es nach völlig vollbrachter Abklärung von allen früheren Makeln gereinigt sein würde. —

Wie der Geheimrath vorausgesagt, waren Irene, wie auch Dora, liebe Mitglieder seiner Familie geworden. Schon seit dem ersten Empfang hatte dessen gebildete, gemüthvolle Frau sie lieb gewonnen, und auch Dora mit den zwei Töchtern gar bald Freundschaft geschlossen. Frau von Goos ließ sich zwar die Mahlzeiten auf ihrem eigenen Zimmer auftragen, und zwar vom alten Joseph, dessen Hierherkunft mit Freuden bewilligt worden war. Gar manche Stunde jedoch weilten die Beiden in der Familie des Arztes, mit ihr gingen sie in den weiten Parkanlagen spazieren, und am Sonntag saßen sie zwischen ihnen in der kleinen Anstaltskirche. Sie nahmen Theil am vierhändigen Klavierspiel der Töchter, wie am abendlichen Vorlesen, und der Geheimrath selber, so ernst er auch in seinem Berufe war, verkehrte um so heiterer in seinen eigenen vier Wänden. Kaum ein Tag verging, an dem er nicht durch ein geistvolles Ge-

sprach, eine wissenschaftliche Bemerkung, seine Gäste geistig angeregt hätte. Zu diesem täglichen Mitgenusse fremden Hausglücks kam die wunderbar wohlthuende Stille, der einsam gelegenen, von einem großen Garten umhegten, Heilanstalt. Schon deren Mitbewohner ermahnten sie stündlich: mitten in soviel menschlichem Unglück das eigene um so ergebungsvoller tragen zu sollen. Ja, gewiß, Frau von Goos war als frühere Schloßherrin mit einem halben Hundert glänzender Wohnräume viel mehr zu bedauern gewesen, als jetzt in ihren zwei bescheidenen Zimmern dieses Irrenhauses.

Ihrer Tochter Dora war noch außerdem hier ein ganz neues Leben aufgegangen. Da ihr hier keine Kinder zu Gebote standen, bei denen sie ihre menschenfreundliche Gooser Thätigkeit hätte fortsetzen können, war erst recht der Drang zum Wohlthun in ihr rege geworden. Beim eigenen Vater konnte sie auch nur wenig Hilfe leisten, und so bat sie denn den Geheimrath, sie als Krankenpflegerin in seine förnliche Lehre eintreten zu lassen. Wo er sie dann hinstellte, hatte sie ihren Platz gewissenhaft ausgefüllt und damit den Grundstein gelegt zum längstersehnten Beruf einer Diakonissin, den sie später auch irgendwo ausüben wollte, sobald nur der Vater erlöst und die Mutter ihrer nicht mehr bedürftig wäre.

Berner's Zustand war unterdessen von den früheren Lobanfällen zu stumpfsinniger Apathie herabgesunken, und der Geheimrath hielt es an der Zeit, der Frau von Goos nun auch als wirklicher Pflegerin den täglichen längeren Zutritt nicht mehr zu verwehren. Von einem gegenseitigen Erkennen konnte zwar auch jetzt keine Rede sein und Irene mußte auf diesen Trost von vornherein verzichten. Nur auf das letzte, sich vollziehende Wunder konnte sie im Stillen

eine zaghafte Hoffnung hegen. Der nächtliche Flor des Irrensinn's lag zu schwer vor Werner's geistigem Auge und — wie tragisch! — auch sogar sein leibliches, dessen Blick einst das Herz Irene's bezaubert: auch dieses war bei aller scheinbaren äußerlichen Klarheit dennoch in seinem Sehnerd durch die fortdauernden Lähmungen so sehr geschwächt worden, daß der Kranke, nurmehr wie durch einen dicken Nebeldunst, die ihn umgebenden Dinge und Personen unerkennbar wahrzunehmen vermochte. Selbst sein Gehör war stumpf geworden, schwer seine Zunge. — Welch' ein Mensch! — Nur die edlen, feingeknickten Gesichtszüge offenbarten noch die ehemalige männliche Schönheit.

Dennoch hatte Irene ihrem Manne jetzt wieder ihr ganzes Herz geschenkt, wenn auch in einer andern Liebe. Aus der geweihten Hand des Mitleids hatte sie diese, von jeder trüben Erinnerung geläutert, wieder zurückempfangen. Nur das verfähnte Andenken an alle guten Tage, die sie mit ihm verlebte, saß mit ihr am Bette des armen Kranken, der auch ihr Mann und der Vater ihrer Kinder war. Tag für Tag und viele Stunden lang saß sie dann so mit einem Buch oder einer Handarbeit allein mit ihm, allein mit ihren Gedanken, Gebeten und Betrachtungen über das Menschenleben und das Schicksal ihrer Liebe. Die Dienste, die sie ihm jetzt noch erweisen konnte, waren freilich nur sehr gering. Was konnte sie ihm denn auch viel mehr thun, als dann und wann das Rissen zurechtlegen und glätten oder ihm mit sanfter Hand das Haar aus der Stirne streichen? Jede schwere Arbeit konnte nur der starke Wärter besorgen. Und wie oft mußte sie jetzt an ihre Freundin Agnes denken, der es einst an Edbert's Krankenbett ganz ähnlich ergangen! Auch Werner's Lippen blieben ja für jedes Dankeswort verschlossen,

auch seine fast erblindeten Augen konnten sie nicht mehr freundlich anblicken, sein Herz nicht einmal bestimmt empfinden, daß seine eigene Frau es war, die nun zum letzten Liebesopfer als treue Pflegerin an seinem Bette saß.

Dann aber, als nur einmal ein paar Wochen vorüber gewesen — war das nicht schon der Beginn jenes erhofften letzten Wunders? — verspürte doch der Irre durch alle schweren Schleier der Nacht, daß Irene nicht eine gewöhnliche, bezahlte Wärterin war. Oder täuschte sie sich hierin nur? Aber oft, wenn sie ihre Hand der seinen entzog, griff er wieder nach dieser, als ob ihm deren Berührung besonders wohl gethan hätte. Später streichelte er sogar diese Zauberhand und küßte sie mitunter. „Liebe Hand! — gute Hand! — Hand geben! — Hand küssen!“ — lallte er dann mit schwerfälligiger Zunge. Mußte sie ihn einmal verlassen, dann ward er unruhig, bis sie wieder bei ihm saß. Und warum blieb er gegen Dora, wenn sie den Platz der Mutter eingenommen hatte, ganz apathisch? Was war das für ein geheimnißvoller seelischer Zusammenhang zwischen ihm und Irene, die er ja dennoch nicht erkannte, nicht am Gesicht, und nicht an der Stimme? — So saß sie also doch nicht umsonst an seinem Krankenbette? Welch ein Trost war für sie dieser Gedanke! All' ihre Wehmuth wurde durch dieses Bewußtsein gefänstigt. Oft klangen dann sogar alte, längst verstummte Liebesweisen in ihrer Erinnerung auf. Einmal sogar, da er, mit ihrer Hand in der seinigen, sanft eingeschlafen war, und auch sein Gesicht nur Frieden offenbarte, da drängte sie's unwillkürlich, die jetzt so tragischen Liebesworte in Gedanken vor sich hinzusingen:

„Sag's ihm, aber sag's bescheiden:
Seine Liebe sei mein Leben,
Selbiges Gefühl von Beiden
Wird mir seine Nähe geben.“ . . .

Ach, eine solche Nähe! — Und sie weinte wieder bitterlich. —

Auch an Wolf und Elisabeth konnte Irene nur mit freudiger Ruhe denken, denn deren früheres, frohes Liebesleben währte nun ungetrübt fort, und zur neuen Arbeitsfreude des Sohnes gesellte sich auch noch die Hoffnung, daß schon im nächsten Jahre der erste Hausseggen bei ihnen einkehren würde. — Lauter Sonnenlichter, die in diese Heimstätte geistiger Umnachtung tröstend herein fielen. —

Nun waren draußen im Flachland die Erntewagen schon wieder uuterwegs, und der Geheimrath erkannte, daß Werner's Lebensstage gezählt seien, viel früher, als er anfangs berechnet hatte. Auf seine Mahnung war Wolf schleunigst hieher berufen worden, und hätte Elisabeth's schonungsbedürftiger Zustand ihr die Mitfahrt erlaubt, so wäre sie auch diesmal seine Begleiterin gewesen, wie schon ein halbes Duzend Male zuvor. Hatte es doch auch sie Beide gedrängt, fast jeden Monat nicht nur die Mutter und Schwester zu besuchen, sondern auch den kranken Vater, wenn dieser auch dessen nicht inne wurde. So manches erregte Wort hätte dann Wolf ihm gern wieder abgeben, so sehr ihn auch der Vater einst dazu gereizt, und da dieser sein Wort nun nicht mehr hören konnte, so hatte er's bei jedem Besuche wenigstens mit einem stummen Händedrucke, mit einem mitleidigen Blicke bei ihm thun wollen. —

Die Drei saßen soeben im Familienkreise des Geheimraths, da wurde dieser durch den Assistenzarzt in sichtlicher

Eile hinausgerufen. Es wurde kein besonderer Name dabei genannt, deshalb verursachte auch das plötzliche Hinweggehen der zwei Aerzte keine besondere Erregung, und Irene sammt den Kindern blieb in aller Ruhe noch sitzen. Es hatte jedoch keine zehn Minuten gewährt, da war der Geheimrath schon wieder in's Zimmer getreten und sein ernster Blick verrieth, daß etwas Außerordentliches vorgegangen sei. Mit ruhiger Entschiedenheit erklärte er denn auch, daß nach einem besonders heftigen Krampfanfalle Werner's Auflösung bevorstände. Mit schweren, klopfenden Herzen schlichen sie hierauf dem Geheimrath durch die Gänge nach, um an das Sterbebett des Vaters zu treten. Frau und Kinder hielten den Odem an. Einen Mann und Vater sterben zu sehen, und gar einen mit umnachtetem Geist, was war das für ein ehrfurchterweckender, schauriger Anblick!

Der Anfall hatte schon ausgezittert, und Werner lag ruhig da, den Kopf in's Kissen gelehnt. Sein linker Arm hing von der Bettstatt herab, sein rechter lag auf der Decke. In stummer Andacht schauten Frau und Kinder auf ihn. Keines von den Dreien getraute sich, seine Hände oder seine Stirn zu berühren, und bald an dem Sterbenden, bald am Munde des Geheimrathes, hing ihr ängstlicher Blick. In solcher Nähe des Todes noch laut zu sprechen, kam ihnen fast wie eine Entweihung vor, und doch drängte es Irene, dem Geheimrath zuzulüftern:

„Kommt jetzt wohl dieses letzte Wunder?“

Mit den Achseln zuckend, erwiederte er ebenso leise:

„Ich glaube kaum. Aber rufen Sie einmal seinen Namen!“

Da kniete sie im Drang ihres Schmerzes vor dem Sterbenden nieder. Sie ergriff seine herabhängende Hand

und rief flehentlich: „Werner, mein Werner! Ich bin bei Dir! Hörst Du mich und weißt Du, wer ich bin?“

Den Kopf ein wenig vom Kissen erhebend, lachte er dann mit wehmüthigem Lächeln das einzige Wort: „Irene!“

Hierauf noch ein krampfhaftes Zucken über den ganzen Leib, ein Sichstrecken. — Darauf lag er todtenstill.

Der Geheimrath fühlte seinen Puls und sagte tief bewegt: „Er hat ausgelitten.“

Frau von Goos kniete noch immer vor dem Todten und hielt seine Hand in der ihrigen, dann sagte sie unter stürzenden Thränen: „O meine Kinder, danket Gott und freut Euch mit mir! Der arme Vater wußte, daß ich bei ihm war!“

„Wie gern hätt' ich gewünscht, meine gnädigste Frau, daß die Besinnung des Verbliebenen in größerem Maße wiedergekehrt wäre!“ sagte der Geheimrath. „Und doch, wie freut es mich, daß Sie wenigstens dies, wenn auch nur sehr kleine Wunder noch schließlich erleben durften.“

„Für mich ist es groß genug gewesen,“ erwiderte Irene mit dankbarem Blick, „und der Trost dieses Wunders wird ausreichen für mein ganzes Leben.“ Dann stand sie auf und der Geheimrath reichte ihr den Arm.

Nun trat auch Wolf weinend zur Leiche des Vaters hin und drückte ihm zum letzten Liebesdienst die halboffenen Augen zu, wobei er sprach: „Bei Gott, Vater, ich wollte Dir ein guter, ehrfurchtsvoller Sohn sein. War ich's nicht immer, dann verzeih' mir's!“

Auch Dora legte jetzt ihre Hand auf die bleiche Stirn des Todten und sagte: „Schlaf wohl, armer Vater! Ich gönne Dir deinen ewigen Frieden!“ —

Schon am folgenden Tag fuhren alle Drei als Geleite

des Leichenwagens nach Schloß Goos. Es war ein thränenreicher Abschied vom Hause des Geheimraths und auch in diesem war es wie ausgestorben geworden, so hatten sie sich Alle darin mit diesen guten, edlen Menschen zusammengelebt. —

In welcher Stimmung Irene in ihrem Hause daheim wieder ankam, aus dem sie vor kaum einem Jahr denselben Mann „böswillig verlassen“, mit dessen Leiche sie jetzt wieder heimgekehrt: wer wollte sich all' ihre vergleichenden Gedanken dabei erst erzählen lassen? —

Zwei Tage darauf wurde der Todte in der Familiengruft beigesetzt und zwar in aller Stille. Nur die nächste Familie, zu der sich jetzt auch der längst mit seiner Schwester ausgehohnte Bruder, Fritz von Klinger, gesellte, die Beamten und die Dienerschaft, wohnten der kirchlichen Einsegnung bei, die der alte Pastor Krüger bei seinem einstigen Bögling vornahm. Die Wittve, wie die Kinder, hatten die gleiche Empfindung: zu solch tragischem Lebensabluß ziemten sich weder prunkvolle Feierlichkeiten, noch fremde Gesichter. —

So war der Vater in der Ruhe des Grabes gebettet und die Mutter ihrem Hause zurückgegeben, ihrem eigenen Frieden, sowie der Liebe und Sorgfalt ihrer Kinder. Jetzt konnte auch Dora mit ruhigem Herzen ihren eigenen Weg antreten, zu dem das Unglück und der Ernst des Lebens sie längst schon hingezogen, und wovon nur die nächststehende Sorge für die Mutter sie bisher fern gehalten hatte: den Weg des allgemeinen Erbarmens — in's Diakonissinnenhaus. —

Als der Frühommer dann herankam, lag die erste Enkelin im Schooß der Großmutter, die das Kind als Pathin über das Taufbecken hielt. Gleich ihr ward es „Irene“ genannt, ein Name, der „Friede“ bedeutet, und

den die großmütterliche Pathin an ihrem ganzen Leben so wahr gemacht hatte.

Auch Elisabeth's Mutter, die schon vor einigen Wochen hier eingekehrt war, durfte den Tag jetzt dankbar segnen, der die beiden jungen Eltern einst zusammengeführt, ihrem Mutterherzen erst so schwere Sorge und nun eine so reine Glücksfreude geschaffen hatte. —

Fast zu gleicher Zeit gelangte die Trauerbotschaft hierher, daß Eckert von Delz, der im vorigen Herbst seinen Abschied genommen, als einer der muthigsten Pioniere deutscher Kultur, in Ostafrika dem Fieber erlegen sei. Mitten im Weltmeere war er versenkt worden. Ob auch die Delzer Waldblumen mit ihm? Wer weiß es? — Daß sie ihn aus Europa für immer fortgetrieben: das zum Mindesten war gewiß. Nur ein Leben voll Mühsal und Gefahren hatte noch Reiz für ihn, und Elisabeth weinte ihrem Vetter herzliche Thränen nach. Von seiner damaligen Anwesenheit in Goos und seinen abenteuerlichen Zumuthungen redete sie auch nach seinem Tode zu Niemandem, auch nicht zu Wolf. Sie wollte die Ehre seines Gedächtnisses bei Allen, die Eckert lieb hatten, für alle Zeit rein erhalten. Vor ihrem Manne mit ihrer damaligen Treue nachträglich zu prahlen, das vermochte sie erst recht nicht über's Herz zu bringen. —

Und Friede war's fortan in dem Goos'schen Hause, in jedem einzelnen Herzen und zwischen denselben — der Friede der zusammengehörigen Liebe und Reinheit der Lebensführung.

Der nunmehrige Majoratsherr Wolf von Goos war weit und breit geachtet und geliebt als das Musterbild eines Gutsherrn, der den Adel seines Namens durch gediegene Bildung, ritterliche, menschenfreundliche Gesinnung und treues

Ausfüllen seines Berufs stets neu zu verdienen suchte und seine junge schöne Frau stand ihm dabei ebenbürtig, sein Leben stützend und verschönernd, zur Seite. Konnte Irene deshalb nicht ihr ganzes früheres Leiden und Dulden jetzt wie einen schweren Traum vergessen und verschmerzen, da sie in ihren alten Tagen zu solch' neuem glücklichen Dasein gleichsam wieder neu erwacht war? — An Werner dachte sie nurmehr mit verklärter Wehmuth zurück, sogar voll Dankes, denn von Allem, was sie einst von dem Gatten vergeblich ersehnt, erbeten und erhofft — davon ward ihr nun vom Sohne die reichste Fülle zu Theil: im Haus- und Völkerseggen treuer ehelicher Liebe und tüchtiger Arbeit. Und ihre alten Tage erquickte jetzt das weihevollste, rein gestimmte Hymnenlied dieses jungen Hauses, wie es einst ihr eigenes eheliches Heim nur ganz kurze Zeit durchflungen hatte.

E n d e.

Princeton University Library



32101 068182383



This Book is Due

P.U.L. Form 2

Princeton University Library



32101 068182383

This Book is Due

P.U.L. Form 2

Princeton University Library



32101 068182383

Princeton University Library



32101 068182383

